Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Dritte Gesammtausgabe.

Dreißigster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.

Zur Geschichte

von

Oesterreich und Preußen

zwischen den Friedensschlüssen

zu

Aachen und Hubertusburg.

Von

Leopold von Ranke.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1875.

Inhalt.

Maria Theresia,

ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755 *).

Aus den Papieren des Großkanzlers Fürst.

---

*) Zuerst erschienen in der Historisch-politischen Zeitschrift. Bd. II.

Seltener als man wünschen möchte geschieht es, daß ein bedeutender historischer Moment auch den Mann findet, der es versteht ihn zu beobachten und sich die Mühe nicht verdrießen läßt, seine Beobachtungen für Zeitgenossen oder Nachkommen aufzuzeichnen.

Und doch kann es ohne dies zu einer recht lebendigen Kenntniß eigentlich gar nicht kommen. Namentlich jede innere Staatsentwickelung beruht auf den mannigfaltigsten Wirkungen und Gegenwirkungen realer und persönlicher Motive; die Resultate mögen sein welche sie wollen, und noch so sehr eine unbedingte Gültigkeit in Anspruch nehmen, so wird das schärfere Auge alle jene Elemente in ihnen erblicken. Jede Gegenwart ist von der Vergangenheit erfüllt, und dies verbürgt uns die Zukunft.

Es ist vorlängst bekannt, und wäre es auch nur aus den Werken Friedrichs des Großen, welche durchgreifende innere Reformen die österreichische Monarchie zwischen 1748 und 1756, zwischen dem Frieden von Aachen und dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges erfahren hat. Gewiß einer der wichtigsten Abschnitte ihrer Geschichte. Von den bisherigen breiten und laxen Formen, in denen die Provinzen beinahe für sich bestanden und keine nachdrückliche Regierung möglich war, erhob sich Oesterreich zur Einheit der Verwaltung, dem Bewußtsein seiner Kräfte und der Fähigkeit einer freien Bewegung.

In dieser Epoche, im Jahre 1752, schickte Friedrich II. einen schlesischen Edelmann, Carl Joseph Maximilian Freiherrn von Fürst und Kupferberg, den er später zu der höchsten Stelle in der Justizverwaltung befördert hat, zur Regulirung des schlesischen Schulden- und Commercienwesens an den kaiserlichen Hof nach Wien.

Fürst war noch in frischen Jahren, gebildet, aufmerksam, verständig: er ließ die merkwürdige Bewegung, in die er traf, nicht unbeachtet an sich vorübergehn.

Nach der Sitte unserer Väter legte er sich gleichsam Acten an, in die er alles aufnahm, was ihm merkwürdig vorkam: Verordnungen, Denkschriften, Entwürfe, statistische Angaben, fliegende Blätter;

gleichviel, ob handschriftlich oder gedruckt, sechs Bände; er gab ihnen den Titel: „Sammlung einiger Nachrichten aus Wien und österreichischen Staaten."

Actenstücke zu sammeln wäre nun auch wohl ein Anderer fähig gewesen; Fürst wußte die Gelegenheit, welche ihm seine Mission, die zugleich diplomatischer und administrativer Natur war, verschaffte, zu benutzen, um wie den Hof und die diplomatische Welt, so auch die in dem innern Dienst einflußreichen und wirksamen Staatsmänner zu beobachten. In der That brachte er es zu einer ungewöhnlichen Einsicht in die Natur jener Reformen. Als er zurückgekommen, legte er die Resultate seiner Bemerkungen in einer kleinen Schrift: Lettres sur Vienne écrites en 1755, nieder.

Diese Briefe mit einigen Documenten aus der erwähnten Sammlung sind nun die Quelle, aus welcher der nachfolgende Aufsatz geschöpft worden.

Ich darf jedoch nicht verschweigen, daß sie, obwohl niemals gedruckt, doch auch nicht ganz unbekannt geblieben sind.

Friedrich Nicolai gedenkt in seiner Reisebeschreibung zuweilen eines Mannes von großen Einsichten, den er nicht nennen dürfe, dem er aber zuverlässige Nachrichten über Oesterreich verdanke; — er erwähnt „handschriftliche Briefe dieses Gönners, geschrieben im Jahre 1755"; in den Beilagen zu seinem dritten Bande hat er einige Proben daraus mitgetheilt, die in der That zu den besten Stücken seines Buches gehören: — der Mann von großen Einsichten, der Gönner ist unser Fürst: die Briefe sind das Werk, von dem wir handeln.

Was Nicolai mitgetheilt, hat nun auch seinen Weg weiter gemacht. Es läßt sich leicht bemerken, daß der sechste und siebente Band von Mirabeau: De la monarchie Prussienne, in denen von Oesterreich die Rede ist, fast durchaus aus jener Reisebeschreibung entnommen sind.

Unser Landsmann ist in Vergessenheit und Mißcredit gerathen; man erinnert sich desselben mit einer Art von Mitleid und Achselzucken: Mirabeau wird als einer der ersten Genien des Jahrhunderts betrachtet. So sieht die Nachwelt sie an: im Leben mochten sie einander näher stehen: in ihrer Gesinnung giebt es Berührungspuncte. Nicolai hatte die Beschränktheit, sich einer aus der Tiefe des nationalen Geistes emporsteigenden literarischen Tendenz in matter Selbstgenügsamkeit zu widersetzen: Mirabeau prägte einer entstehenden neuen Welt in dem Moment ihrer Geburt das Siegel seines Geistes auf. Die Nachwelt richtet sie nach dem Antheil, den sie an ihr haben.

Wie gesagt, es giebt Berührungspuncte in ihrer Gesinnung: jenes Buch, in welchem Mirabeau nicht selten die Wahrnehmungen Nicolais publicirt, kann davon Zeugniß geben: eine Reihe von Ideen, die das achtzehnte Jahrhundert beherrschten, sind ihnen gemein. Aber eben diesen Ideen setzte sich die literarische Tendenz, die Nicolai so vergebens bekämpfte, mit unbewußten jedoch überlegenen Kräften entgegen, und machte ihrer Herrschaft im Reiche des echten deutschen Geistes ein Ende. In Frankreich dagegen kamen sie erst jetzt praktisch zu ihrem rechten Ausdruck, wurden sie erst vollständig eine Weltmacht. Bei uns, literarisch, stießen sie in ihrer verlebten Altklugheit alles was Geist hatte von sich; praktisch in Frankreich eröffneten sie dem Ehrgeiz eine unermeßliche Bahn, und rissen durch die Neuheit der Aussichten, die sie darboten, auch schwunghafte und selbständige Geister mit sich fort. — Jedoch wohin gerathe ich? Ich wollte nur bemerken, daß Mirabeau den Mittheilungen Nicolais weitere Verbreitung verschafft hat. Auch bei Mirabeau erscheinen die „Lettres écrites en 1755, rapportées par M^r^ Nicolai: certaines lettres, dont M^r^ Nicolai a reçu communication et qu'il assure venir d'une personne digne de confiance", und mit vieler Genugthuung wird daraus wiederholt, was bei Nicolai zu finden war.

Insofern nun sind die Briefe von Fürst nicht durchaus unbekannt. Was aber davon in jenen Büchern aufgenommen oder benutzt ist, macht doch nur den geringsten Theil ihres Inhaltes aus. Nicolai vermied alles Persönliche: auch in den Stellen, die er aufnahm, schied er das sorgfältig aus; was er mittheilt, ist höchst fragmentarisch: von seinem Zusammenhang, seiner Beziehung auf die Zeitumstände losgerissen, und auf die josephinische Epoche übertragen, verliert es seine Bedeutung. Bei der ersten Durchsicht der Briefe bemerkte ich mit Verwunderung, wie ein so ganz anderes Werk sie sind, als es dort scheint, und wie viel mehr sie enthalten. Der Großkanzler hatte Nicolai erlaubt, eine Abschrift davon zu nehmen; er hatte ihm später jene Sammlung von Actenstücken zum Geschenke gemacht; aus der Bibliothek Nicolais sind sie mir von deren jetzigem Besitzer Herrn Dr. Parthey freundlichst mitgetheilt worden. Meine Absicht ist nun, ihren wesentlichen Inhalt in dem folgenden Aufsatze wiederzugeben. Ich kann nicht daran denken, weitere Untersuchungen anzustellen, die Nachrichten und Urtheile, die ich finde, genauer Prüfung und Läuterung zu unterwerfen: die historische Literatur von Oesterreich ist vornehmlich über die neuern Zeiten so kärglich ausgestattet, daß dies nicht auszuführen wäre. Glücklicher Weise ist das auch nicht so un=

bedingt nothwendig. Dem Publicum muß es sogar lieber sein, die Beobachtungen eines Mannes von dem Rufe unsers Großkanzlers über so ausgezeichnete Persönlichkeiten und einen so wichtigen Zeitpunct ohne fremdartige Zusätze in die Hand zu bekommen.

So schrieb ich im Jahre 1836. Seitdem aber sind auch der inneren Geschichte Oesterreichs eingehende Studien gewidmet worden. Namentlich hat Arneth im vierten Bande seines Werkes über Maria Theresia sich ausführlich über die Administration und innere Reform des österreichischen Kaiserstaates verbreitet. Aus dem Tagebuch eines der vornehmsten Mitglieder des Hofes, des Fürsten Joseph Khevenhiller sind Aufzeichnungen über das Hofleben und die Persönlichkeiten jener Zeit veröffentlicht worden [1]. Man hat die Berichte eines preußischen Gesandten über die Jahre 1746, 1747 und 1748 an das Licht gezogen [2]. Aber das Wichtigste sind zwei Denkschriften, die von Maria Theresia selbst herstammen, wie sie sagt, Instructionspunkta für ihre Posterität [3], in denen sie die Motive ihrer Reform, ihr Verhältniß zu den überwiegenden Persönlichkeiten auseinandersetzt. Die Denkwürdigkeiten von Fürst sind dadurch an ihrem Werthe nicht geschmälert worden. Man hat sie allgemein als einen zuverlässigen und unterrichteten Beitrag zur Kunde und Auffassung jener Zeiten anerkannt. Ihre Angaben sind durch Alles, was später mitgetheilt wurde, bestätigt worden.

1) Adam Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresia's.

2) Relationen des Grafen von Podewils über den Wiener Hof in den Jahren 1746, 1747 und 1748, von Adam Wolf in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bd. V. S. 466 veröffentlicht.

3) Im Archiv für österreichische Geschichte XXXXVII. Bd. 2. Hft., von Arneth veröffentlicht.

1. Die Kaiserin.

Die Kaiserin ist eine der schönsten Prinzessinnen von Europa: allen ihren Nachtwachen und Wochenbetten zum Trotz hat sie sich sehr gut conservirt. Sie hat einen majestätischen und doch zugleich freundlichen Blick, selten verschwindet die Heiterkeit von ihrem Gesicht, obgleich hieran Wille und Selbstüberwindung auch zuweilen ihren Antheil haben mögen. Man nähert sich ihr nicht ohne von Bewunderung durchdrungen zu werden.

Die Kaiserin wendet nicht die Sorgfalt anderer Frauen auf ihren Putz; ihre Kammerfrauen entscheiden über ihren Anzug. An dem, was man Zerstreuung nennt, findet sie kein Vergnügen. Früher liebte sie Jagd, Spiel und Theater: das Einzige, woran sie jetzt Geschmack findet, ist die Regierung ihres Staates und die Erziehung ihrer Kinder.

Von sechs Uhr an, wo sie damit beginnt, die Gesuche und Berichte zu lesen, welche den Abend zuvor eingegangen, vielleicht auch sie sich von ihren Kammerfrauen oder jungen Fräulein, die am Hofe erzogen werden [1]), vorlesen zu lassen, ist der größte Theil des Tages den Geschäften gewidmet. Es ist hier nicht wie an anderen Höfen, wo man bloß durch den Cabinetssecretär an seinen Fürsten zu gelangen vermag. Auf mancherlei Weise können sich die Unterthanen ihrer Kaiserin nähern. Alle Morgen um zehn ist es jedem Privatmann erlaubt, seine Bittschrift, die nur gleich auswendig seinen Namen tragen muß, abzuliefern. Der dienstthuende Kammerherr, der Hauptmann der Leibwache sind angewiesen, an der Thür des Vorzimmers die Eingaben in Empfang zu nehmen und sie der Kammerfrau zu überliefern, welche sie der Kaiserin einhändigt. Will man sich aber auf so viele Hände nicht verlassen, so sucht man eine von den begünstigten Kammerfrauen zu gewinnen, z. B. die Gutenberg, die dann die Bittschrift zur gelegensten Zeit abgiebt.

Eigene Audienz bekam man früher ohne alle Schwierigkeit; jetzt ist es nothwendig, dem Großkämmerer ein Billet beizubringen, unter=

1) ou quelques jeunes élèves.

zeichnet von dem Minister des Departements, zu welchem die Sache gehört, die man vorzutragen gedenkt; — und allerdings wird dadurch die Möglichkeit, Beschwerden vor den Thron zu bringen, sehr vermindert. Hat man aber einmal Audienz, so braucht man sich nicht an den Gegenstand zu binden, um dessen Willen man sie sich verschafft hat. Man kann sein ganzes Herz ausschütten, und genießt doch wenigstens den Trost dies gethan zu haben, selbst wenn man nichts weiter damit gewinnen sollte. Es kommt wohl vor, daß Einer oder der Andere diese Freiheit mißbraucht. Eines Tages bot sich Jemand der Kaiserin zum Unterricht der Erzherzoge und Erzherzoginnen an, indem er die besondere Gabe rühmte, die ihm beiwohne, junge Leute ohne Talent zu bilden. Die Kaiserin wies ihn an Graf Bathyany, ohne sich ihr Mißfallen merken zu lassen. Aber diese Art von Mißbrauch hebt den Nutzen nicht auf, der aus der Freiheit mit seinem Fürsten zu sprechen entspringt.

Die Minister der verschiedenen Departements haben jeder einen bestimmten Tag in der Woche, wo sie mündlich Vortrag halten [1]). Die Kaiserin wendet viel Zeit auf diese Conferenzen; die minder wichtigen Sachen entscheidet sie auf der Stelle; ist der Gegenstand aber von einiger Bedeutung, so faßt sie ihren Entschluß erst nach reiflicher Ueberlegung in ihrem Cabinet, und vermerkt denselben eigenhändig auf den eingegebenen Berichten und Gesuchen; noch an dem nemlichen Abend oder den andern Morgen schickt dann der Cabinetssecretär, Herr von Koch, die Papiere an das Departement zurück, an das sie gehören.

Es ergiebt sich von selbst, wie wenig Zeit der Kaiserin zu den Dingen übrig bleibt, mit denen sich so viel andere Fürsten den größten Theil ihres Lebens beschäftigen. Ist sie ermüdet und will sie sich erholen, so sieht sie ihre Kinder. Alle Tage ohne Ausnahme, wenn sie zu Wien ist, thut sie das drei oder viermal. In Schönbrunn und Laxenburg ist nicht Platz genug für die ganze Familie: die kleinsten bleiben in Wien: die Kaiserin sieht sie dann nur einmal in der Woche. Sie ist eine zärtliche und strenge Mutter. Die Erzieher und Lehrer werden über die Aufführung ihrer Zöglinge gehört; es kom=

1) un jour fixé de la semaine auquel ils font de bouche en même tems leurs rapports par écrit et les requêtes des sujets, qui passent par eux au trône. Es wird heißen sollen, daß sie dann auch zugleich ihren Vortrag schriftlich eingeben, so wie die Gesuche der Privatpersonen, die durch ihre Hände gehn.

men Belohnungen und auch Strafen vor, eben so gut wie bei Privatleuten.

Noch muß ich hinzufügen, daß die Kaiserin alle äußeren Verpflichtungen der Religion sorgfältig erfüllt. Sie hört alle Tage eine Messe, und fehlt bei keiner Ceremonie, zu der Religion oder Etikette sie verpflichten.

So oft Ihre Majestäten öffentlich (en cérémonie) zur Kirche gehn, oder öffentlich speisen, können die Damen, welche den Zutritt haben. Theil nehmen: auch die Männer können erscheinen. Außer den bestimmten Gesellschaftstagen (jours d'appartement) sieht die Kaiserin nur die Damen, die zum Souper eingeladen sind. So lange die Gräfin Fuchs lebte, konnte man alle Abend diese besuchen.

Das Mittagsessen dauert immer nur sehr kurze Zeit, oft speist die Kaiserin allein in ihrem Cabinet, besonders wenn es heiß ist, wogegen sie sich sehr empfindlich zeigt.

Die Kaiserin hat eine erhabene Denkungsart, sie denkt und handelt als Fürstin. Der größte Vorwurf, den man ihr machen könnte, ist, daß sie ein zu gutes Herz hat: sie sollte etwas weniger freigebig und edelmüthig sein. Was auf der einen Seite durch die neuen Einrichtungen in ihren Finanzen gewonnen wird, geht auf der andern durch die Belohnungen darauf, welche sie den Staatsmännern zugesteht, denen sie die Vermehrung ihrer Einkünfte verdankt. Ich habe ungeheure Summen auf diese Weise ausgeben sehen. Die Veränderung des Ministeriums im Jahre 1753 allein hat der Kaiserin gegen eine Million gekostet. Sie gab dem Grafen Bartenstein über 100,000 Gulden, um ihn über den Verlust seiner Stelle als Staatssecretär zu trösten. Dem Grafen von Uhlefeld bezahlte sie 100,000 G. Schulden, und gab ihm überdies 30,000 Gulden, um sich ein Haus zu kaufen. Das Haus, das sie dem Grafen Kaunitz schenkte, kostet 100,000 Gulden. Für den Grafen Rudolf von Chotek wird ein anderes gebaut, das ihr wenigstens 300,000 Gulden zu stehen kommt. Die Erweiterung der Kanzlei des Grafen Haugwitz muß ihr gewiß 250,000 Gulden kosten; das Haus für den Grafen Korcinsky und das Justizdepartement 100,000 Gulden. Wolzcek und Johann Chotek haben jeder zu seiner Wohnung 12,000 Gulden bekommen. Der Graf Kaunitz und der Vicekanzler des Directoriums Baron Bartenstein haben Zulagen erhalten.

Wer eine Hofdame heirathet, wird mit einer Pension begnadigt, die zuweilen 2000, zuweilen 3000 Gulden beträgt.

Eine Menge Almosen werden täglich ausgetheilt, die kleinern

durch den Kammerheizer Stockel, wenn sie von einiger Bedeutung sind, durch den Geheimen Zahlmeister Deer. Wenn die Kaiserin auf diese Weise fortfährt, so wird sie wahrhaftig keine Schätze sammeln, wie ihr erlauchter Gemahl.

Bei alle dem ist sie jedoch lange nicht mehr so geliebt wie im Anfange ihrer Regierung. Alles schreit gegen die neuen Einrichtungen und gegen die Schlesier, die den Plan dazu gemacht haben. Aber wo ist das Land, wo man sich nicht über den Fürsten und die Minister beklagt, die an der Spitze der Geschäfte stehn?

Als die Kaiserin die Regierung antrat, fand sie alles in der größten Unordnung, und ein achtjähriger Krieg konnte den Finanzen nicht aufhelfen. Welcher andere Souverän würde binnen sieben Friedensjahren vermocht haben, die Dinge auf den Fuß herzustellen, wo wir sie gegenwärtig sehen. Bis in die spätesten Zeiten wird man anerkennen, daß Maria Theresia eine der größten Fürstinnen der Welt war. Das Haus Oestreich hat ihres Gleichen nicht gehabt.

2. Der Kaiser.

Kaiser Franz I. ist ein wohlgebildeter Fürst, der den kaiserlichen Thron ziert. Er weiß das Ansehen der Majestät zu behaupten, so oft der Glanz des Diadems, das er trägt, es fordert; in demselben Grade aber ist er im Umgang mild, gut und leutselig. Obwohl er am Hofe Karls VI. erzogen worden, der ein strenger Beobachter der Etikette war, so hat er doch die prunkvolle Gezwungenheit, in der sich früher die römischen Kaiser gefielen, so viel als möglich verbannt. Er ist populär und lebt mit mehreren Personen seines Hofes sogar auf vertrautem Fuße, z. B. dem Oberhofmeister Fürsten von Trautson, dem Oberstallmeister Prinzen Auersberg, dem Oberhofbauintendanten Grafen Losy, dem Oberküchenmeister Grafen von St. Julien, General Grafen Spada, und Commandeur Gr. Joseph von Kinsky.

Die Damen, die er auszeichnet, so daß er sie zuweilen besucht, sind die Fürstin Dietrichstein, die Gräfinnen Taruca, Daun und Losy. Ueberhaupt ist er gegen das schöne Geschlecht zuvorkommend und liebt es sogar. Man hat mir gesagt, in der Akademie zu Crems befinde sich die Frucht einer ungesetzlichen Liebe, deren einziger Vertrauter der Graf Toussaint gewesen; aber man kann nichts dafür anführen, als daß die Aehnlichkeit beim ersten Blick Jedermann in die Augen falle; mit gutem Grund kann man an der Wahrheit dieses Gerüchtes zweifeln. Der Kaiser ist zu gut beobachtet; er würde gar

nicht im Stande sein eine Untreue gegen seine Gemahlin zu begehen, gesetzt auch, daß er sie nicht so liebte wie er sie liebt, und nicht so viel Ursach dazu hätte. Vielmehr muß man gestehn, daß wenig Privatleute in einer so innigen Eintracht leben wie der Kaiser und die Kaiserin. In der langen Reihe von Jahren, in so verschiedenen Lagen mag wohl zuweilen eine kleine Differenz eingetreten sein; die Oberhofmeisterin Gräfin Fuchs, eine geschickte Vertraute beider Theile, hat aber immer verstanden, das gute Vernehmen ohne Verzug wieder herzustellen. Auch wird diese Dame seit ihrem Tode von beiden Majestäten schmerzlich vermißt: sie haben ihr die beispiellose Ehre erwiesen, sie in der kaiserlichen Gruft beisetzen zu lassen.

Der Kaiser ist mäßig; selten trinkt er Wein; er zieht die gewöhnlichen Speisen einer ausgesuchten Küche vor. Er erträgt eher Hitze als Kälte. Sein vornehmstes Vergnügen ist von jeher die Jagd gewesen. Er hält eine Menge Jäger, aber er ist nicht eben immer sehr gut bedient; zuweilen verfolgt er den Hirsch einen Tag lang, ohne daß er ihn träfe; was ihm um so unangenehmer ist, weil Damen und Fremde dabei zu sein pflegen. Man hat schon gesagt, er wolle die Parforcejagd ganz aufgeben. Der Kaiser schießt gern, und da er sehr gut schießt, so macht ihm die kleine Jagd von Hasen, Fasanen und Rebhühnern das meiste Vergnügen. Im Jahre 1753 hat der Kaiser ganz Böhmen und Mähren mit seiner Jagd durchzogen, und die Zeitungen haben eine unglaubliche Menge von Wildpret angegeben, das dabei geschossen worden. Im Frühjahr vergnügt sich der Hof ein paar Wochen zu Laxenburg mit der Beize.

Auch liebt der Kaiser das Spiel: — Pharo und Würfel spielt er hoch; — außer den oben genannten Begünstigten nehmen ein Paar Piemontesen, zwei Brüder Grafen Guasco, der eine General, der andere Oberst, daran Theil. Mit einigen andern in Gemeinschaft halten sie gewöhnlich die Bank und gewinnen viel Geld: der Kaiser hat im Jahre 1754 über 10,000 Ducaten verloren. Niedriger spielt man Billard, da fehlen jene verwegenen Spieler. Verbotene Hasardspiele kommen bei Hofe nur während des Carnevals und des Aufenthaltes in Laxenburg vor.

Seit einiger Zeit findet der Kaiser Geschmack an der Gärtnerei. Er hat sich einen holländischen Gärtner kommen lassen, und geht immer mehr darauf ein.

Auch alle neuen mechanischen Erfindungen interessiren diesen Prinzen; Stunden lang beschäftigt er sich mit den Meistern, welche ihm neue Maschinen vorlegen; er prüft sie in seinem Cabinet, wozu

Niemand Zutritt hat. Er drechselt selbst; die Prinzipien der Mechanik hat er inne.

Er ist im Besitz eines Schatzes von Gemälden und Antiquitäten; jetzt sammelt er nicht mehr. Auch hat er Liebhaberei an den Münzen. Seine Sammlung von Ducaten verschiedenen Gepräges aus dem letzten Jahrhundert beträgt schon 10,000 Stück.

Ob er gleich im Grunde seines Herzens von aller Bigotterie entfernt ist, so beobachtet er doch die religiösen Gebräuche an den durch Herkommen und Etikette festgesetzten Tagen unfehlbar. Ich habe ihn selbst am Charfreitage zu Fuß und in Procession nach Herrnals gehn und seine Kniebeugung bei jeder Station des Calvariumberges verrichten sehen.

3. Reichssachen. Reichshofrath.

Der Kaiser, als Reichsoberhaupt, hat den Reichsvicekanzler Grafen Colloredo zu seinem ersten Minister. Graf Colloredo bezieht 20,000 Gulden Gehalt, die aber sammt allen Accidenzien bei weitem nicht zu dem ungemeinen Aufwand, den er macht, zureichen. Er ist leicht zugänglich und human; aber das Vergnügen, Spiel, Weiber und Jagd liebt er mehr als die Geschäfte. Die Last derselben erleichtern ihm die beiden Secretäre seines Departements, Mohr und Gundel; doch muß man gestehn, daß er von allen Geschäften im Allgemeinen Kenntniß nimmt, und die Gabe hat leicht aufzufassen, was ihm vorgetragen wird. In den öffentlichen Functionen macht er eine würdige Figur.

Ich habe der Belehnung des schwedischen Gesandten Grafen von Bork mit Schwedisch-Pommern beigewohnt. Graf Bork hielt seine Rede lateinisch, Graf Colloredo antwortete ihm aus dem Gedächtniß ohne Anstoß in der nemlichen Sprache. Es ist das eine für die Fürsten des Reiches so interessante Ceremonie, daß ich eine kurze Beschreibung derselben einflechten will.

Derjenige, welcher die Lehen empfangen soll, fährt an dem bestimmten Tage früh um elf Uhr wenigstens mit Einem Wagen mit sechs Pferden in einem Hause nahe der Burg vor. Die meisten haben zwei sechsspännige Carossen, eigen oder gemiethet; manche lassen sich noch von andern begleiten. Graf Bork hatte zwei eigene prächtige Carossen mit sechs Pferden; zwei Heiducken und sechzehn Lakeien in schöner Gallalivree gingen voran. Sobald es nun dem Kaiser

gefällig ist, fährt der Gesandte in den zweiten Hof der Burg, und begiebt sich in den Rittersaal, dessen Thüren man hierauf schließt. Indessen erhebt sich der Kaiser, von einem großen Gefolge begleitet — Alle in spanischer Tracht — nach dem Thronzimmer; den Hut auf dem Kopf, setzt er sich auf den Thron: sein Gefolge bildet einen Kreis um den Teppich, der auf dem Fußboden liegt; da die Inhaber der erblichen Reichswürden der Ceremonie nicht mehr beiwohnen, so versehen Diejenigen ihre Stellen, welche die entsprechenden Aemter an dem kaiserlichen Hofe bekleiden, und stellen sich auf den Stufen des Thrones auf: auf der ersten Stufe zur Rechten der Oberhofmeister und der Marschall, mit dem bloßen Schwert in der Hand; zur Linken der Oberstkämmerer und der Reichsvicekanzler. Der Hauptmann der Leibwache steht auf der zweiten Stufe. Hierauf tritt der Gesandte ein, ebenfalls spanisch gekleidet, und macht drei Kniebeugungen, bis er an den Teppich gelangt; hier hält er knieend seine Anrede, um die Lehen zu verlangen. Der Kaiser ruft den Vicekanzler durch einen Wink herbei, und giebt ihm den Befehl zu antworten; dieser erklärt dann in einer kurzen Rede, daß es dem Kaiser gefalle die Lehen zu ertheilen. Der Gesandte steigt die Stufen hinauf, und wirft sich zu den Füßen des Kaisers noch einmal nieder; auf ein Evangelienbuch, das der Oberstkammerherr und der Oberhofmeister über den kaiserlichen Knien halten, legt er seine rechte Hand; in dieser Stellung leistet er den Eid, den der Reichsvicekanzler ihm vorliest. Hierauf empfängt der Kaiser das Schwert aus den Händen des Marschalls, und reicht es dem Gesandten zum Kusse dar. Mit Kniebeugungen kehrt der Gesandte an den Rand des Teppichs zurück, hier dankt er dem Kaiser mit einer kurzen Anrede für die Belehnung, worauf er mit neuen Kniebeugungen nach der Thür zurückschreitet, durch welche er eingetreten war. — Man liebt in Wien diesen Act: den Fürsten verursacht er immer gewaltige Kosten.

Ich kehre jetzt von meiner Abschweifung zurück.

Der Reichshofrath, das oberste Reichscollegium, sollte das Heiligthum der Themis sein: aber ganz Deutschland weiß, wie wenig man sich bei diesem Gerichtshof auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassen darf, wenn man nicht durch Begünstigungen unterstützt wird. Mit wenigen Ausnahmen herrschen hier Leidenschaft, Unkunde und Interesse; die Hinneigung des Kaisers ist das höchste Gesetz. Die Wahl der Präsidenten und der Räthe hängt einzig und allein vom Kaiser ab, und er sollte billig die geschicktesten Männer in ganz Deutschland für so wichtige Stellen aussuchen. Auch läßt sich nicht

in Abrede stellen, daß auf der Ritter- und Gelehrtenbank einige geschickte und gelehrte Männer sitzen; das nemliche aber könnte man nicht von der ersten Classe, der Grafen- und Herrenbank, sagen. In dies Collegium, welches ehrwürdig sein müßte, habe ich junge Leute ohne die mindeste Erfahrung eintreten sehen. Den katholischen Universitäten fehlt es an tüchtigen Professoren der Rechte; so daß es dem jungen katholischen Adel schon gleich an der Gelegenheit mangelt einen guten Grund in der Jurisprudenz zu legen. Einige besuchen zwar unsere Universitäten; sie mögen da ihren Cursus mit vielem Fleiße machen und sich hernach auch der Praxis ernstlich widmen. Aber das sind nicht Leute, die in den Reichshofrath kommen. Hier treten vielmehr solche ein, die es gar nicht beabsichtigen, ihr Leben in dem mühevollen Geschäfte der Rechtspflege hinzubringen. Ich weiß nicht, durch welches falsche Prinzip der Reichshofrath die Pflanzschule geworden ist, aus der man die Gesandten an auswärtige Höfe wählt. Ein Mensch, der seinen Blick dahin gerichtet hat, studirt mit nichten Bartolus und Baldus. Er bemüht sich nicht, der durch so viele Chicanen verdunkelten Wahrheit einer Thatsache in voluminösen Acten nachzuforschen, oder in den mancherlei Gesetzbüchern aufzusuchen, was für den vorliegenden Fall Rechtens ist; sondern er ergreift das als die Wahrheit, was auf den ersten Blick den meisten Anschein darbietet, was sich nach den Umständen am leichtesten behaupten läßt, — er ist mit sich zufrieden, wenn er es so weit bringt, seiner Ansicht eine geistreiche Wendung zu geben. Außerdem sind nun aber diese Mitglieder des Reichshofrathes größtentheils zugleich kaiserliche Kämmerer; während der vierzehn Tage, wo sie den Dienst haben, müssen sie den Faden der Geschäfte verlieren. Wie seid ihr zu beklagen, Fürsten und Staaten des Reiches; das sind die Leute, die über Eure Rechte, und wenn Ihr Euch nicht widersetzt, selbst über Euer Eigenthum entscheiden! Man wird mir entgegnen, daß jede Sache in der Regel Referenten von beiden Bänken hat; und ohne Zweifel sehen die Gelehrten recht gut, auf welcher Seite das Recht ist; aber wollte Gott, daß sie auch andere Verhinderungen der Rechtspflege überwänden, ich meine Leidenschaft und Interesse. Großentheils aber sind die Räthe der zweiten Bank feile Seelen; hätte man dafür auch nicht so viele andere Beweise, so brauchte man nur den Aufwand zu berechnen, den sie machen. Der Gehalt eines Rathes beträgt 4000 Gulden; die gesetzlichen Sporteln, die er zieht, sind nur mäßig, da ja z. B. Belehnungen nur selten vorkommen; die Abgabenfreiheit, die sie genießen, will nicht

viel sagen [1]); die Meisten haben keinen Pfennig Vermögen; und dennoch geben sie über 10,000 Gulden aus. Welchen Schluß muß man natürlicher Weise hieraus ziehen! Die Mitglieder der ersten Bank haben bloß 2600 Gulden Gehalt, aber man kann ihnen keinen ähnlichen Vorwurf machen; die Meisten sind über alle Versuchung erhaben, und die Minderbegüterten beschränken sich in ihren Ausgaben.

Der Präsident des Reichshofrathes, Graf Ferdinand von Harrach, ist der ehrlichste Mann von der Welt, aber für die Leitung eines so wichtigen Collegiums ist er nicht thätig und scharfsichtig genug: auch besitzt er nicht die juristischen Kenntnisse, die dazu gehören. Er hat so gut wie gar keinen Einfluß.

Ich muß auch noch den Proceßgang erwähnen. Er ist durch die Reichsgesetze vorgeschrieben, aber in keinem andern Stücke bedürften diese einer Verbesserung so sehr wie in diesem. Das Ende eines Processes ist gar nicht mehr abzusehen; es sind ihrer so viel im Gange, daß zehn Jahre dazu gehören würden, sie zum Schlusse zu bringen; und täglich kommen neue hinzu. Es wäre zu wünschen, daß immer zuerst die alten abgemacht würden; aber darüber giebt es keine Verordnung; die Reihefolge hängt nur von Gunst und Gewogenheit ab. Ich würde einem Jeden rathen, sich seiner Sache selbst anzunehmen, ja die Richter absichtlich zu belästigen, damit sie in ihrem eigenen Vortheil sich seines so beschwerlichen Sollicitanten zu entledigen suchen. Leicht kann man erfahren, in welchen Händen eine Sache ist; der Referent trägt kein Bedenken sich mit den Parteien auf eine Discussion einzulassen; je mehr man es versteht ihn zu überzeugen, wäre es auch durch Thatsachen, die in den Acten nicht vorkommen, desto sicherer ist man durchzudringen. Es ist sogar nachtheilig, in der Unterhaltung mit seinen Richtern seine Sache nicht eifrig zu erwähnen. Von einem meiner Freunde, der seinen Proceß verlor, sagte mir ein Mitglied dieses erlauchten Körpers, er scheine selbst sein Unrecht eingesehen zu haben, er habe seine Sache niemals recht warm empfohlen.

4. Die Conferenz.

Den obersten Rath des Kaisers und der Kaiserin nennt man hier die Conferenz. Mitglieder desselben sind der Oberhofmeister

1) Les franchises qu'ils ont, ne regardent que la douane, les postes et le port des lettres.

Graf Uhlefeld mit 68,000 Gulden Gehalt; der Oberhofkanzler Graf Kaunitz mit 78,000 Gulden; — der Feldmarschall Graf Bathyany, der Reichsvicekanzler Graf Colloredo, und der Oberkammerherr Graf Khevenhiller. Sie führen den Titel Conferenzminister, und haben seit einiger Zeit den Vortritt. Der Reichshofrathspräsident Graf Harrach führt den Titel Reichsconferenzminister, und hat den Zutritt nur dann, wenn von Sachen des deutschen Reichs die Rede ist. Der Graf Colloredo führt zwar den nemlichen Titel, jedoch ist er zugleich Minister der Kaiserin und hat immer Zutritt. In dieser Conferenz werden die allgemeinen Angelegenheiten in Berathung gezogen und Entschließungen darüber gefaßt. Kaiserin und Kaiser haben oft darin präsidirt, besonders zu der Zeit, als alle Departements neu umgestaltet wurden: jetzt erscheinen sie nur noch selten.

Früher hatte sich eingeführt, daß die Conferenz in dem Hause des Oberhofmeisters gehalten wurde; seit aber der Graf Kaunitz Oberhofkanzler geworden, gesteht er dem Grafen Uhlefeld diese Auszeichnung nicht mehr zu. Die Versammlung ist immer im Spiegelzimmer des Hofes. —

Die Wahrheit zu sagen: in allen auswärtigen Angelegenheiten geben Kaunitz und Colloredo den Ton an; sie tragen den größten Theil derselben Ihren Majestäten unmittelbar vor, ohne sie erst den übrigen Mitgliedern mitgetheilt zu haben. Uhlefeld, Bathyany und Khevenhiller sind Nullen.

In den inländischen Geschäften haben die Chefs der Departements, deren Sache es anbetrifft, Eintritt in die Conferenz; und in der Regel sind sie es, welche darüber entscheiden. Die andern gehn auf eine Discussion nicht ein, welche Geschäfte dieser Art fordern.

Man sieht, daß die Conferenz weniger Aufmerksamkeit verdient als die einzelnen Departements, auf die ich nunmehr komme.

5. Auswärtige Geschäfte. Graf Kaunitz.

Der Oberhofmeister, Graf Uhlefeld, Präsident der Conferenz, sollte erster Minister der Kaiserin sein, in der That ist es aber der Oberhofkanzler Graf Kaunitz.

Unter ihm stehen ein Referendar, Herr von Binder von Kriegelstein, und drei Secretäre (Commis), Malechamps, Dorn und Kollenbach, die der Kanzler alle selbst ernannt hat; diese vier Personen verwalten die Geschäfte, welche sonst dem Staatssecretär Baron Bartenstein allein oblagen. Aber dazu kömmt noch, daß während sonst

alle fremden Gesandten sich unmittelbar an das Collegium, mit welchem sie zu thun hatten, wenden durften, Graf Kaunitz jetzt die Forderung macht, daß Alles durch seine Hände gehe. Er will Alles selbst sehen; und man soll glauben, daß er sich den Geschäften sehr ernstlich widme. Ob er nun wohl leicht auffaßt, viel Geist und Urtheil besitzt, so kann er doch nicht allem genügen: die Geschäfte werden sehr aufgehalten. Auch behandelt er die Sachen, welche nicht unmittelbar in die allgemeinen Angelegenheiten einschlagen, nur obenhin. Seine Bequemlichkeit, selbst seine Toilette, seine Vergnügungen kosten ihn viel Zeit. Bei dem vorigen Oberhofkanzler hatten die fremden Gesandten die Woche zwei Mal Gehör; Graf Kaunitz hat sie auf Einen Tag, den Dienstag beschränkt. Er steht spät auf, vor eilf Uhr ist er nicht sichtbar. Um zwei Uhr geht Jedermann zu Tisch; da die Botschafter den Vortritt haben, und die übrigen Gesandten und Geschäftsträger nach der Reihe, in der sie gekommen sind, vorgelassen werden, so trifft es sich häufig, daß man ein paar Stunden wartet, ohne den Minister sprechen zu können. Ich habe mich immer besser vorgesehen. Aber den Gesandten von Holland und von Sachsen ist es eines Tages begegnet, daß sie bis zwei Uhr gewartet hatten, und dann von einem Pagen des Grafen entlassen wurden, ohne daß dieser selbst, was seine Pflicht erfordert hätte, erschienen wäre, um sich zu entschuldigen.

Man behauptet, daß es noch keinen Minister gegeben habe, in den die Kaiserin ein so unbeschränktes Vertrauen gesetzt hätte, wie der Graf Kaunitz. Auch ist es gewiß, daß er mehr Geist, Feinheit des Betragens und Kenntnisse hat, als sein Vorgänger, Graf Uhlefeld. Nur waren die fremden Gesandten damals besser daran. Der Staatssecretär Bartenstein machte die Geschäfte: es war leichter die Geheimnisse zu erfahren. Auch hatte man mancherlei andere Wege, zum Ziel zu kommen. Aber der Graf Kaunitz ist nicht allein selbst unbestechlich und viel zu umsichtig um sich zu verrathen; auch seine Subalternen sind beinahe unzugänglich: ich habe sie ein einziges Mal auf einem Diner bei Baron Beckers zu Gesichte bekommen.

Graf Kaunitz zeigt sich unternehmend und fest. Da er sehr geschwind emporgekommen ist, so hat er viele Neider. Die französischen Manieren, die er sich angeeignet hat, und als ein Petitmaitre vom ersten Range festhält, so daß er sogar seine Muttersprache absichtlich radbrecht, machen ihn den alten Oesterreichern noch unerträglicher. Sein Haus ist nicht sehr besucht: Assemblee giebt er nicht, nur Abends liebt er es, eine gewählte Gesellschaft zu sehen; aber da er

sich auch dann mit Männern, selbst mit den fremden Gesandten, nur wenig unterhält, so stößt er Jedermann zurück. Mit seiner Schwester, der verwittweten Gräfin Questenberg, welche die Honneurs seines Hauses macht, stehn sich wenig Damen gut; und so beschränkt sich die kleine Cotterie auf ein paar hübsche Frauen, welche der Graf Kaunitz auszeichnet, z. B. die Fürstin Kinsky, Gräfin Clary, die Fürstinnen Lubomirska und Lichtenstein. Doch beweist keine von allen dem Hause so viel Anhänglichkeit wie die Gräfin Luzan. Graf Kaunitz hat noch eine Gewohnheit, welche der Welt nicht zusagt. Er hält alle Tage Tafel mit zwölf Gedecken, aber da er erst zwischen zehn und elf Uhr einladen läßt, und man dann unmöglich ihm zu Liebe die Engagements absagen kann, die man schon eingegangen, sei es bei Andern oder gar bei sich selbst, so bleibt seine Tafel häufig leer, und man findet zuweilen nur drei oder vier Gäste bei ihm.

Im Anfange seiner Gewalt wollte sich Graf Kaunitz auch über die Hofetikette hinwegsetzen. Mit der spanischen Tracht vereinigte er weißseidene Strümpfe: er erschien mit Haarbeutel und einem gewaltigen Muff. Obwohl man ihm gesagt hat, er möge sich besser in das Herkommen fügen, so thut er das doch nicht immer. Allenthalben begleitet ihn eine große Dogge, und nur nach Hofe nimmt er sie nicht mit.

Er spielt nicht, aber desto mehr liebt er das Theater; der Director der Schauspiele, Graf Durazzo, ist sein liebster und vertrautester Freund.

Im Allgemeinen ist er dem weiblichen Geschlechte sehr ergeben, besonders allem was hübsch und anmuthig ist. Aber es fehlt ihm an Anhänglichkeit, er fliegt von Einer zur Andern. Am längsten hat ihn die junge Fürstin Kinsky für sich seufzen sehen, aber vergeblich. Prinzessin Françoise folgt ihr nach, aber auch da scheint es ihm nicht gelingen zu wollen.

Einem Original dieser Art fehlt es nun nicht an Copien. Der junge Graf Perkes gab sich so viel augenscheinliche Mühe Kaunitz nachzuahmen, daß man ihn allenthalben den kleinen Kaunitz nannte. Seine Wagen, die Art die Pferde anzuschirren, selbst seine Perücken hat man ihm nachgemacht, und die Mode ohne Weiteres mit seinem Namen bezeichnet. Allmählig nimmt jedoch die Wuth der Nachahmung wieder ab.

6. Oesterreichische Gesandte an fremden Höfen.

Werden die Staatsgeschäfte in dem Cabinet des Fürsten auch noch so wohl erwogen, so sind doch zu ihrer weitern Ausführung geschickte Minister an den fremden Höfen unentbehrlich. Ich kenne die meisten Gesandten des Wiener Hofes persönlich.

Graf Nicolas Esterhazy, Botschafter in Rußland, ein Mann von Geist, reich, wohlgebildet. Seine Frau, die er in Wien gelassen hat, ist eine Tochter des Fürsten Lubomirsky und der berufenen Krakauerin Madame Christ, von der die geheime Geschichte manches zu erzählen weiß. Den Schwierigkeiten zum Trotz, die man sonst zu Wien in dieser Hinsicht macht, erscheinen Mutter und Tochter bei Hofe und allenthalben.

Graf Philipp Joseph von Rosenberg, zugenannt der blonde, der schon an mehreren Höfen gestanden, ein Mann der das Vergnügen mehr als die Geschäfte liebt. Er ist jetzt in Venedig beglaubigt, aber die venizianischen Angelegenheiten werden meist in Wien durch den Gesandten der Republik abgemacht.

Der junge Graf Franz von Rosenberg, zugenannt der braune, Gesandter in Dänemark, ist ein kluger Mann, schlicht und ohne Affectation. Trotz der Auszeichnungen, die man ihm in Copenhagen erweist, hat er Alles gethan um einer Rückkehr dahin überhoben zu werden; seine Gesundheit und auch seine Börse haben dort zu viel gelitten. Nichts desto minder hat er zurückgehen müssen, offenbar, um seinen Credit bei dem König von Dänemark der Gunst entgegen zu setzen, die der französische Gesandte, Baron Ogier, dort zu bekommen anfing.

Graf Sternberg, Gesandter am Dresdner Hofe, scheint kein großes Genie zu sein. Seine Gemahlin hat mehr Geist als er, sie nimmt sogar Antheil an den Geschäften. Sie ist eine Schwester des Grafen Stahremberg, Gesandten zu Paris.

Dieser selbst, Graf George von Stahremberg, ist ein Mensch, wie geboren für die Geschäfte, von glänzendem und solidem Geist. Er war früher Mitglied des Reichshofrathes; nach der Rückkehr des Grafen Kaunitz ward er zu der Gesandtschaft in Paris ernannt.

Graf Carl Colloredo, Gesandter in London, der jüngere Bruder des Reichsvicekanzlers, war noch vor vier Jahren simpler Oberst. Ohne viel anderes Verdienst als das seiner Geburt und seiner hohen Verwandtschaften, ward er zum Generalmajor, zum Gesandten in London ernannt, und erhielt sogar vor dem Jahr ein vacantes In=

fanterie-Regiment. Man muß hochgeboren sein, um sein Glück so geschwind zu machen.

Baron Widmann, bevollmächtigter Minister am baierischen Hofe, ist dagegen nichts weniger als von guter Herkunft: doch wird er in Wien sehr ausgezeichnet. Ein aufgeweckter, lebhafter und geschickter Mann. Bei seiner letzten Anwesenheit in Wien hat er seine Maßregeln so klug zu nehmen gewußt, daß ihm die Kaiserin eine Zulage von 3000 Gulden zugestand.

Graf Reischach, Gesandter im Haag, von einer der ältesten Familien des Reiches, ohne Verwandtschaft und Stütze am Hofe zu Wien, hat sich doch immer daselbst behauptet. Er hat nichts von dem österreichischen Stolze.

Graf Firmian, Gesandter in Neapel, ein Gelehrter, der seine ganze Zeit den Studien gewidmet hat, und im Reichshofrath, wo er bis 1752 stand, große Reputation genoß. Da er voraussieht, daß er in der neuen Laufbahn bleiben wird, hat er seine schöne Bibliothek verauctioniren lassen.

Graf Mercy d'Argenteau, Gesandter am Hofe von Sardinien, war als Gesandtschaftscavalier mit dem Grafen von Kaunitz in Paris, und ist eine Creatur desselben, ein trockener Mensch, der immer in Sentenzen redet, und selbst als er der Gräfin Kinsky den Hof machte, selten seine Stirn entwölkte.

Herr von Schwachheim, Resident zu Constantinopel, ein finsterer Mann, der aber die orientalischen Sprachen gut versteht, und von den dortigen Geschäften sich als Dolmetsch, was er bisher schon war, eine große Kenntniß verschafft hat.

7. Directorium und Contribution. Graf Haugwitz.

Die Kaiserin-Königin hat den Ruhm, ihre Finanzen auf einen bessern Fuß gebracht zu haben, als sie unter irgend einem ihrer Vorfahren gewesen waren. Die ungeheuren Ausgaben, zu denen sie ein achtjähriger Krieg veranlaßte, die Schulden, von denen sie sich belastet fand, ohne daß sie bei ihrer Thronbesteigung mehr als 20000 Gulden in dem Schatze ihres Vaters gefunden hätte, und der Verlust des größten Theils von Schlesien haben sie genöthigt, gleich nach dem Frieden von 1748 auf ein Finanzsystem zu denken, wie es noch niemals bestanden. Selbst während des Krieges sah man am Hofe nichts als Luxus, Feste und Verschwendung; die Engländer hatten nicht ganz Unrecht, wenn sie sich beschwerten, daß man die Subsidien gegen ihre Bestimmung verwende. Aber nach dem

Frieden hat sich das Alles geändert. Man hat die Einkünfte vermehrt, die Ausgaben verringert; man bezahlt Schulden ab und macht keine neuen; man hat die Armee verstärkt und besoldet sie; alle anderen Besoldungen zahlt man aus, und geht damit um, einen Schatz auf künftige Fälle zu sammeln.

Dem Grafen Haugwitz muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht allein der Urheber dieses Systems ist, sondern es auch großentheils in Ausführung gebracht hat.

Graf Haugwitz ist der Sohn des verstorbenen sächsischen General Haugwitz; in seiner Jugend ging er zum Katholicismus über. Die Erziehung, wie sie in katholischen Ländern gegeben wird, eignet sich nicht, ausgezeichnete Männer zu bilden, und in der Regel machen Protestanten, die in einem gewissen Alter übertreten, in jenen Ländern ihr Glück. Graf Haugwitz zeichnete sich als Beisitzer des Amtes von Breslau und hernach des schlesischen Oberamtes dadurch aus, daß er selbst arbeitete, und nicht wie Andere nur die Arbeiten eines Secretärs mit seinem Namen versah; bald gab es kein wichtiges Geschäft in der Provinz, bei dem er nicht zu Rathe gezogen worden wäre; er war mit der Direction des neuen Contributionssystems beauftragt, das Carl VI. einführen wollte, als Schlesien an Preußen überging. Arm und ohne viel Hoffnung begab sich Haugwitz nach Wien; er hat mir selbst gesagt, daß er eine Zeit lang von 200 Ducaten leben mußte, die ihm ein Freund darlieh; nach dem Frieden von 1742 wurde er Präsident des kleinen Theiles von Schlesien, den die Kaiserin behielt, und hier war es, wo er auf folgende Art den Grund zu seinem Glücke legte.

Der Graf Solms wollte seine Herrschaft Bielitz veräußern. Die Einwohner baten die Regierung um die Erlaubniß sie an sich zu bringen; Graf Haugwitz wurde beauftragt sich an Ort und Stelle zu unterrichten, wie sie das auszuführen gedächten. Als er die ungemeinen Vortheile des Geschäftes wahrnahm, kaufte er die Herrschaft selbst für 280,000 G., die er zu 5 Proc. anleihen mußte. Er fand dabei trefflich seine Rechnung. Nicht lange darauf hat er die Herrschaft für 600,000 Gulden an den Grafen Sulkowsky überlassen.

Indessen fiel ihm die Erbschaft seines Vaters in dem preußischen Schlesien zu: Herr von Münchow hat ihn dabei mit vieler Härte behandelt, und ihn genöthigt sie zu veräußern.

In Wien dagegen stieg er von Stelle zu Stelle. Er bewohnt einen prächtigen Palast, die Kaiserin hat ihm einen schönen Garten in der Josephsvorstadt geschenkt, und man behauptet, daß sein Ge-

halt sich auf 75,000 G. belaufe. Aber reich wird er dabei nicht werden: er giebt noch mehr aus, als er einnimmt; sein größtes Vergnügen ist die Jagd: er hält eine Unzahl von Jägern, Pferden und Hunden; auf seinen Garten wendet er unermeßliche Summen. Weder er noch seine Gemahlin verstehn es jedoch, ein großes Haus einzurichten. Sie halten eine zahlreiche Dienerschaft, haben prächtiges Silberzeug, und lassen eine Menge Schüsseln auftragen; aber mit alle dem ließe sich nicht sagen, daß man bei ihnen gut speiste oder gut bedient wäre.

Haugwitz Aeußeres spricht nicht für ihn; er zwinkert unaufhörlich mit den Augen, und sieht mehr einem Narren als einem großen Manne ähnlich.

Aber er ist der erste Minister der Kaiserin in allen innern Angelegenheiten. Er wird mehr gefürchtet als geliebt, selbst von seinen Creaturen; der ganze Muth, den er besitzt, hat dazu gehört um die Gegner, die er besonders unter dem hohen Adel fand, zu überwinden und ein System durchzusetzen, welches nicht mehr den ganzen alten Unterschied zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen anerkennt. Ohne die Gnade seiner Fürstin wäre er längst gestürzt [1].

Ich will nun zuerst von der neuen Form sprechen, die er der Regierung gegeben hat.

Früher gab es besondere Kanzleien, wie für Italien und Ungarn, so auch sowohl für Böhmen und die incorporirten Provinzen, als für die ober-, inner- und vorder-österreichischen Lande [2].

Graf Haugwitz begann damit, die böhmische und österreichische Kanzlei zu vereinigen: innerhalb derselben aber vollzog er dann folgende Trennung. Für die Justizsachen ward eine oberste Justizstelle geschaffen: alle andern Geschäfte gelangten an das große Di-

1) Die Kaiserin sagt in ihrer Denkschrift von Haugwitz (S. 309): „Selber ist mir wahrhaftig durch die Providenz zugeschicket worden: dann just, umb durchbrechen zu können, einen solchen Mann haben mußte, der ehrlich, ohne Absicht, ohne Prädilektion und ohne Ambition, noch Anhang, der das Gute, weil es gut erkennt wird, susteniret, nebst einem großmüthigen Desinteressement und Attachement vor seinen Landesfürsten, ohne Prävention mit großer Capacität und Freud zur Arbeit, auch beständigen Application das Licht nicht scheuend, noch den unbilligen Haß der Interessirten sich zuzuziehen." (Zusatz der neuen Ausgabe.)

2) Wir finden sie hierauf unter dem Titel: Böhmisch-österreichische Hofkanzlei. 1783 wurde ihr Geschäftskreis noch erweitert, so wie später noch einmal bei der Erwerbung der polnischen Provinzen, die sogleich auf deutschen Fuß eingerichtet wurden.

rectorium in publicis et cameralibus, dessen Vorsteher er selbst wurde; die Kaiserin ernannte ihn in dieser Eigenschaft zum obersten Kanzler von Böhmen und ersten Kanzler von Oesterreich.

Dieselbe Trennung vollzog er nun auch in den Provinzialbehörden: den Regierungen ließ er nur noch die Justizsachen; für alles übrige richtete er Finanzkammern unter dem Namen von Repräsentationen ein. Diese Kammern sollten sich durchaus der Verwaltung der Provinzen und vor allem der Finanzen widmen, unter der Leitung des Directoriums. Die geschicktesten Leute wurden dabei angestellt.

Es ergiebt sich leicht und zwar schon aus den Namen, daß man sich bei dieser Einrichtung das Generaldirectorium zu Berlin zum Muster genommen hat. Wie es aber bei Nachahmungen zu geschehen pflegt, man ist noch um vieles weiter gegangen: man hat dem Justizdepartement noch bei weitem mehr entzogen, und jeder Kammer Beisitzer mit richterlichen Befugnissen beigegeben, von denen man nur an das Generaldirectorium appelliren kann, wo eine Commission in letzter Instanz entscheidet [1]).

Unter Haugwitz dienen Graf Johann Chotek als Kanzler, und Baron Bartenstein, der frühere Staatssecretär. Die Hofräthe beim Directorium sind nach der Sitte des Landes in zwei Classen, Grafen und Herrn, Ritter und Gelehrte, geschieden. Unter den letzten giebt es einige sehr geschickte Leute.

Der Geschäftsgang ist für die Mitglieder ganz bequem. Am Mittwoch werden die eingelaufenen Sachen an die Räthe vertheilt. Freitag müssen sie dieselben im Haus haben. Alle Montag ist große

1) „Es hat," heißt es in dem Ausschreiben des Grafen von Haugwitz, Viennae die 1 Febr. 1781, „Ihro K. K. Maj. Dero Dienstes und Nothdurft zu sein gefunden, von denen für diesem K. K. Directorio in publicis et cameralibus wie auch für die K. K. Obrist Justitz Stelle ehemals ausgemessene Agenda eine fernerweitere Abtheilung zu machen, und zu hinfüraniger Besorgung und Entscheidung deren ex materia publica ihren Ursprung herleitender Causarum, wann solche auch in ein Contentiosum gewachsen, nach Maß der sub lit. A hiebey gebogenen Anlage einen eigenen Senatum separatum judicialem bey ged. diesem Directorio in publicis et cameralibus pro revisorio anzuordnen, nicht minder sowohl hier als in gesamten Erblanden pro prima instantia respectu deren in besagter Anlage angemerckten Anliegenheiten einen besonderen, denen Königl. und Ländischen Repräsentationen subordinirten Consessum in causis summi principis et commissorum zu bestellen, dagegen die in der weiteren Nebenlage sub lit. B vorgeschriebene Agenda der Abhandel- und Entscheidung dero Obristen Justitz Stelle fernerweit zu überlassen geruhet. — Dem Schreiben liegt eine Geschäftsanweisung bei, die wir in einer Note am Schluß mittheilen.

Sitzung, in der sie darüber referiren; oft arbeiten sie an diesem Tage auch nach Tisch bis um acht Uhr. Den Dienstag hat nun Graf Haugwitz hierüber Vortrag bei der Kaiserin, die unverzüglich ihre Entschließung zu fassen pflegt; den nächsten Montag muß die Kanzlei Alles expedirt haben. Bei dieser Einrichtung behalten die Herren vom Directorium doch noch manchen Tag frei.

So wie das Directorium eingerichtet war, ließ es Graf Haugwitz seine erste Sorge sein, die Einkünfte seiner Fürstin auf einen festen Fuß zu bringen, vor allem um sie in Stand zu setzen, während des Friedens eine respectable Kriegsmacht zu halten und zu besolden.

Die Domänen der Kaiserin sind nicht von Bedeutung. Die Prinzen vom Hause Oesterreich waren niemals gute Oekonomen, und haben die meisten veräußert, besonders an die Geistlichkeit. In Oesterreich und Mähren giebt es beinahe keine mehr; im Böhmischen sind sie in den Händen des Kaisers, der die Schulden, die darauf lasteten, abgezahlt hat. Es bleiben nur die ungarischen übrig, welche eine Million Gulden eintragen können.

Unter diesen Umständen kommt desto mehr auf die Contribution an.

Da war nun früher die Einrichtung, daß die Stände um eine bestimmte Bewilligung an Truppen und Geld ersucht werden mußten. Sie wollten niemals so viel leisten, wie man verlangte; man mußte mehr fordern, als man zu bekommen erwartete; die Stände brachten ihre Beiträge doch nur sehr langsam zusammen: alles Dinge, welche die Verwaltung schwierig und unsicher machten; die Regierung konnte nicht richtig bezahlen. Graf Haugwitz schlug 1747 ein Uebereinkommen mit den böhmischen und österreichischen Ständen vor, kraft dessen sie sich auf zehn Jahre zur Zahlung einer bestimmten Summe verpflichten und dafür gewisser bisherigen Obliegenheiten überhoben sein sollten [1]. Die Hauptsache ist, daß alle Naturalleistungen, Rationen, Fourage, Remontepferde, Transportverpflichtung u. s. w. zu Geldsummen angeschlagen und fixirt wurden. Die Kaiserin versprach, binnen zehn Jahren die Contribution nicht zu erhöhen, sondern sie eher zu vermindern. Nur mußte man um vieles mehr zahlen als bisher. Böhmen zahlte im J. 1731 3,200000; 1754 5,270488 G.

Unterösterreich	= = = =	900000;	=	2,008960 =
Steiermark	= = = =	390000;	=	1,182545 =

1) Der Autor hat hier für das Detail eine Denkschrift benutzt, oder vielmehr aufgenommen, die sich in den Beilagen findet.

So daß die Contribution, welche damals noch Schlesien und Serbien begriff, 12,420000, später aber ohne diese Provinzen 16,897856 G. eintrug.

Nicht allein beklagt man sich nun, vor allem in den österreichischen Ländern, über diese Erhöhung der Auflagen [1]), sondern man beschwert sich noch außerdem über die Ungleichheit ihrer Vertheilung.

In jeder Provinz sind durch die Stände selbst Rectificationscommissionen ernannt worden, um eine Ausgleichung hervorzubringen. Ein Commissär mit vier Subalternen, zwei Schreibern und zwei Oekonomen durchreist die Provinz, um allenthalben die Landrevenüe abzuschätzen, auf welche die Contribution gegründet wird. Das geht natürlich sehr langsam, und macht viel Kosten. Die Commission bekommt täglich 32 Gulden, was sich im Jahre auf 75,920 Gulden beläuft. Obwohl es ihr verboten ist, von den Parteien irgend etwas anzunehmen oder bei ihnen zu essen, so habe ich sie doch an der Tafel des Grafen Wilzek zu Sebern sehr gut diniren sehen. Die Oekonomen, welchen es überlassen bleibt die Schätzung zu vollziehen, ohne daß der Commissär, der sich nur auf ihren Bericht gründet, ihr Verfahren beaufsichtigen könnte, sind gewöhnlich Leute, die in ihrem Geschäft Bankrutt gemacht haben [2]).

In jedem Hauptort der Provinz besteht eine Deputation der Stände, an welche die Commissäre berichten, der zugleich ein paar Mitglieder der Kammer beigegeben sind. Diese Deputationen sind dann wieder der Rectifications-Hofcommission untergeordnet, die einen

1) Nichts desto minder behauptet der gute Abbé Fromageot, Annales du règne de Marie Thérèse p. 109 beim Jahre 1748, die Kaiserin habe ihre Unterthanen für ihre Treue belohnen wollen und die Auflagen herabgesetzt. Elle s'oublia elle-même pour ne penser qu'à récompenser ses états héréditaires de leur fidélité. Les impôts furent diminués. Was nicht so ein Panegyrist lobenswürdig findet!

2) Das Verfahren war: die ganze Revenüe ward capitalisirt, selbst die Nutzung, welche die Herrschaft von den Unterthanen hatte, nach einem Durchschnitt von 10 Jahren als Zins zu 5 Proc. zu Capital berechnet. Hievon war die Quote bei dem Adel die Centesima oder der hundertste, bei dem Bauer die Quinquagesima oder der fünfzigste Gulden des Capitals. Obwohl hievon der vierte Theil erlassen ward, so betrug es doch für den Adel 15 Procent, für den Bauer 30 Proc. des Ertrages. Uebrigens war das Land nach seinem Werth in 8 Classen getheilt. Für das erste ward das Joch zu 80 Gulden, in der letzten zu 10 Gulden Werth angenommen. — Oft fanden sich selbst die vornehmsten Geschlechter überbürdet. Graf Stahremberg versichert, daß er von seiner Herrschaft Pottendorf, die ihm 10,000 Gulden eintrage, 4000 G. abzahlen müsse.

Theil des Directoriums ausmacht. Der wichtigste Mann in der Commission ist ein gewisser Spiersch aus Schlesien, früher Calculator bei der neu eingerichteten preußischen Domänenkammer, den aber Graf Haugwitz zu debauchiren und nach Wien zu ziehen wußte, obwohl er ein Lutheraner geblieben ist. Präsident ist der Graf Potstazki, bisher einer der eifrigsten Anhänger von Haugwitz, dem aber die Feinde dieses Ministers ihn entgegensetzen wollten. Er hat nur wenig Selbständigkeit, und die allgemeine Verehrung, die man ihm früher bezeigte, so oft er nach Wien kam, besitzt er nicht mehr.

Uebrigens wird die Contribution selbst mit großer Strenge eingetrieben. Niemand ist davon ausgenommen, sei er Laie oder Geistlicher. Jeder Kreis hat einen Einnehmer, dem man vierteljährlich bezahlen muß, jede Provinz ihre Generalcasse, an welche die Einnehmer vierteljährlich die eingegangenen Gelder einschicken. Wer mit seiner Zahlung in Rückstand bleibt, dem rechnet der Generaleinnehmer der Stände vom Tage der Fälligkeit 10 Proc. Zinsen an. So wie sich Rückstand und Zinsen der Summe nähern, auf welche das Gut geschätzt worden ist, schreitet man zu einem öffentlichen Verkauf desselben. Die Herrschaften müssen für ihre Unterthanen stehn und machen ganz dasselbe Recht gegen sie geltend.

8. Bergwerke und Münze.

Man rechnet das Einkommen, das die Kaiserin von den Bergwerken zieht, auf jährlich zwei Millionen Gulden. Ein Gegenstand, der es verdient, daß man ein besonderes Münz- und Bergwesens-Directions-Hofcollegium dafür errichtet hat, dessen Präsident der Graf Königsegg-Erps ist, einer der geschicktesten und arbeitsamsten Minister der Kaiserin.

Graf Königsegg-Erps ward früher in den auswärtigen Geschäften gebraucht. Er stand lange im Haag, und hat sich hier das goldene Vließ verdient. Seit er aber in sein jetziges Geschäft gekommen, hat er sich demselben vollkommen gewidmet. Man sieht ihn nicht, wie die andern Minister, bei Hofe oder in den Assembleen oder auf den Jagden; er will in Allem mit eigenen Augen sehen; es giebt keinen so arbeitsamen Departementschef in Wien; wenn er eine Stunde Zeit hat, so reitet er aus, oder besucht seine alte Gebieterin, Gräfin Palfy.

Vicepräsident ist Baron Haugwitz, Geschwisterkind mit dem Kanzler, und wie dieser zum Katholicismus übergetreten, obgleich sein

Bruder und sein Vater in Schlesien Protestanten geblieben sind. Einer der größten Ehrenmänner die ich kenne. Er würde den Widerstand und die Chicanen nicht aushalten, die er erfährt, wenn ihn nicht eine zahlreiche Familie im Dienst zu bleiben nöthigte. Mit seinem Vetter dem Kanzler ist er keineswegs immer derselben Meinung: er wird deshalb auch kein großes Glück machen.

Die Staaten der Kaiserin sind reich an allen Arten von Metallen. Bekannt genug ist das Gold von Kremnitz, das Silber von Schemnitz, das Kupfer von Neusohl; von den Kupferbergwerken von Neusohl allein wird die Kaiserin nach ihrem letzten Contract mit Kühner und Goll zu Wien 400,000 G. ziehen.

Vor zwei Jahren hat ein Wirth zu Annaberg auf dem Gebiete des Abtes zu Lilienfeld Silber gefunden; Professor Justi von Jena, nach seinem Religionswechsel am Theresianum angestellt, der zufällig in dieser Gegend reiste, hat die Sache zuerst untersucht, und die Regierung zuerst darauf aufmerksam gemacht. Man hat die Grube in 128 Bergtheile vertheilt, von denen acht einen Kux machen. Anfangs galt der Bergtheil 50 Gulden, Baron Haugwitz, welcher deren 32 besitzt, berechnet ihren Werth jetzt auf 1000 Ducaten. Er hatte ursprünglich die Hälfte sämmtlicher Bergtheile genommen, aber aus Furcht vor den großen Kosten hat er die übrigen an die Kaiserin abgetreten, die jetzt in jenen Bergen eine Grube für sich anlegt, genannt den Bergstuhl. Man berechnet die Kosten auf 2900, den Ertrag auf 9800 Gulden, und macht sich große Hoffnungen. Man denkt daselbst reineres und weißeres Silber zu finden als das Schemnitzer.

Alles Silber, das die Privatbesitzer aus den Bergwerken ziehen, müssen sie die Mark zu 16 Gulden der Regierung überlassen, obwohl es diese früher zu $22^1/_2$ und nach dem letzten Vertrage mit Baiern zu 20 Gulden ausmünzt.

Es führt mich das darauf, etwas über das Münzwesen zu sagen.

Nach langen Schwankungen hatte das Reich in dem Jahre 1738 den Leipziger Münzfuß angenommen. Nach diesem Fuße war das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 zu $15^1/_{10}$. Die Mark Silber sollte zu 18 Gulden ausgemünzt werden; die Mark feinen Goldes sollte $67^{268}/_{284}$ Duc. geben.

In kurzem aber zeigte sich, daß man hiedurch den Preis des Goldes zu hoch bestimmt hatte; besonders der ostindische Handel äußerte die Rückwirkung auf Deutschland, daß das Silber zusehends verschwand und das Gold dafür eingeführt wurde. Alles wich von

dem Leipziger Fuß ab, doch konnte man es auch nicht zu einer neuen Uebereinkunft bringen. Deutschland wurde mit ungemein viel schlechter Münze überschwemmt.

Auch in Preußen war man von dem Leipziger Fuß abgewichen; das preußische Geld war nicht so gut wie das österreichische, hannöversche und sächsische, aber besser als die Münzen anderer Nachbarn. Im Jahre 1750 ergriff König Friedrich II. ein ganz neues System. Man nahm das Verhältniß des Goldes zum Silber ungefähr wie 1 zu $14^1/_3$ an [1]) und prägte die Mark Silber zu 21 Gulden aus.

Da man nun in Oesterreich überdies behauptete, daß die Stücke einander nicht gleich seien, so verbot man daselbst, 2. Mai 1751, den Eingang aller preußischen Münzen, bei Strafe der Confiscation, ein Verbot, das man 1753 nur in Hinsicht auf das Gold ein wenig beschränkte.

Indessen unterhandelte Oesterreich mit andern deutschen Staaten, um einen neuen Münzfuß zu Stande zu bringen; wie das auch endlich durch die Convention zwischen Oesterreich und Baiern vom 21. September 1753 geschehen ist.

In dieser Convention ward das Verhältniß zwischen Gold und Silber auf 1 zu $14^{11}/_{12}$ festgesetzt [2]); aus der Mark Silber sollten 20 Gulden geprägt werden.

Der König von Preußen ward eingeladen diesem Vertrage beizutreten, doch hat er sich dazu nicht verstehn wollen; noch weniger hat man sich auf der andern Seite bewogen gefunden das Verbot des preußischen Geldes aufzuheben. — Selbst der Churfürst von Baiern aber hat die Vollziehung des Tractates bis zum Beitritt seiner Nachbarn aufgeschoben, mit denen man darüber noch unterhandelt.

In Oesterreich dagegen ist man mit vieler Sorgfalt zur Ausführung der Convention geschritten; man münzt dort die Kremnitzer Ducaten zu 4 G. 12 Kr., den gewöhnlichen Ducaten zu 4 G. 10 Kr., den Thaler zu 2 G. aus.

Der Kaiser prägt dieselben Münzsorten; wie er aber aus allen Dingen Nutzen zu ziehen weiß, so verkauft er seine Speciesthaler mit 3 Proc. Vortheil an Herrn von Fries, der sie wieder mit einem Gewinne von 5 Proc. in die Türkei absetzt.

1) Nach Hoffmann zu $13^{172}/_{497}$, auf jeden Fall zu niedrig. Drei Aufsätze über Münzwesen p. 31.

2) Hoffmann giebt an 14, 0134 Mark reines Silber.

9. Die Mauth.

Das Beispiel des Grafen Haugwitz feuerte alle andern Minister an, in ihren Zweigen auf eine ähnliche Erhöhung der Einkünfte zu denken. Man geht soweit, Graf Chotek, der die neuen Mauthein= richtungen getroffen hat, zu beschuldigen, er habe durch dieselben die Unterthanen außer Stand setzen wollen ihre Auflagen zu bezahlen, nur um dadurch das System seines Feindes, des Grafen Haugwitz, zu stürzen. Auf jeden Fall hat er sich durch sein System ebenso verhaßt gemacht, wie Graf Haugwitz durch das seine. Nicht mindern Haß hat Herr von Nefzern, der die Tarifs großentheils entworfen, auf sich geladen; man sagt ihm alles mögliche Böse nach; in Un= garn hat man einen Officier getödtet, den man für Nefzern hielt: kaum ist er selbst einem ähnlichen Schicksal entgangen.

Schlesien, Böhmen und Mähren erhielten einen neuen Tarif am 5. April 1753; Ungarn im Laufe des folgenden Jahres; Oesterreich am 2. April 1755.

Es giebt nur sehr wenig Exemptionen; nur einige Minister der fremden Höfe, die Mitglieder des Reichshofraths und einige alte privilegirte Familien, wie die Traun und Stahremberg, für ihren eigenen Verbrauch genießen deren.

Nicht einmal für alte Bücher wird eine Ausnahme gestattet. Der Minister von Anspach, Herr von Sefried, hat vergebens einen Artikel der Wahlcapitulation dafür angerufen. (VIII. §. 20. 31).

Man unterscheidet die Eingangs=, Ausgangs= und Durchgangs= abgaben mit den Ausdrücken: Consumo, Esito, Transito.

In dem neuen Tarif hat man den Durchgangszoll durchaus und den Ausgangszoll für diejenigen Artikel, deren man nicht zu be= dürfen glaubte, heruntergesetzt. Den Eingangszoll dagegen, Consumo, hat man allgemein gewaltig erhöht.

In Böhmen beträgt der Eingangszoll nach dem neuen Tarif 30 Proc. für die ausländischen, 5 Proc. für die inländischen Artikel; in Ungarn 20 Proc. für jene, 5 für diese. In Oesterreich hat man etwas mehr unterschieden; 30 Proc. hat man auf die Waaren gelegt, deren man ganz entbehren zu können glaubt; 20—10 Proc. auf die, welche zu ersetzen man sich noch nicht getraut und 5—1 2/3 Proc. auf die noch immer absolut unentbehrlichen. Auf die meisten inländischen Artikel hat man 3 1/3 Proc. gelegt.

Die Schätzung der Waaren macht große Schwierigkeit. Einige sind nach Maß und Gewicht taxirt; doch behauptet man, daß dabei besonders im böhmischen Tarif große Versehen vorgegangen seien. Für andere Artikel hat man nur angegeben, wie viel von jedem Gulden des Werthes gezahlt werden soll, die Taxe selbst hat man den Mauthbeamten überlassen, von deren Willkür jetzt alles abhängt. Man hat ihnen sogar das Recht ertheilt, eine Waare, deren Werth ihnen zu niedrig angegeben erscheint, selbst zu behalten, bloß mit der Verpflichtung, dem Eigenthümer die Transportkosten und 10 Proc. Gewinn zu vergüten. Durch diese Bestimmung werden sie jedoch auch zugleich in Zaum gehalten. Ein Kaufmann aus Glatz, dem man seine Wollwaaren höher taxirte, als sie ihm werth waren, gelangte nur dadurch zu einer geringeren Mauthabgabe, daß er sich bereit erklärte sie dem Mauthbeamten unter jener Bedingung zu überlassen. Der Graf Haugwitz, dem ein altes Gemälde, das er von seinen Gütern nach Wien bringen ließ, auf einen unendlich viel höhern Preis angeschlagen ward als er es schätzte, mußte zu dem nämlichen Mittel greifen.

Natürlich hat diese Maßregel vielen Widerspruch gefunden; die eifrigsten und geschicktesten Räthe, z. B. die Herren von Kanngießer und Quick, haben sich im eigenen Interesse der Kaiserin dawider erklärt. Auch die Kaufleute haben Vorstellungen dagegen gemacht. Man hat einen sehr geschickten Kaufmann von Brüssel, Herrn Proli, Associé von Urbain Arnold in Triest, nach Wien kommen lassen um ihn zu Rathe zu ziehen. Er erklärte sich gegen alle diese Veränderungen. Aber trotz der vortheilhaften Idee, welche man von ihm hatte, und obgleich er durch authentische Actenstücke die ungeheure Contrebande nachwies, die schon jetzt in einigen Artikeln Statt findet, so ward doch keine Rücksicht darauf genommen.

Es ist bekannt, wie sehr die Verhältnisse zwischen den Höfen von Wien und Berlin durch eine Maßregel verschlimmert worden sind, die dem Frieden von 1742 entgegen zu laufen schien, und in einem Augenblicke unternommen ward, als man über einen Handelstractat zwischen beiden Ländern negotiirte.

Uebrigens sind die Einkünfte hiedurch lange nicht so sehr gestiegen, wie man erwarten könnte. Giebt es ein Mittel den allzu hohen Taxen der Mauthbeamten zu begegnen, so hat man noch keins gefunden, um zu verhindern, daß sie nicht aus Gunst oder aus Unwissenheit oder durch einige Ducaten bewogen die Waaren bei weitem unter ihrem Werthe schätzen.

Die ganze Welt schreit gegen die neuen Auflagen, und einige Personen haben sogar beschlossen, ihren Verbrauch zu beschränken. Uebrigens betrügt man die Mauthen niemals mehr, als wenn es sich der großen Ansätze halber der Mühe verlohnt. So geschieht es, daß die Mauth, wie mich sehr unterrichtete Leute versichert haben, allen Erhöhungen zum Trotz doch noch immer nicht mehr einträgt als früher. Man kann ihren Ertrag nach wie vor auf 3,100000 G. schätzen, wovon 600,000 allein auf Wien fallen mögen.

10. Andere indirecte Abgaben.

Außer der Mauth giebt es zu Wien noch den Aufschlag, den man beim Handgrafenamte vorzüglich von den Lebensmitteln bezahlt. Es gehn über 500,000 Eimer fremden und über dritthalbhundert tausend österreichischen Weines ein; auch werden über anderthalbhunderttausend Eimer Bier consumirt; 26,200 Ochsen kommen von Ungarn und Polen. Alles zusammen, müssen sich diese Abgaben auf mehr als anderthalb Millionen Gulden belaufen. Ein Schlesier, Herr von Russig, früherhin Buchhalter beim schlesischen Generalsteueramte in Breslau hat jetzt die Direction des Handgrafenamtes, ein sehr fähiger Mann; er hat größtentheils Schlesier als Beschauer angestellt.

Sehr bedeutend ist auch das Liniengeld. Für jedes Pferd muß an der Linie ein Groschen gezahlt werden; nur äußerst wenige Exemptionen finden Statt; da der Hof sieben Monat in Schönbrunn und Laxenburg zubringt, kommt das Liniengeld manchem Kammerherrn, der des Tages ein paar Mal in Schönbrunn und in der Stadt sein muß, allein auf 300 G. Die ganze Einnahme rechnet man auf 200,000 G.

Die Trankſteuer, Schlachtsteuer und Salzsteuer werden in Ungarn nicht bezahlt. Nach dem Verhältniß von Böhmen mag die erste, in der auch die Auflage von Wein und Branntwein begriffen ist, 1,220000, die zweite 305,000, die dritte 2,840000 G. betragen.

Auch von der Auflage auf Tabak ist Ungarn frei. In Oesterreich ist sie einem Generalpächter überlassen, der ein ausschließendes Privilegium genießt, das man Apalto nennt, Herrn Pingitzer. Er zahlt 460,000 G. dafür; doch behauptet man, daß er jetzt mehr geben müsse, da eine Gesellschaft Franzosen eine größere Summe angeboten hatte [1]). Die größte Fabrik, welche der Generalpächter besitzt, ist in

[1]) Parmi lesquels on suppose être le président de parlement à Paris Mr de L'Avergne. So mag die Idee einer Regie auch an Friedrich II. gekommen sein.

Haimburg, zwischen Presburg und Wien, in einem großen Kornmagazin, das die Kaiserin ihm eingeräumt hat. Um der Pacht nicht unterworfen zu sein, zahlen die Stände von Böhmen, Schlesien und Mähren eine bestimmte Summe, so daß sich der ganze Ertrag von Tabak auf 680,000 Gulden beläuft.

11. Posten.

Die Posteinkünfte gehörten früher dem obersten Reichs-, Hof- und General-Erblandpostmeister Grafen von Paar und seinem Hause. Kaiser Carl VI. fragte einst den verstorbenen Grafen, wie viel er davon ziehe; dieser gab nur 60,000 G. an. Carl VI. nahm ihn beim Worte. Er zahlte der Familie noch 6000 Gulden mehr, ließ ihr Titel, Wohnung und einige Emolumente, und zog die ganze Verwaltung an den Staat.

Baron Lilien, Geh. Rath des Fürsten von Taxis, der routinirteste Mensch den es in diesem Zweige geben mag, hat die nöthigen Einrichtungen in den gesammten Erblanden getroffen, und man kann hierin nirgends besser bedient werden als in Oesterreich.

Die Posten betragen nicht über zwei Meilen, die auch sehr kurz sind; man macht die Post in der Regel in Einer Stunde, und zahlt dafür einen halben Thaler für das Pferd. Man gewinnt dabei nicht so viel als man glaubt; die Meilen sind nur halb so lang wie in Niederdeutschland; aber aller Welt macht es Vergnügen, rasch zu fahren, viele Meilen in kurzer Zeit zurückzulegen; besonders liebt man es, früh nach Presburg zu fahren, dort zu speisen und Abends zum Theater oder zur Gesellschaft wieder zurück zu sein.

Auch die Wege sind recht gut: allenthalben hat man Chausseen. In Oesterreich, wo der Boden sehr steinicht ist, hat man sich dazu des Kieselsandes bedient, und nur hie und da ist man genöthigt gewesen Grund zu legen. In Böhmen und Mähren hat man mehr Mühe gehabt; hier ist der Grund an vielen Stellen regelmäßig aufgebaut worden. Wo es zuerst an Kieselsand fehlte, hat man eine Prämie von 10 G. für den festgesetzt, der welchen auffinde; jetzt wird er fast auf allen großen Straßen angewendet.

In den Niederlanden haben Privatunternehmer diese Straßen gebaut, gegen das Recht einige Jahre das Weggeld zu ziehen. In den übrigen Ländern haben die Stände die Kosten getragen, und dafür eine Wegemauth errichtet, die nicht wenig ins Geld läuft, die aber ein Jeder gern bezahlt. Die Wegemauth ist jetzt verpachtet.

Dem Baron Lilien ist man besonders dafür Dank schuldig, daß er Diligencen errichtet hat, bedeckte Wagen, in denen sich der Reisende ziemlich bequem befindet, die aber zugleich zum Waarentransport dienen; sie gehen bis jetzt nach Siebenbürgen und Triest.

Die Briefpost könnte wohl noch ordentlicher eingerichtet sein: man numerirt die Briefe nicht und die mehr als einfachen werden willkürlich taxirt. Seit Kurzem ist das Porto nach dem Auslande erhöht worden [1].

Die Postrevenuen schlägt man auf 200,000 G. an.

12. Lotto.

Alle Lotterien sind jetzt, mit einziger Ausnahme des Glückshafens auf den Messen, zu Gunsten des Lotto von Genua abgeschafft, für das der Chevalier Cataldi ein Privilegium auf 10 Jahre erhalten hat [2]. Alle drei Wochen wird zu Prag oder zu Wien gezogen; für jede Ziehung zahlt Cataldi der Kaiserin 11,000 Gulden, so daß sie davon eine Revenüe von 187,000 G. genießt.

Das Lotto unterscheidet sich von den andern Lotterien, wie sie in Frankreich, England, Holland und Deutschland üblich sind. Man kann so wenig als man will einlegen, und wäre es auch nur ein Kreuzer. Auch der ärmste Bauer trägt sein Geld dahin. Jeder beträchtliche Gewinn wird in den Zeitungen angezeigt, und verfehlt nicht neue Spieler anzulocken. Zuweilen streut man Nummern auf den Bänken in den Kirchen aus, oder heftet sie an den Thoren der Klöster an; die frommen Leute wagen ihr Glück damit und sind so gutmüthig, wenn sie doch nichts gewinnen, es mehr ihren Sünden, als der unrichtigen Prophezeihung Schuld zu geben. Ein Mensch, der den andern Tag gehängt werden sollte, träumte die Nacht zuvor, daß eine gewisse Zahl gewinnen müsse; alle Welt setzte darauf, aber der

1) Aussi long-tems que la lettre reste dans les pays héréditaires, une simple lettre ne paie que 4 Xr. si elle sort; elle paie 6 ou 8 Xr, aussi loin qu'elle aille.

2) „Eben derjenige," wie es in dem Edict der Kaiserin vom 13. November 1751 heißt, „welcher vor Jahren solchen Lotto in dem Großherzogthum Toscana mit allseitiger Zufriedenheit aufgerichtet und durch geraume Zeit bestritten hat, nemlich Unser Getreuer Lieber Octavio Edler von Cataldi." Es wird andern Lotterien vorgezogen, „maaßen dieser Lotto den leichtesten Begriff und geschwindesten Ausgang hat, auch dergestalten beschaffen ist, daß Jedermann den Preis des Spieles, auch in der mindesten Gattung des Geldes, von selbst erwählen kann."

arme Schelm hatte gelogen, und kein Mensch gewann. Cataldi hat das Recht, wenn eine Nummer so stark besetzt wird, daß er ruinirt sein würde, falls sie heraus käme, nichts mehr darauf anzunehmen und sie zu sperren. Man hatte alle die Lächerlichkeiten, die hiebei vorkommen, in einer Comödie verspottet, aber sie hat nicht gegeben werden dürfen. So lange ich in Wien gewesen bin, ist der einzige beträchtliche Gewinn, welcher herausgekommen ist, dem schwedischen Gesandten zu Theil geworden; er schickte etwas spät; man nahm nur den Einsatz von einem Gulden an, jedoch hatte er die Terne glücklich getroffen, er machte einen Gewinn von 1200 Duc. Allerdings ruinirt sich das gemeine Volk besonders hiebei, und die meisten Minister sind deshalb dagegen gewesen; aber der Vortheil der Finanzen ist zu offenbar.

13. Taxen, Summe der Einkünfte.

Zu allen diesen Einnahmen kommen nun noch die Taxen. Kein Titel, wenn man ihn auch Verdienstes halber bekommt, wird ohne Taxe verliehen. Ueberdies muß ein Jeder, von dem ersten Minister bis zum niedrigsten Subalternen, jährlich eine bestimmte Quote von seinem Gehalt an das Taxamt zahlen. Der Titel Excellenz steht in hohem Preise; Graf Clary hat 60,000 G. bezahlt um ihn zu bekommen. Die Standeserhöhungen, welche die Kaiserin nach ihrer Niederkunft von 1754 als Beweise ihrer Gnade vornahm, haben ihr 229,000 G. eingetragen[1]). Man kann diese Einnahme auf 400,000 G. des Jahres schätzen. Ueberhaupt mögen sich die gesammten Einkünfte auf mehr als 40 Millionen belaufen.

Contribution	16,897856.
Domänen	1,000000.
Mauth	3,100000.
Trankſteuer und Salz . . .	5,000000.
Handgrafenamt	1,500000.
Tabak	680000.
Linien= und Sperrgeld . .	250000.

1) 17 maréchaux à 2000 fl. . . . . 34,000 fl.
47 généraux d'infant. ou caval. à 1000 fl. . . . 47.000 -
38 lieutenans généraux à 800 fl . . . . 30,400 -
14 conseillers privés à 4000 fl. . . . . 56,000 -
77 chambellans à 200 duc. . . . . 61.600 -
229,000 fl.

	Bergwerke	2,000000.
	Taxen	400000.
	Lotto	187000.
	Post	200000.
Dazu:	Italienische Staaten . . .	3,000000.
	Niederlande	4,000000.
	Clerus	2,000000[1].

14. Banko von Wien.

Dieses Einkommen ist nun zu den verschiedenen Ausgaben angewiesen, die Contribution, als das zuverlässigste, zur Erhaltung der Truppen, die Mauth und die andern indirecten Abgaben zur Deckung der Zinsen des Wiener Stadtbanko.

Zu dieser Bank giebt die Stadt ihren Namen her; der Magistrat unterzeichnet die Obligationen, der Hof hat die Direction davon, und benutzt den Credit derselben zu seinen Anleihen. Er hat ihr so viele Einkünfte angewiesen, als zur Verzinsung der aufgenommenen Capitalien gehören.

Graf Rudolph von Chotek, Präsident der Ministerialhofbankodeputation, welche sowohl die Bank als diese Zweige der Einkünfte verwaltet, ist von dem Directorium und allen übrigen Zweigen unabhängig, und übt einen nicht unbedeutenden Einfluß aus.

Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einer der geschicktesten Minister ist; er hat Welt, und mehr als ein anderer Minister die Absicht höflich zu erscheinen, doch fühlt man auch immer einen gewissen Hochmuth durch: er ist halsstarrig, opfert Alles dem Zwecke, den er sich vorgesetzt, hört über eine einmal gefaßte Entschließung Niemand an. Uebrigens thut er Alles, um dem Grafen Haugwitz entgegen zu sein, worin ihn sein Bruder, Graf Johann Chotek, der nächste Beamte unter Haugwitz, nicht verfehlt zu unterstützen. Graf Rudolf schloß sich an Carl VII. an, und wenn er unter demselben kein Amt annahm, so soll es nur geschehen sein, weil Carl VII. schlecht genug berathen war, die Direction der Geschäfte in Böhmen

1) Es versteht sich von selbst, daß alle diese Angaben bloß approximativ zu nehmen sind. Einen andern Werth hat ihnen der Autor auch gar nicht geben wollen. Der Ausgabeetat, den er anführt, ist noch viel unzuverlässiger. Aus den Beilagen ergiebt sich, daß er zu einer ganz anderen und bei weitem geringern Berechnung der Auflagen gehört; ich halte es für besser ihn geradezu wegzulassen.

nicht ihm, sondern dem Grafen Kaiserstein anzuvertrauen; doch hat er sich bei der Kaiserin hierüber so gut zu rechtfertigen gewußt, daß er zu einem so bedeutenden Posten gelangt ist. Er versäumt nichts, um sich in der Gunst zu behaupten: die Unternehmungen des Kaisers in Handel und Fabrikwesen unterstützt er nach Kräften, fehlt selten bei den Jagdparthien, spielt sein hohes Spiel mit ihm; den Aufenthalt in Laxenburg macht er vollständig mit, jeden Augenblick der Unterhaltung mit der Kaiserin und dem Kaiser weiß er zu benutzen.

Man hat mich versichert, das Passivum der Bank habe im Jahre 1748, außer mancherlei Rückständen, 49 Mill. G. betragen, bis 1751 seien aber die Rückstände und auch 5 Millionen der Schuld getilgt gewesen. Diese Schuld besteht aus folgenden Classen:

1. Den Geldern, welche entweder niemals herausgenommen werden können — Fideicommisse, oder Kirchen und Spitälern, überhaupt: frommen Stiftungen angehörig —; oder doch wenigstens eine längere Zeit darin bleiben, Depositа und Pupillengelder; sie tragen zum Theil 5, zum Theil auch nur 4 Proc.

2. Anleihen der Bank selbst, über welche sie Obligationen ausgestellt hat, — jeden Augenblick zahlbar.

3. Anleihen der Kaiserin, an die Bank überlassen, zahlbar in bestimmten Terminen.

Diese beiden Classen hat man, indem man anfing die alten Schulden abzuzahlen, von 5 Proc. auf 4 herabgesetzt.

4. Schulden, über die eine mit der großen Bank verbundene Girobank Zettel ausgegeben hat, welche selbst niemals ausgezahlt werden, aber durch Cession von einem Besitzer auf den andern übergehn und 5 Proc. Zinsen tragen.

Der Ertrag der Mauth und der indirecten Auflagen, welcher für die Schuld angewiesen ist, beläuft sich jetzt auf nahe an 9 Millionen, so daß sie mit leichter Mühe in wenig Jahren abgezahlt sein könnte.

Die Bank genießt unter der Verwaltung Choteks einen großen Credit, es würde leicht sein, neue Anleihen zu machen, und deshalb wäre es auch nicht zu rathen, die für die Zinsen bestimmten Fonds anders anzuwenden, wie Graf Chotek sich hat verlauten lassen, daß es im Fall eines Krieges wohl geschehen könnte.

15. Fabrik von Linz. Lotterie der orientalischen Compagnie.

Mit dem Frieden von Passarowitz im Jahre 1718 war ein sehr vortheilhafter Handelsvertrag verbunden; es ward eine orientalische Compagnie gegründet, welcher der Kaiser große Privilegien ertheilte. Es war dies die Zeit, in welcher das Law'sche System in Frankreich in Schwung kam, in welcher zugleich in Holland und England eine Art Wuth herrschte, sein Vermögen in öffentliche Fonds zu werfen; auch in Oestreich ward die orientalische Compagnie mit einer Lotterie in Verbindung gesetzt.

Aus den vorliegenden Documenten erhellt nicht vollständig, wie dies geschah; so viel aber ist deutlich, daß eine ungeheure Lotterie von 100 Classen, welche alle Jahr vier Mal gezogen, und in der im Ganzen die Summe von 120 Mill. G. ausgespielt werden sollte [1]), mit der Compagnie in Verbindung stand. Nach dem herrschenden Geiste jener Epoche eilte Jedermann sein Geld in diese Lotterie zu legen, um sich die Vortheile derselben zu Nutze zu machen. Die Compagnie bekam Kräfte zu weitaussehenden Unternehmungen.

Im Jahre 1722 kaufte sie die große Wollenzeugfabrik zu Linz, die schon seit ihrem Ursprunge im Jahre 1672 gewisse Privilegien besaß; jetzt aber wurden sie ihr um vieles vermehrt. Für eine ganze Anzahl Artikel bekam sie das ausschließende Privilegium für Oesterreich ob und unter der Ens und für die inneröstcrreichischen Lande [2]). Sie ward dadurch in Stand gesetzt, es zu einer großen Vollkommenheit zu bringen. Im Jahre 1726 errichtete die Compagnie auch die

1) In dem ausführlichen Bericht über Einhundert der Römisch Kaiserl. Orientalischen Compagnie privilegirten Lotterien, Wien 29. April, 1721, heißt es gleich von vorn: „In diesen 100 Lotterien sind 100,000 Loose oder Nummerbriefe, mit welchen 1,478000 Gewinne, die zusammen 117 und mit den Prämien über 120 Mill. G. Rh. ausmachen, gezogen werden sollen, da doch nur allein etliche 80 Mill. darauf eingelegt und also über 30 Mill., welche mehr als 6 Proc. jährliches Interesse betragen, mehr aus als einbezahlt werden." Im §. 18 heißt es: „Demjenigen so in denen ersten 20 Lotterien 100 Loose zusammen nimmt und selbige bis auf die 50ste Lotterie continuiren wird, soll vor jede 100 Loose eine Einlagsquote oder Actie von 1000 G. Cap. bei der oriental. Compagnie als eine Prämie und Extragewinne — welches von großer Consideration und dergleichen noch in keiner Lotterie gewesen ist — gratis gegeben werden."

2) Eine weitere Nachricht von dieser Fabrik in Schlözers Briefwechsel Bd. X., St. 58, p. 201—222.

Baumwollenmanufactur zu Schwächat bei Wien, die nicht minder in Flor kam. Sie hatte Mittel genug, den Credit ihrer großen Lotterie aufrecht zu erhalten, die von Vierteljahr zu Vierteljahr regelmäßig gezogen ward.

Aber in dem Jahr 1730 hielt es Kaiser Carl VI. für angemessen, gleichsam als einen Gewinn, den er selbst gemacht, „als eine Uebermaaß" die Summe von 2,250000 G. aus dem Fond dieser Lotterie zu nehmen.

Die Folge war, daß die nächsten Gewinne, welche herauskamen, nicht mehr ausbezahlt werden konnten und die Lotterie allen Credit verlor. Zwar erklärte der Kaiser hierauf, daß er die ganze Summe, die er irrig als eine Uebermaaß betrachtet, zurückerstatten werde [1]. Er versprach auch 15 Jahr hindurch alle Jahr eine Aushülfe von 100,000 Speciesthalern.

Jedoch diese Zahlungen sind niemals erfolgt [2]. Im J. 1741 veranstaltete Maria Theresia eine große Liquidation aller Interessenten der Lotterie. Die Forderungen wurden zu einem Drittheil auf die Masse der Compagnie, die ihre Besitzthümer noch immer großentheils behauptete, zu zwei Drittheilen auf die Aushülfe, die der Kaiser versprochen hatte, angewiesen. Es kamen zwei neue Papiere zu Stande, Massa-Papiere und Aushülf-Papiere. Die Compagnie zahlte in der That nach und nach einen Theil ihrer Schuld ab; der Hof, in immer gefährlichere Kriege verwickelt, konnte daran nicht denken.

Endlich im Jahre 1754 wurden neue Unterhandlungen eröffnet. Die Bank gab ihren Namen her, um die Fabrik von Linz, deren Privilegien den neuen Handelsunternehmungen des Grafen Chotek im

1) Extract aus dem Kaiserl. Patent vom 23. April 1731: „Ja wir wollen 4to alles dasjenige womit von uns als einer supponirten Uebermaaß disponirt worden, anwiederum aus eigenen Mitteln nach vorheriger Liquidation zur gemeinsamen Massa verschaffen, auch sonsten allenthalben dahin sehen, damit die treuherzigen Interessenten durch solch und alle andere Wege, wie es immer der Justiz gemäß ist, außer Schaden gehalten werden."

2) Bescheid vom 11. Juli 1734. „Weiteres ratione deren vorhandenen Kriegeszeiten haben S. Kais. Maj. Ihnen Ihren Gevollmächtigten (einem Ausschuß der Interessenten) zu bedeuten anbefohlen, wie es zwar Allerhöchst Dieselbe deme allen ohnangesehen bei der bewilligten 15jährl. Aushülf noch ferner ohnverändert bewenden lassen, auch so viel sich die Zeiten besserten, bedacht seyn würden, Ihnen sodann Gnad und Aushülf mittelst realen Anschaffung genießen zu lassen, bis dahin aber würden die Interessenten sich in denen Umständen der Zeit fügen."

Wege waren, sammt dem ganzen Inventarium der Compagnie, welche noch immer eine eigene Direction hatte, abzukaufen. Alle Interessenten der Lotterie wurden eingeladen, ihre Ansprüche anzumelden. Da viele Schlesier dabei betheiligt waren, so erhielt der Resident Friedrichs II. den Auftrag, deren Interessen wahrzunehmen; einen ähnlichen bekam der sächsische Gesandte. Von vorn herein wurden jetzt gleich die Lotteriezettel, welche 1741 nicht ausgetauscht worden und nun erst zum Vorschein kamen, auf den Grund der damals ausgesprochenen Präclusion zurückgewiesen. Nachdem die übrigen Ansprüche untersucht und berechnet worden, ward dafür endlich doch nur 30 Procent angeboten.

Man stellte der Kaiserin vor, daß ihr Vater die Interessenten vollständig zu befriedigen versprochen hatte, daß sie selbst durch die Austauschung der Papiere Verpflichtungen übernommen habe, daß auch der Besitzstand der Fabrik von Linz vielleicht eine vollkommene Entschädigung gestatte.

Aber mit alle dem richtete man nichts aus. Baron Bartenstein behauptete, die Versprechungen des Kaisers seien Decrete der Gnade, nicht der Justiz, und man brauche sie nicht zu halten: die Commission erklärte, jener Austausch schließe keinerlei Versprechen ein; — auf jeden Fall würde man erst genauer untersuchen müssen, wie viel Fonds Carl VI. in der Lotterie gehabt habe; die Lotterie sei der Bank ansehnliche Summen schuldig, die Fabrik von Linz, welche ihr Privilegium nur auf 50 Jahre besitze, sei nicht so viel werth, als man wohl glaube. Auf diese Prämissen gründete man den Vorschlag, nicht mehr als 30 Proc. zu zahlen, binnen zehn Jahren, mit laufenden Zinsen von 4 Proc. Mochten die Interessenten nun sagen, was sie wollten — sie hatten ohnehin schon lange gar nichts mehr erwartet — so mußten sie am Ende diesen Vorschlag annehmen; sie erhielten Bankbillets für ihren nunmehrigen Antheil; man rechnet, daß diese nicht über 530,000 G. betrugen.

16. Handel von Triest.

(Einschaltung aus den Beilagen.)

Berühren wir bei dieser mißlungenen Unternehmung eine andere, die mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden ist.

Unter Maria Theresia ist Triest begründet worden. Es ist der Mühe werth, ein Project in Betracht zu ziehen, das dem Grafen

Chotek im August 1752 eingereicht wurde, als die Aufmerksamkeit lebhaft auf diesen Punct gerichtet war [1]).

Die Sachen waren bereits dahin gediehen, daß der Kaufmann sich zu Triest bei weitem besser befand, als zu Venedig.

Der venezianische Hafen hatte nicht die hinreichende Tiefe: die Schiffe mußten oft außerhalb desselben die Waaren auf kleinere Fahrzeuge umladen; der Zoll war hoch, der Aufenthalt kostbar, die Visitation beschwerlich und selbst mit Veruntreuungen verknüpft.

Dagegen hatte der Triestiner Hafen, an dessen Werken schon eine Zeit lang gearbeitet worden, ein so tiefes Fahrwasser, daß die größten Kauffahrteischiffe ungehindert bis an den Ort der Ausladung gelangen konnten; es war ein Freihafen und man war des Zolles überhoben; man lebte mit dem dritten Theile des Aufwandes, den man in Venedig brauchte; die Declaration des Schiffpatrons ward respectirt, und seine Abfertigung erfolgte ohne weitern Aufenthalt einer Visitation.

So wird wenigstens in jenem Project die Lage der Dinge vorgestellt. Es wird versichert, in Venedig sei Alles mißvergnügt, die Magazine seien ledig, viele Kaufleute weggezogen, Andere im Begriff sich zu entfernen.

Daran knüpft man folgende Vorschläge:

1. Die steiermärkischen und ungarischen Waaren seien von großem Belang. Die steierschen Sensen, Schneidemesser, Sicheln, Stahlwaaren überhaupt würden allenthalben begehrt; mit ungarischem Kupfer, Queckfilber, Getreide, selbst mit ungarischen Ochsen lasse sich ein großer Verkehr einleiten. Es sei nur nothwendig, die Landstraße von Carlstadt nach Triest zu repariren, wozu die niederländische Compagnie 12000 G. anbiete, und Magazine einzurichten.

2. Man müsse Auswärtige nach Triest ziehen: Söhne aus guten Handlungshäusern von fremden Plätzen, die dort mit andern in Compagnie treten könnten, und gewiß von ihren Vätern nicht würden verlassen werden; Kaufleute, die an anderen Orten verunglückt seien: oft seien das die talentvollsten Menschen, deren Rath dem gemeinen Wesen höchst ersprießlich werde. Vor Allem aber sei hiezu das freie Religionsexercitium nothwendig. Schon trage die Erlaubniß eine griechische Kirche einzurichten die glücklichsten Früchte.

1) Project des Herrn von Kicks wegen des Commercien-Etablissements in Triest. Sammlung einiger Nachrichten Tom VI.

Man sieht, wie eifrig die Vortheile dieses Platzes, die sich hernach so glänzend entwickelt haben, schon damals in Betracht gezogen wurden.

17. Geistlichkeit.

So sorgfältig auch die Kaiserin alle Pflichten einer guten Christin erfüllt, so schont sie doch den Clerus nicht. Er zahlt einen Zehnten von 2 Mill., welchen der Papst immer auf zehn Jahre bewilligt; alle Freiheiten, deren Titel er nicht nachweisen konnte, hat er schon verloren; ja man hat den Plan aufs Tapet gebracht, den Geistlichen „portionem canonicam“ in Geld zu zahlen, einem Prälaten 1000, einem Propst 600, einem Pfarrer 300, einem Caplan 150 G. Auch war die Absicht alle Güter, welche die Geistlichkeit seit 1660 erworben, wieder einzuziehen, und ihr dafür 2 Proc. Einkünfte zu überweisen. Es ist nicht zu erwarten, daß der Clerus sich einem Plane dieser Art unterwerfen sollte. Einiges andere hat man dagegen wirklich eingeführt, namentlich daß der Pfarrer zu der Contribution in demselben Maaße beitragen muß wie der Edelmann, und daß die Bettelorden nicht über eine bestimmte Zahl von Mitgliedern aufnehmen dürfen. Ich habe bittere Klagen der Camaldulenser darüber gehört, daß diese Verordnung auf sie ausgedehnt worden.

Nichts desto minder ist der Clerus noch immer sehr reich und mächtig. Der Erzbischof von Prag hat ein Einkommen von 50,000 Gulden, und man hat ihm jetzt den Bischof von Königsgrätz, eine Creatur des Grafen von Haugwitz, zum Coadjutor gegeben. Denn allenthalben haben die Fürsten die Collation der Pfründen in Händen, unter einer oder der andern Form. Der Fürst von Trautson, Erzbischof von Wien, bezieht nicht minder ein sehr gutes Einkommen. Dies ist ein geistvoller Mann, keineswegs blind über die Mißbräuche, die im Schwange gehn, welche er nach Kräften abzustellen sucht. Um den Uebertritt der Protestanten zu erleichtern, hat er den Eid abgeschafft, durch welchen sie ihre bisherige Religion förmlich abzuschwören genöthigt waren, und auf diese Weise hat er schon manchen Widerstand besiegt. Aber dafür erklärt ihn das gemeine Volk und der blinde Clerus selbst für einen geheimen Protestanten; da aber der Papst und die Kaiserin vernünftig sind, so findet er bei ihnen Schutz.

Ueberhaupt muß man fürchten, daß die katholische Religion, wenn sie nur ihre auffallendsten Mißbräuche abstellt, noch einmal aufs neue um sich greifen wird. Man darf in Wien sich nicht mehr öffent-

lich geißeln, oder während der Fasten das Kreuz durch die Straßen schleppen. Kraft der Bulle des Papstes vom 1. September 1753 sind eine Menge Feste abgeschafft.

Das Volk, so zu Wien wie auf dem platten Lande, murrt wider diese Neuerungen, und der Clerus sucht es in seinem blinden Eifer zu bestärken. Da sich kein Mensch der Freiheit, an gewissen Festtagen zu arbeiten, bedienen wollte, griff die Regierung ziemlich gewaltsam ein: sie forderte als eine Pflicht, was die Bulle nur als eine Freiheit gestattete. Man ließ an den öffentlichen Bauten, z. B. an dem Burgtheater, arbeiten, die Polizei sah darauf, daß die Läden geöffnet wurden. Man hat damit seinen Zweck jedoch nicht erreicht: die Läden öffneten sich, doch stellte sich kein Verkehr ein, und die Verkäufer haben das zuweilen sogar dadurch gehindert, daß sie zu hohe Preise bestimmten. Allmählig ist die Regierung ermüdet und übt keine so genaue Aufsicht mehr. Mit dem Sonntage ist es das Nemliche: Die Regierung hat ernstlich verboten, an diesem Tage zu arbeiten; da aber die Polizei noch immer duldet, daß man Sonntags Küchenmarkt hält, was an den Festtagen der Jungfrau Maria nicht geschieht, so wird es schwer sein, eine Regel durchzusetzen, von der man so auffallende Ausnahmen zugiebt.

Processionen sind noch immer häufig, besonders die Wallfahrten nach Mariazell, aber nur das gemeine Volk macht sie zu Fuß; Vornehmere bequem zu Wagen; es ist eine Sache, die man kurz und leicht abthut.

Noch alle Tage trägt man das Hochwürdige durch die Straßen, und Jedermann muß sich auf die Knie werfen; aber wenn man zu Wagen ist, reicht es vollkommen hin, den Hut abzunehmen und eine Verbeugung zu machen, wie wenn man Jemand begegnet. Gute Katholiken jedoch, selbst Damen, steigen aus, um ihre Kniebeugung zu vollziehen. Glücklicher Weise giebt das Glöckchen, das der Procession vorausgeht, Gelegenheit auszuweichen.

Man sollte glauben, die Kaiserin würde mit dem Sinn von Billigkeit den sie durchaus beweist, oder auch aus Politik, alle Verfolgung vermeiden. Nichts desto weniger werden die Protestanten in Oberöstreich, Steiermark und Kärnthen, deren es noch eine große Anzahl giebt (ihre letzte Supplik soll 12000 Unterschriften zählen) mit vieler Härte behandelt. Größtentheils werden sie nach Siebenbürgen gebracht, und hier der sächsischen Nation beigesellt, die das freie Religionsexercitium genießt. Allein einmal bekommen sie bei ihrer Entfernung für das Besitzthum, das sie verlassen, lange nicht

den Preis den sie unter andern Umständen fordern dürften, da Jedermann weiß, daß sie gezwungen sind es herzugeben; dann finden sie auch, wenn sie nach Siebenbürgen kommen, das ganze Land in Besitz ihrer Glaubensbrüder, und nur wenig Ländereien käuflich, so daß sie in der Regel das was sie mitgebracht haben, verzehren, und im tiefsten Elend verschmachten.

Indessen bestehn in jenen Provinzen noch immer Religionscommissionen, zusammengesetzt aus den starrsten Katholiken. Man nimmt den noch übrigen Protestanten ihre Bücher, hindert sie ihren Kindern den erforderlichen Unterricht zu ertheilen; sogar um nur in einen Dienst aufgenommen zu werden, muß man ein Zeugniß des Katholicismus von dem Pfarrer aufweisen. Bei alle dem soll es noch eine Unzahl geheimer Protestanten geben, welche nur äußerlich die katholischen Gebräuche mitmachen.

In Oberösterreich giebt es noch drei vornehme lutherische Familien, eine Linie der Auersberg, die Grafen Laßberg, die Freiherrn Stockhorn. Man hat ihnen ihre Besitzungen gelassen, aber die Religionsübung hat man ihnen entzogen, nur in Oedenburg in Ungarn oder in einer Gesandtschaftscapelle zu Wien können sie das Abendmahl empfangen. Für die Verfolgungssucht des Clerus sind sie ein großer Stein des Anstoßes; von allen Anstellungen sind und bleiben sie ausgeschlossen.

18. Militär.

Früher hat das Haus Oesterreich sich wohl mehr durch Verbindungen als durch Waffen zu erheben gesucht: Bella gerant alii, tu felix Austria nube; aber nach dem schlesischen Kriege ist das ganze System verändert worden. Mit der Verbesserung der Finanzen ist eine Reform der Armee Hand in Hand gegangen.

Ein Fürst, der sich die Liebe seiner Unterthanen und besonders seiner Diener erhalten will, darf das alte Herkommen nicht mit Gewalt unterbrechen; die Kaiserin-Königin hat die Mißbräuche allmählig abzustellen versucht, aber dabei die alten Formen behauptet, so weit sich das mit dem großen Zwecke eine zahlreichere und besser disciplinirte Armee als bisher aufzustellen vereinigen ließ.

Der Hofkriegsrath und das General-Hof- und Feld-Kriegscommissariat leiten die militärischen Angelegenheiten, das letzte mit ausgedehnteren Befugnissen als in andern Staaten.

Aus den gedruckten Listen ergiebt sich, daß man in den letzten Jahren 34 Marschälle, 31 Generale der Infanterie, 28 Generale

der Cavallerie, 57 Generallieutenants, 147 Generalmajors, im Ganzen 287 Generale zählte; aber unter diesen giebt es viele jubilirte, die nur noch mäßige Pensionen ziehen, andere, wie so viele Reichsfürsten, die nur den Titel von ihrem Regimente führen, andere welche in dem Militärdepartement angestellt sind und niemals gedient haben.

In der österreichischen Armee avancirt man vielmehr nach Gunst als nach Ancienniät. Man findet sehr junge Obersten, vornehmlich von den großen Familien, denen andere verdientere Leute, die aber nicht in so gutem Credit standen, ihre Stellen abgetreten haben.

In Friedenszeiten kann man die österreichische Armee auf 200,000 Mann schätzen, mit Inbegriff der Croaten oder überhaupt der unregelmäßigen ungarischen Infanterie und Reiterei. Die Listen von 1750 ergeben zwar eine größere Anzahl, aber die Regimenter sind seitdem herabgesetzt worden: die Dragoner und Cürassiere auf 812, Husaren auf 610, alle Infanterie auf 2408 Mann. Nach den genauesten Untersuchungen zählt jetzt die österreichische Armee:

I. zu Fuß 39 deutsche, 1 spanisches, 5 wallonische, 9 ungarische Regimenter und ein ungarisches Bataillon, zusammen 130,689 Mann;

II. zu Pferd 18 Regimenter Cürassiere, 12 Regimenter Dragoner, 10 Regimenter Husaren, zusammen 30,478 Mann;

III. unregelmäßige Ungarn zu Fuß 36,088, zu Pferd 5024 Mann; zusammen 202,279.

Die Infanterieregimenter, auf die man am meisten zählt, sind die neuen ungarischen, von denen die Hälfte auf deutsche Weise uniformirt ist; man ergänzt sie nur aus Nationalungarn; wie sehr auch die Quartiere wechseln mögen, so bleibt doch von jedem Regiment immer ein Bataillon in Ungarn, um das Regiment zu completiren.

Aus dem deutschen Fußvolk macht man sich nicht so viel; großentheils ist es aus dem zusammengesetzt, was die Werber anderer Mächte im Reiche übrig gelassen haben. Doch kommt dabei viel auf die Commandeurs an; der Graf Lascy war so streng wie nur irgend ein preußischer Officier.

Obwohl unregelmäßige Truppen, bilden doch die Croaten einen sehr ansehnlichen Theil der Armee; alles starke und große Leute, die jeden Sonntag in ihren Bezirken exercirt werden, und die man immer zu den kühnsten Unternehmungen braucht. Schade daß man ihnen sehr oft schlechte Officiere giebt. Im J. 1753 hätte das der Hof beinahe bereuen müssen; 30,000 Croaten empörten sich und belagerten ihre Gouverneurs, Guicciardi und Petazzi förmlich in Carl-

stadt. Dem General Neipperg gelang es, sie zu beruhigen, doch nur unter der Bedingung, daß die beiden verhaßten Generale entfernt würden.

Die österreichische Cavallerie hat immer große Reputation genossen. Man will tadeln, daß ihre Standquartiere im Frieden zu zerstreut seien; der Officier kann seine Leute und ihre Pferde nicht gehörig beaufsichtigen; man lernt sich nicht gehörig kennen; aus Scheu vor den Kosten kommen die Regimenter nur einmal im Jahre zusammen, und auch dann nur auf vierzehn Tage, so daß sie nicht so gut eingeübt werden wie die Infanterie.

In Hinsicht des Exercirens sind die Regimenter von einander verschieden. Mehrere von ihnen haben das preußische Exercitium angenommen; Marschall Daun und Graf Lascy sind darüber oft als Neuerer getadelt worden. General Radicati leitet die Exercitien der gesammten Reiterei, General Anger des gesammten Fußvolks, mit alle dem kann doch keine vollkommene Gleichförmigkeit bewirkt werden. Es giebt Reformen, mit welchen nur die Fürsten selbst durchdringen können.

Die österreichische Artillerie befindet sich in einem respectabeln Zustande, seitdem der Fürst Joseph Wenzel Lichtenstein Chef derselben ist; er soll aus seinem Privatvermögen Millionen daran gewandt haben.

Ich habe mir nie einen genauen Etat der Ausgaben für die Armee verschaffen können, so daß ich nicht angeben könnte, was Alles bis auf Heller und Pfennig kostet; doch weiß ich sehr positiv, daß die Kaiserin in Friedenszeit 14 Mill. G. auf die Armee wendet, ein paar Tausend mehr oder weniger.

Im Jahre 1753 wollte die Kaiserin ihre Armee um 28,000 Mann vermehren, zu denen Böhmen 9000, Mähren 3100 liefern sollte; aber die Stände, gestützt auf die Zusicherungen welche sie 1748 bekommen hatten, machten Vorstellungen dagegen, und das ganze Vorhaben scheiterte.

19. Niederlande und Italien.

Die Niederlande werden auf eine ganz andere Weise regiert als die übrigen Staaten; sie haben noch alle ihre Privilegien; was sie der Kaiserin zahlen, ungefähr 4 Mill. Gulden, reicht eben nur hin, um die Regierung, die Gerichtshöfe und die Truppen zu besolden. Doch haben die Stände der Kaiserin bedeutende Summen vorgestreckt,

und sie würden bei einem Wechsel der Landesherrschaft außerordentlich verlieren.

Mit dem Einkommen von Italien verhält es sich eben so; man berechnet es auf 3 Mill. G., doch ist das kaum hinreichend um die Kosten der Verwaltung zu decken.

20. Eigenthümliche Besitzungen des Kaisers.

Es ist bekannt, daß der Kaiser Landschaften und Domänen besitzt, die ihm eigenthümlich angehören; er hat dafür auch seine besondern Minister. Sein alter Lehrer, Herr von Pfütschner, steht den Justizsachen, sein früherer Kammerdiener, Herr von Toussaint, den Finanzen vor. Früh beim Aufstehn machen sie den Kaiser ihren Rapport, jetzt nicht mehr in Gegenwart von Kammerherrn, sondern nur von ein paar vertrauten Bedienten. Der Kaiser geht auf das kleinste Detail ein; man könnte sich den Angelegenheiten nicht eifriger widmen, als er es thut; seinen beiden Ministern muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihn dabei nach Kräften unterstützen.

Die Herrschaft Hollitsch kostet dem Kaiser 900,000 Gulden, und er hat sein Geld nicht geschont, um sie zu verbessern und zu verschönern; dafür ist sie nun auch sehr einträglich geworden. Von der Baumwollenmanufactur, die der Kaiser daselbst errichtet hat, zahlen drei Wiener Häuser, die ein Privilegium für ihr Product erlangt haben, 300,000 G.; von einer Fayencefabrik, die er nicht minder gegründet, zieht er den dritten Theil des Gewinnes; eine wohlerhaltene Stuterei, eine große Fasanerie kommen hinzu.

Toscana wird von dem Grafen Richecourt sehr gut verwaltet; dieses Land bringt dem Kaiser jährlich eine reine Revenüe von 1 Million Gulden ein. Livorno nimmt sich täglich mehr auf; die neue Straße von Modena nach Massa muß bei der engen Verbindung des Hauses Oesterreich mit dem Herzog dem Handel von Triest zu Gute kommen. Es ist ein alter Gedanke die Verbindung zwischen diesen beiden Handelsplätzen zu erleichtern.

Die gute Oekonomie besteht aber nicht allein in Erwerbung, sondern auch in Ersparniß. Der Kaiser vermeidet Alles was Aufwand heißt: auch hat er in der That keine andere Ausgabe als welche ihm jene Minister und einige subalterne Räthe verursachen: Tafel, Jäger und Hofhaltung überhaupt werden von der Kaiserin bestritten.

Aber noch mehr. Man weiß, daß der Kaiser sogar der Geschäftsmann seiner erlauchten Gemahlin ist. Er hat die Schulden bezahlt, welche auf mehreren Domänen in Böhmen lasteten, und die Hypotheken sind ihm hierauf selbst überliefert worden. Die Domänen, die auf diese Weise in seine Hand gekommen — Pardubitz, Podiebrad, Bresnitz und mehrere andere — bringen ihm bereits 126,000 Gulden ein. Und keineswegs läßt der geschickte Financier Toussaint dieses Geld im Kasten liegen; es ist in unaufhörlichem Umlauf; auf allen Plätzen von Europa kann man Wechsel von ihm ziehen. So sammelt er für seinen Herrn unermeßliche Reichthümer: schon rechnet man den Schatz des Kaisers auf 20 Millionen Gulden; in einem wohlbewachten Hause in der Wallerstraße in Wien, dem Fürsten Esterhazy gegenüber, wird er aufbewahrt.

21. Corps diplomatique [1].

Es ist wohl noch nöthig, daß ich ein Wort von den auswärtigen Gesandten sage, die in Wien residiren.

Der Nuntius des Papstes, Monsignor Crivelli, ist nicht so gesellig wie sein Vorgänger Serbelloni; er scheint nicht vollkommen gesund zu sein, und man sieht ihn nur bei Hofe. Da sollte man ihn für einen Pfarrer halten: man sollte glauben, er predige, wenn er mit Ihren Majestäten spricht; so laut läßt er seine Stimme erschallen.

Der venezianische Botschafter, Ritter Correr, ist ein wahrer Pantalon. Im Jahre 1754 wollte er allem Abrathen des Herrn von Klinggräf zum Trotz König Friedrich II. einen Besuch machen. Da ihn aber der König nicht gleich im Lager von Lissa annahm, sondern ihm sagen ließ, er werde ihn in zwei Tagen in Breslau sehen, so fand er sich beleidigt und ging nach Dresden ohne den König gesehen zu haben; in Wien hat man viel darüber gespottet. Ueberhaupt ist Correr bei weitem weniger beliebt als sein Vorgänger Tron. Er ist vielleicht prächtiger und ladet häufiger zu Tisch ein; aber er fordert zu viel Auszeichnung in der Gesellschaft um ihr angenehm zu sein. Seitdem er in den großen Assembleen ein paar Mal ohne

1) Diese Bezeichnung kam um diese Zeit auf. Fürst braucht sie noch nicht, doch kennt er sie, und es sollte scheinen, als sei sie eben in Wien erfunden worden. Corps diplomatique, nom qu'une dame donna un jour à ce corps nombreux de ministres étrangers à Vienne.

Spielpartie geblieben ist, erscheint er gar nicht mehr, und hält sich an eine kleine italienische Cotterie, Mesdames de Montetanto, Pacheco, Majo u. s. w.

Der russische Botschafter Graf Kaiserling ist in den Geschäften ergraut. Sein Haus und seine Tafel sind den Gelehrten offen; selten giebt er Andern ein Gastmahl; die Gesandten sieht er nur, wenn er etwas mit ihnen abzumachen hat; er geht in keine Assemblee. Zwischen den Höfen von Wien und Petersburg besteht das Uebereinkommen, daß die Botschafter, weil sie ohnehin den kirchlichen Ceremonien der Religionsverschiedenheit halber nicht beiwohnen können, nicht die ganze Pracht ihres Ranges enthüllen. Graf Kaiserling erscheint nur an den Gallatagen, mit prächtiger Equipage, jedoch sehr einfach gekleidet. Es setzte ihn nicht wenig in Verlegenheit, als er bei der letzten Geburt des Großfürsten ein Fest zur Feier dieses Ereignisses veranstalten mußte, um so mehr, da der neapolitanische Gesandte vor kurzem bei einer ähnlichen Gelegenheit 30,000 Gulden aufgewendet hatte. Der russische Botschafter mußte aber Rücksichten einer strengeren Oekonomie nehmen: sein Hof hatte ihm nur 8000 Gulden dazu bewilligt. Von dem Fest zog er sich selbst sehr bald zurück und überließ die Leitung der Gräfin Questenberg, Schwester des Fürsten Kaunitz [1]). Bei der engen Allianz der beiden Höfe wird Graf Kaiserling sehr ausgezeichnet, doch läßt er das nicht merken: er haßt es Lärm von sich zu machen. — — Der glückliche Emporkömmling Sievers, der mit der Notification der Geburt des jungen Prinzen beauftragt war, ist ein wohlgebauter Mann, in dessen Gesichtszügen man jedoch seine niedrige Herkunft erkennt; er spricht nichts als deutsch und russisch; man hat ihm in Wien sehr den Hof gemacht; er erschien immer prächtig gekleidet, der Alexander Newski-Orden, den er trug, war mit Diamanten bedeckt.

Der französische Gesandte, Marquis von Aubeterre, der im letzten Kriege in Italien mit viel Auszeichnung gedient hat, ist einer der liebenswürdigsten Menschen, die man sehen kann; ein gereifter Franzose, dessen Lebhaftigkeit durch die Jahre gemäßigt worden; zurückgekommen von Weibern und Spiel. Seine Gesundheit hat sich durch die Luft von Wien verbessert. Er lebt sehr mäßig, trinkt wenig Wein; sein größtes Vergnügen ist, mit geistreichen Leuten umzugehn; man sieht ihn in der Regel bei dem Fürsten von Kaunitz.

1) Folgt eine ausführliche Beschreibung aus der hervorgeht, daß man sich dort zu enge befand u. s. w.

Anfangs wollte ihn Kaunitz durch Aufmerksamkeit blenden, und ließ ihn durch den Grafen Zinzendorf unaufhörlich belagern; aber Aubeterre ging nicht in die Schlingen die man ihm legte; er ist einsichtsvoll und läßt sich nicht täuschen; allmälig hat Kaunitz auch abgelassen, ihn so auffallend vor allen andern auszuzeichnen. Gewiß könnte Frankreich nicht besser bedient werden als von diesem Gesandten. Uebrigens lebt Aubeterre wie es ihm geziemt: er giebt zuweilen große Diners, obwohl er eine kleine Tafel von 6 bis 8 Personen vorzieht.

Der spanische Gesandte Graf Azlor, der in diesem Augenblicke abgegangen, hatte zum Vertrage von Aranjuez beigetragen, und ward deshalb in Wien sehr ausgezeichnet; die Kaiserin sagte ihm beim Abschied, er habe die Würde eines Ministers mit der Feinheit eines Weltmannes vereinigt. Niemals bekam ein Anderer so ansehnliche Geschenke: er verläßt Wien im besten Wohlstand. Obwohl er sich standesgemäß gehalten, so hat er doch die 30,000 Gulden nicht aufgewendet, die sein Hof ihm zahlte.

Graf Bork, Gesandter von Schweden, ist einer der beliebtesten Minister in Wien. Er lebt auf eine noble Weise: macht einen würdigen Aufwand, giebt gute Diners, kleidet sich immer mit Geschmack, obwohl er nach der Etikette seines Hofes weder Gold noch Silber trägt; bei Gelegenheit der Belehnung hat er sich glänzende Livree und Equipage angeschafft; er spielt hohes L'hombre mit dem vornehmsten Adel, einen Ducaten die Marke. Sein Gesandtschaftsprediger Suker ist ein ausgezeichneter Theolog und Philosoph; die Predigten desselben sind mir so erbaulich, daß ich selten darin fehle. Wäre das Haus und die Capelle dieses Gesandten nicht so entfernt — er wohnt vor dem Schottenthor, sehr bequem und wohlfeil, — so würden sie bei weitem mehr besucht werden, als die dänische Capelle.

Der dänische Gesandte, Baron Bachoff, früher Gesandter in Regensburg, nicht eben sehr vortheilhaft gebildet, äußerst neugierig, ein gewaltiger Frager. Auch die Kleinigkeiten will er wissen. Im Cirkel bei Ihren Majj. will er immer das Wort führen; er fällt ihnen in die Rede, selbst wenn sie sich nicht an ihn gewendet haben. Auch hat er schon manche unangenehme Auftritte gehabt. Die Kaiserin hat ihren Unterthanen verboten seinen Bällen beizuwohnen, welche wider die polizeilichen Ordnungen anstießen, und bei denen es überhaupt ein wenig lebhaft herging. Man hat einmal aus seinem Hause eine Procession insultirt; nachdem das Volk die Fenster in seiner Wohnung eingeworfen hatte, ist er noch genöthigt gewesen

die Schuldigen auszuliefern. Der größte Theil seiner Hausbeamten dient ihm ohne Besoldung; er erlaubt ihnen dafür, ihr Metier in seinem Palast zu treiben.

Graf Flemming, Gesandter des Königs von Polen, Churfürsten von Sachsen, ein Mann von Geist, aber trocken und kalt; — man sieht ihn Stunden lang in der Gesellschaft, ohne daß er ein Wort spräche; er hat die Unart, unwillig zu werden, wenn er im Spiele verliert; wegen der engen Allianz zwischen Oestreich und Sachsen wird er bei Hof hervorgehoben, minder in der Stadt; er hat immer das Air sich selbst zu genügen. Die eigentlich sächsischen Geschäfte sind dem Herrn von Petzold übertragen, der ein wenig geselliger und angenehmer ist als Graf Flemming.

Herr von Keith, aus einer der ältesten schottischen Familien, jüngerer Sohn, steigt geschwind von Stufe zu Stufe empor. Er ist jetzt bevollmächtigter Minister des Königs von England; klug, solide, von ausgezeichnetem Charakter. Seine Vergnügungen sind Promenade und Schauspiel; schon lange hält ihn die verwittwete Gräfin Luzan in ihren Fesseln. Man kann sich denken, welche unangenehme Stellung ein englischer Gesandter in Wien haben muß. Herr von Keith überwindet das durch seine persönlichen Eigenschaften.

Herr von Canales, Gesandter von Sardinien, ist einer der geschicktesten Menschen die ich kenne; durch seinen langen Aufenthalt in Wien und besonders durch die Verbindung, in welche er durch seine Gemahlin, eine Palfy, mit den vornehmsten Familien getreten ist, hat er so viel Mittel, alles was geschieht zu erfahren, daß ihm wenig entgeht. Seine Frau läßt ihn aber durch tausend Extravaganzen diesen Vortheil ziemlich theuer bezahlen. — Im Jahr 1755 empfing Herr von Canales zum ersten Male die Belehnung mit den italienischen Reichslehen für seinen Fürsten: er hat als Laudemium der Reichscanzlei 60,000, dem Reichshofrath 85,000 G. zahlen müssen. In dem Reichshofrath hat man dabei das alte Herkommen beobachtet, daß nur diejenigen etwas von dem Geschenke empfangen haben, welche zu der Zeit, als die Investitur verlangt wurde, darin saßen. Selbst der Präsident wäre hiedurch ausgeschlossen gewesen, doch hat er sich mit den Erben seines Vorgängers über die Hälfte verglichen. Die gesammten Kosten dieser Belehnung mögen 180,000 Gulden betragen haben.

Herr von Freire, Gesandter von Portugal: schon in einem gewissen Alter, — meistentheils zu Hause, — weder geliebt noch gehaßt; mit einer Schafgotsch vermählt, die es sich zur Pflicht macht

sein einförmiges Leben mit ihm zu theilen. Er ist langsam von Zunge und spricht alle Sprachen schlecht.

Marquis von Majo, bevollmächtigter Minister des Königs beider Sicilien, früher Gesandter in Constantinopel: sehr höflich, voll von Complimenten, ein wahrer Italiener, aber ein wenig bigoter als sie gewöhnlich sind; ziemlich beschränkt. Als er sich eines Tags bei einem fremden Minister über einen interessanten Gegenstand unterrichten wollte, begann er damit, zu erklären, daß er es nicht aus eigener Neugier thue, sondern um darüber Bericht an seinen Hof zu erstatten. Man behauptet, um seine Gemahlin habe er eigentlich für einen Neffen geworben, sie selbst habe den Oheim vorgezogen. Er war gutmüthig genug, die Hand anzunehmen, die man ihm anbot. In den großen Hoffeierlichkeiten oder bei andern Festen, da glänzt der Marquis von Majo. Als bei der letzten Niederkunft der Kaiserin König und Königin von Sicilien zu Taufzeugen des jungen Erzherzogs gebeten worden, veranlaßte er seinen Hof, obwohl es keine Gewohnheit gefordert hätte, eins der glänzendsten Feste zu veranstalten, die man gesehen hat. — Der Fürst Wenzel Lichtenstein gab seinen prächtigen Palast in der Rossau dazu her; 3 Monate brachte man zu, um Alles einzuleiten: keine Kosten wurden gespart; es sind gegen 40,000 G. aufgewendet worden; die Illumination der Auffahrt, des Gartens, des Palastes gelang auf das beste; der Ball ward durch ein Souper von 200 Couverts unterbrochen, bei welchem alle Delicen auf die Tafel kamen, die sich nur auftreiben ließen. Jedermann ward zufriedengestellt: auch der Gesandte selbst, der ein guter Oeconom ist, hatte keinen Schaden dabei.

Baron Burmann, Gesandter der Republik Holland, ein guter alter honetter Mann, der Tafel und Spiel, mithin auch Gesellschaft liebt; heiter und von angenehmer Conversation: bei seinem hohen Alter kann er in der großen Welt nicht glänzen; er hält sich an kleinere Cotterien, auch unter dem Adel von zweitem Range.

Der Baron Bekers, Minister von Baiern, ist der Mann aller Welt, gleich gut mit den Großen und Kleinen; allenthalben eingenistet; er erfährt alles und bedient seinen Herrn vortrefflich. Niemand giebt so häufig Diners; er ist bei allen Jagdpartien; in der Stadt ist er immer auf der Straße, jeden Abend besucht er vier bis fünf Häuser. Ich kenne keinen dienstfertigeren Menschen als diesen Minister; aber darum muß man seinen Freundschaftsversicherungen doch nicht etwa trauen. So gut er in Berlin behandelt worden ist, so spricht er doch in Wien schlecht von Preußen. Er ist von Herzen

österreichisch, und an ihm liegt die Schuld nicht, wenn sich sein Hof nicht auf das allerengste mit dem österreichischen verbindet.

Graf Montecuculi, Gesandter von Modena, hat viel zu dem Vertrage von 1753 beigetragen, und wird deshalb fast gar nicht mehr als ein Fremder betrachtet. Er liebt die Gesellschaft, spielt hoch und gewinnt viel. Er hat die Stimme eines Weibes und sein Aeußeres ist nicht sehr empfehlend. Uebrigens ist er ungemein neugierig, und Fürst Kaunitz sagte, er könne nicht in seinen Garten gehn, ohne daß Montecuculi es wisse.

Ich habe nun noch ein paar Worte über die Rechte der fremden Minister im Allgemeinen zu sagen.

Einige sind durch das Völkerrecht bestimmt; diese sind von den Schriftstellern hinlänglich erläutert; andere sind Wien eigenthümlich. Hier sind die Gesandten frei von Sperrgeld, von Liniengeld; in Hinsicht der Mauth übt man Reciprocität aus; die Botschafter von Venedig und Rußland, die Minister von Frankreich, Spanien und Sachsen genießen dieselben Exemtionen, die den österreichischen in jenen Ländern gewährt werden; der preußische hat dagegen nur das Recht verbotene Waaren, z. B. fremde Medicin, confiscirte Bücher kommen zu lassen.

Ferner haben die Gesandten Eintritt in das Audienzzimmer, wie Staatsräthe und Kammerherrn; an den Courtagen halten sie sich zur Rechten des Thronhimmels, unter welchem die Kaiserin beim Spiel sitzt; die Botschafter am nächsten am Spieltisch; die übrigen Gesandten haben keinen Rang unter einander. Die Unterthanen beobachten die spanische Etikette; so oft Jemand Glück wünscht oder Dank sagt, oder nach seiner Ankunft sich meldet, oder sich beurlaubt, wirft er sich auf ein Knie nieder und küßt ihren Majestäten die Hand. Auch die Frauen der Gesandten küssen der Kaiserin die Hand, wenn sie vorgestellt werden. Uebrigens beobachten die Gesandten selbst bei ihren Ehrfurchtsbezeugungen die französischen Gebräuche.

Schlußbemerkung.

So weit reichen im Wesentlichen die Nachrichten, welche Fürst in seiner Sammlung und seinen Briefen niedergelegt hat.

Man sieht: der Geschäfte gedenkt er darin nicht, weder der ihm besonders übertragenen, obwohl sie manche interessante Seite darbieten mußten, noch auch der allgemeinen, die sich immer gefährlicher verwickelten, und so bald nachher den Wiederausbruch des Krieges veranlaßten. Bemerkungen solcher Art wird er seinen amtlichen Berichten aufbehalten haben. Hier bleibt er dabei stehn, die in Staat und Hof hervorragenden Persönlichkeiten, den Gang und die Getriebe der innern Staatsverwaltung, besonders die Reformen, welche dieselbe unter seinen Augen erfuhr, darzustellen; ich denke, man wird mir zugestehen, daß seine Schilderung an das Licht gezogen zu werden verdiente.

Nicht als ob man nun Alles zu unterschreiben hätte was hier gesagt wird: eher wäre zu wünschen, daß sich fähige und kundige Männer zu Berichtigungen und näheren Erörterungen veranlaßt fühlen möchten; — auf jeden Fall aber wird hier eine merkwürdige Epoche der österreichischen Geschichte, die Reorganisation der Monarchie nach den schlesischen Kriegen, die Gestalt des Staates und Hofes in dieser Zeit, auf eine neue und eigenthümliche Weise beleuchtet.

Die Zeitgenossen stimmen darin überein, daß Carl VI. die Kräfte seines Landes eigentlich gar nicht kannte. Wohl dachte auch er, wie man weiß, in einigen Zweigen auf Verbesserungen: aber das glänzende Beispiel von England und Holland blendete ihn gleichsam: er warf sich in mercantile Unternehmungen, die nicht gelingen konnten, weil sie auf keiner festen Basis des Gewerbes und des Wohlstandes beruhten: auch griffen seine Leute die Sache nicht geschickt an: zuweilen gerieth er, wie wir davon an der orientalischen Compagnie — österreichischen Mississippi-Actien — selbst ein Beispiel sahen, eben

dadurch in die drückendsten Verlegenheiten. Er war wie ein reicher Besitzer, der statt Grund und Boden die ihm gehören nach Kräften zu cultiviren, sein Betriebscapital in den Speculationen des Geldmarktes versucht, und dabei natürlich Verluste leidet. Das innere Geheimniß seiner Macht zu erproben hat er nie versucht. „Der Kaiser", heißt es in einer Vorarbeit von Fürst, „sah seine Hoheit und Würde in der Macht seiner Großen, in der Gewalt, die er denselben ertheilte, seine Provinzen zu regieren." Ueberhaupt kann man sagen: die Monarchie war noch förderativer Natur. Die Provinzialrechte schränkten die höchste Gewalt zwar nicht dem Namen, aber der That nach gewaltig ein. Die Provinzen hatten das Gefühl ihrer Besonderheit; ein Gesammtgefühl Aller existirte höchstens am Hofe, nicht in der Bevölkerung. Der Anwachs der ohnehin schon so ausgedehnten Besitzungen durch die Erwerbungen aus dem spanischen Erbe war zugleich ein Nachtheil: er verlieh dem Geiste der Provincialität, der Absonderung neue Stärke. Es fehlte der Monarchie durchaus an der Energie des gemeinschaftlichen Bewußtseins, durch welches ein Land fähig wird große Unternehmungen auszuführen, gefährliche Angriffe zurückzuweisen.

Schon unter Carl VI. fingen die Verluste an. Seine mercantilen Bestrebungen hatten vor allem den schlimmen Erfolg, daß sie seinen Bund mit den Seemächten zerstörten, auf welchen seine politische Haltung sich ursprünglich gründete. Auf sich selbst angewiesen, war er nicht fähig sich gegen Feinde zu vertheidigen, die doch auch nur sehr mittelmäßig gerüstet waren.

Was aber schon bei seinen Lebzeiten begonnen, mußte, der Natur der Sache nach, sich nach seinem Tode noch viel gefährlicher fortsetzen. Der Zustand der Monarchie reizte alte und neue Feinde zu einem allgemeineren Angriff; es kam ein Augenblick, wo Alles verloren zu sein schien.

Aber erstens fand es der entschlossenste, geistreichste und kräftigste Feind, nachdem er seinen besonderen Zweck erreicht hatte, selber rathsam und in seinem Interesse, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben; sodann erwachte eben in dem Augenblicke der Gefahr der Geist von Oesterreich, die von Innen her wirksame Energie, das Bewußtsein eines gemeinschaftlichen Vaterlandes und Schicksales: die zusammenhaltenden Kräfte regten sich: bald wurden auch die alten politischen Verhältnisse hergestellt: die Verluste, die gegen jenen ersten Feind erlitten waren, abgerechnet, ging Oestreich aus einem Kriege, der es mit vollkommener Vernichtung bedroht hatte; glücklicher und

bei weitem glorreicher hervor, als aus alle den letzten Verwickelungen unter Carl VI.

Die Fürstin aber, deren Persönlichkeit diesen Geist zu erwecken und zu erhalten so viel beigetragen, unter deren Auspicien die Monarchie gerettet worden, war nun nicht gemeint es hiebei bewenden zu lassen. Sie unternahm, was nie ein Fürst aus dem Hause Habsburg ernstlich versucht, eine in sich selbst starke, alle Provinzen zu einer wesentlichen Einheit zusammenfassende centrale Gewalt zu erschaffen, und die bewaffnete Macht, die schon im 17ten Jahrhundert gezeigt hatte, welcher Entwickelung sie fähig sei, nunmehr auch auf der sicheren Grundlage einer wohlgeordneten Administration zu befestigen; was ihre Vorfahren zu thun durch Naturell, Umstände oder den Geist der Zeit verhindert worden, das führte sie aus, der letzte Sprößling des Hauses, eine Frau.

In der vorliegenden Schrift erblicken wir sie in ihrer großartigen ruhigen Thätigkeit. Höchst eingezogen lebt sie: nur mit einer kleinen Gesellschaft von Damen geht sie um; nur von Kammerfrauen, jungen Fräulein ist sie umgeben; die Erziehung ihrer Kinder verliert sie keinen Augenblick aus den Augen: sie ist eine deutsche Hausfrau und Mutter; aber zugleich ist sie unermüdlich in den großen Staatsgeschäften: sie arbeitet selbst mit ihren Ministern; was ihr in der Conferenz zweifelhaft bleibt, überlegt sie in der Ruhe ihres Cabinets; jene Kammerfrauen lesen ihr selbst Eingaben und Denkschriften vor; einsam, selbständig faßt sie ihre Beschlüsse: sie ist in der That Fürstin und Regentin; der Sinn, der sie belebt, theilt sich ihren Ministern mit: sie wetteifern ihr zu dienen. Ohne viel Geräusch führte sie die wirksamsten Reformen durch, auf deren Resultaten das spätere Schicksal von Oesterreich und zum Theil auch seine heutige Stellung beruht.

Man thut, fürchte ich, sehr unrecht, daß man die innere Geschichte der großen Continentalmächte so wenig mit wahrem Ernste cultivirt. In der That ist es eine unzuläſſige Zärtlichkeit für das Gedächtniß verstorbener Fürsten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geschichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu lassen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menschlichkeiten zum Vorschein kommen; aber sollte man das fürchten müssen? Ein in absichtliches Dunkel verhüllter Name kann dem Menschen weder Verehrung noch Liebe abgewinnen. Die lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, selbst mit ihren Fehlern, fesselt seine Bewunderung und Anhänglichkeit. Welcher bessere Besitz kann einer Nation, kann besonders einem Staate zu Theil werden, der aus ver-

schiedenartigen Bevölkerungen gemischt ist, als die Geschichte seiner Regierung, die doch zuletzt seine geistige Einheit repräsentirt, von der seine Entwickelung, seine Fortschritte, seine Schicksale abhangen, die ihm erst zeigt, was er ist, und ihn von dem unfruchtbaren Ideal in die Mitte des lebendigen Interesses fortreißt. In so fern würde der Geschichte der inneren Entwickelung der großen Mächte eine hohe politische Bedeutung zukommen.

Zugleich aber leuchtet auch ein, wie wichtig sie für die Historie an und für sich sein würde. Dann erst würden wir übersehen können, welchen Ideen man zu jeder Zeit praktisch am meisten huldigte; was sich bewährte, oder nicht; was die Natur der verschiedenen Länder zuließ oder von sich stieß; welche Bahn ein jedes hielt; wie sie wechselseitig auf einander wirkten.

Merkwürdig, wie uns in unserer Schrift der Einfluß von Preußen auf Oesterreich entgegentritt. Das System der finanziellen und militärischen Administration, welches Friedrich Wilhelm I. mit einer unvergleichlichen Energie und Einsicht zu derselben Zeit gründete, als Carl VI. sich unfruchtbaren Entwürfen hingab, ein System, das in der Haltung, die Friedrich II. annehmen durfte ein so bewunderungswürdiges Resultat vor Augen stellte, übte jetzt eine mächtige Rückwirkung auf Oestreich aus. Die Erhebung der directen Auflagen ward nach diesem Muster umgestaltet; das Generaldirectorium nachgebildet; das militärische Exercitium und gar manche militärische Einrichtung nach diesem Vorbilde erneuert.

Doch indem die östreichische Regierung Preußen nachahmte, copirte sie es nicht. Gleich in diesen Einrichtungen ging man dort entweder weiter oder nicht so weit: die localen Interessen machten tausend Modificationen nothwendig, um so mehr, da den Ständen ein nicht unbedeutender Antheil an der Verwaltung gestattet ward; in einigen Provinzen versuchte man, in andern vermochte man nicht durchzubringen; die indirecten Auflagen wurden ohnehin nach andern Prinzipien angeordnet: bedenkliche Vorschläge, auf welche Friedrich II. noch viel später eingegangen ist, wurden hier von Anfang an zurückgewiesen. Es kam doch ein von den preußischen Instituten durchaus abweichendes Wesen zu Stande. Schon durch den reichen und mächtigen Clerus, den die Kaiserin zwar in Unterwürfigkeit hielt, aber doch im Ganzen bestehn ließ, bekam das Land einen andern Charakter.

Aber eben diese Eigenthümlichkeit gab dann dem neueingerichteten österreichischen Staate eine besondere Bedeutung für die übrige katholische Welt. In dem ganzen südlichen Europa fühlte man das Bedürfniß sich zu-

sammenzunehmen, zu verjüngen, den Staat zu reformiren. Oesterreich ward dafür das Muster. — Man bemerke, daß alle jene reformirenden Minister, welche das monarische Interesse gegen eine erschlaffende Aristokratie und eine privilegirte Geistlichkeit durchzusetzen unternahmen, Choiseul in Frankreich, Pombal in Portugal, Aranda in Spanien, Gesandte in Oesterreich gewesen waren und den Eindruck der Reformen der Maria Theresia empfangen hatten. Man muß die destructiven Richtungen, die sich in jenen Ländern einem an sich wohlgemeinten Bestreben zugesellten, nicht mit demselben verwechseln, wie man das heutzutage so oft thut. An und für sich war es unbedingt nothwendig, der Monarchie auch dort eine größere Kraft und Unabhängigkeit zu verleihen. Entwickelung, Fortgang und Leben der Nationen hingen damit zusammen. Nur ging man nicht immer mit der geistigen Ueberlegenheit ans Werk, welche vonnöthen gewesen wäre. Es traten gereizte Stimmungen und Fehler, Reactionen und Parteienkämpfe ein, die mehr als einmal sogar zu den entgegengesetzten Erfolgen führten.

Note.

A. Agenda des Directorii in Publicis et Cameralibus und deren Länderen Repräsentationen.

1. Alle den Statum publicum et politicum sowohl in Städten als auf dem Lande betreffende Sachen, mithin: 2. Alles was in die Sicherheit und Policey, nicht minder in die Befolgung deren Landesfürstlichen Gesetze und Verordnungen einschläget; 3. Land- und Fürsten-Taxe Anliegenheiten; 4. Länder Berechnungs Werck; 5. Städtische Oeconomie Sachen; 6. Raths Renovationes und Dispensationes super impedimentis consanguinitatis et affinitatis in denen Magistraten; 7. Juden-Sachen in so weit selbe das Contributionale, die Polizey und Oeconomie betreffen; 8. Länder Gräntz-Differentien; 9. Invaliden-Sachen; 10. Vergebung derer Diensten in publicis, unabbrüchig der wegen deren obristen Lands Officiers im Königreich Böhmen abgeschöpfften allerhöchsten Resolution; 11. Geistliche Quinquennal Collecta; 12. Cassa salis in Boheim; 13. Consensus zu Erkauffung deren Immobilien für geistliche Stifter und unfähige Communitäten; 14. Consensus ad erigendum vel onerandum fidei commissum, jedoch mit behöriger Rücksicht auf die in denen Königl. Boheimischen und Oesterreichischen Ländern verschiedentlich eingeführte Observantz; 15. Concessiones veniae aetatis; 16. Ertheilung und Confirmationes aller Privilegiorum, es mögen selbe in die Regalia und das Landfürstl. Camerale einschlagen, oder nicht; 17. die ex sensu aut interpretatione privilegiorum entstehende Strittigkeiten; 18. Universitäts, Accademie und gelehrter Gesellschaftssachen; 19. Zucht- und Spinnhauß Sachen; 20. Restitutiones natalium; 21. Restitutiones honoris et famae, wo keine Inquisition oder Sententia infamiam irrogans vorgegangen; 22. Jägerey Sachen und daher zu verhengen kommende Strafen, es wäre daß es auf eine poenam mortis aut ei similem ankommete, wogegen in dem Königreich Boheim das judicium personale delegatum venaticum aufzuheben und die Jägerey Sachen in dem consessu delegato in causis principis et commissorum zu verhandeln, in jenen Fällen aber wo es auf eine Todes Straf ankommete, der Delinquent von jener Instantz wohin selber in Criminalibus gehöret zu urtheilen wäre; 23. Religions Sachen und die diesfals erforderliche Anordnungen; 24. Müntz Sachen, jedoch concurrenter mit dem Müntz- und Bergwerck Collegio; 25. Feudalia wann es sich um die Belehnung und diesfällige Praestanda, dann umb eine Caducität oder felonia, nicht minder um Verkauf oder Vergebung deren eröfneten Lehen handlet, in welchen Fällen das Directorium in Böhmischen Lehen Sachen auch mit der Königl. Appellation als teutscher Lehens Schrannen zu correspon-

diren angewiesen wird; 26. Confirmationes derer Bischöfen und Prälaten Wahlen, und Einersicht in ihre Temporalia, auch alles was in das jus supremae advocatiae einschläget; 27. Geistliche und milde Stiftungen welche in denen Ländern von eigenen Cronen untersuchet, von denen Repräsentationen aber darüber von Zeit zu Zeit zu Handen des Directorii relationiret werden solle; 28. Wege Reparations Sachen; 29. Privat Mauth Sachen; 30. Die Ertheilung und Confirmationes der Zünften und Gewerbs Articuln, wie auch die daher entstehende Klagen; 31. Dispensationes über Wander Jahre und Meister Stücke; 32. Indulta für die Künstler und Ertheiluug deren Hofbefreyungen; 33. General Einrichtung in Zunfft- und Handwercks Sachen, jedoch diese letztern Sechs Materien sub nro 28 biß 33 als Commercialia mixta, concurrenter mit dem Commercial Directorio; 34. Alle in das Contributionale einschlagende Sachen und die daher entstehende Klagen über Exemtiones und Steuren, praegravationes und ungleiche subrepartitiones, Steuerübertrag zwischen Obrigkeit und Unterthan, excessus in executione, es mögen selbe nun de plano abgethan werden, oder in ein ordentliches Contentiosum erwachsen, in welchem letzteren Fall die Strittigkeit von denen Craiß Aemtern mit Fundament untersuchet und denen Repräsentationen zur Erörterung zugeschickt, von diesen aber so bald es möglich das Decisum abgefaßet, und von derley Decisis, wann Sich jemand beschwehrt findet, der Recurs an Ihro Mst. zu Henden des Directorii, jedoch nur cum effectu devolutivo genommen werden solle. Die übrigen Strittigkeiten zwischen Obrigkeit und Unterthanen gehören zwar als causa privatorum sowohl quo ad possessorium als petitorium in denen bisherigen Ordinari Instantzien; da aber derley processus in via juris ordinaria gemeiniglich sehr lang zu dauren pflegen, wo unmittelst der Unterthan enervirt wird, als sollen die unterthänige Beschwerden wieder ihre Obrigkeit bey denen Repräsentationen angebracht und von diesen nach summariter der Sachen Untersuchung schleunig ein in der Gerecht- und Billigkeit gegründetes Provisorium gemacht, die Sache selbst hingegen ad viam juris verwiesen, indeßen aber und biß entweder in possessorio oder petitorio etwas anders erkandt wird, dem Provisorio nachgelebt, in Nieder und Vorder Oesterreich aber wegen deren unterthänigen Beschwerden und derselben Untersuch- und Abthuung bey bißherigen Verfaßungen gelaßen werden; 35. Alles was in das Camerale und das Interesse Summi Principis oder dessen Regalia einschläget; 36. Alle Actiones fiscales wobey das Interesse summi principis et aerarii quovis modo subversiret; 37. Alle und jede Contrabant Sachen, sie mögen nun aus einem Cameral- oder Bancal-Gefall, oder von Uebertretung der Müntz, Pulver und Salitser oder anderer Patenten herrühren, zu welchem Ende die dermahlige Judicia delegata als Consessus delegati in causis principis et commissorum ernennet und denen Repräsentationen subordiniret werden; 38. Alle Geschäffte deren Cameral Beamten in Amt Sachen, jedoch mit Ausnahme derer Banco Officianten, mithin auch die Bestraffung dieser Leuthe, wann sie sich in ihren Amtssachen vergehen, es wäre dann Sache daß das Verbrechen so tief in das Criminale ausschlägete, daß es eine Todes oder derley Straff verdienete, in welchem Fall Delinquent deren Criminal Stellen zu extradiren, von diesen aber der Justitz schleunig zu administriren wäre; 39. Alle Beschwehrde der Länder; 40. Post und Bothen Sachen; 41. Alle Militaria mixta, und insonderheit: 42. alle Excessus der

Militz und daher entspringende Beschwehrde; 43. die Bestraffung des Deserteurs Verhelers und was sonsten dahin einschläget; 44. Alle circa jus asili vorkommende Anliegenheiten.

B. Agenda deren Justitz Stellen in denen K. K. Erb Landen.

1. Alle Process Sachen, welche das jus privatum et jura partium betreffen; 2. Jene Process Sachen wo der Summus Princeps als ein privatus klaget oder beklagt wird, v. g. ratione jener possessionum et jurium welche von dem Landes Fürsten als privato beseßen worden; 3. Strittigkeiten wegen Abfahrt Geldern, urliche Communitäten oder anderen Gebühren; 4. Wann über ein Lehen oder occasione eines Lehens eine actio oder controversia privata entstehet, mithin wann ein Vasallus entweder actione personali oder reali beklaget wird; 5. Criminalia so nicht in Statum publicum oder ad Regalia Principis einschlagen; 6. Gräntz Differentien inter privatos; 7. Arrest und Verboth auf Landes Fürstl. Salaria, wobey jedoch das letztere Generale zu observiren ist; 8. Restitutiones in integrum ex causa civili; 9. Derley Restitutiones ex delicto wann eine Inquisition oder Sententia infamiam irrogans vorher gegangen; 10. Confirmationes contractuum et transactionum; 11. Confirmationes et publicationes testamentorum; 12. Jurisdictions Differentien zwischen den Justitz Stellen; 13. Vergebung derer Diensten bey denen Justitz Stellen; 14. Moratoria in causis privatis; 15. Salvi conductus ex causa civili ex criminali.

Der Ursprung des siebenjährigen Krieges*).

---

*) Erschien zum ersten Male als selbständiges Werk im Jahre 1871.

Vorwort.

Ich darf nicht verschweigen, daß die Vollendung und Herausgabe der vorliegenden Schrift mit den Zeitereignissen zusammenhängt.

Sie war nicht allein schon längst entworfen, sondern in der Hauptsache ausgearbeitet, in akademischen Kreisen mitgetheilt, und bereits einmal öffentlich vorgetragen, doch kannte ich ihre Mängel zu gut, um nicht noch Anstand zu nehmen, sie durch den Druck der Welt vorzulegen.

Nach dem Ausbruche des Krieges von 1870 nun traten Tage und Wochen ein, in denen es unmöglich wurde, die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu richten, es hätte denn in einem nahen Zusammenhange damit gestanden. Angesichts der obschwebenden, die Geschicke Deutschlands und Europa's umfassenden Entscheidung, die aus dem von Frankreich an Preußen erklärten Kriege entspringen mußte, wandte sich der Blick des Historikers auf die Begebenheiten älterer Zeit zurück, welche diesen Zusammenstoß vorbereitet hatten. Eine solche aber war der Krieg von 1756: denn am Tage liegt ja, daß derselbe ohne die Parteinahme Frankreichs für Oesterreich unterblieben wäre. Es sei dann nicht verhehlt: indem sich die Jugend um mich her zur Theilnahme am Kriege rüstete, in den Stunden des Abschieds, nahm ich die zurückgelegte Abhandlnng vor, deren Inhalt eine gewisse Beziehung zu dem großen Kampfe hatte, zu dem man sich anschickte. Dabei konnte ich verweilen. Die Verwandtschaft des Gegenstandes machte die Verschiedenheit der Zeiten minder empfindlich.

Ich kannte bereits die Beziehungen zwischen Frankreich, England und Preußen aus den Archiven der drei Mächte; aus den preußischen bot jeder Tag noch neue Kunde dar. Verschlossen war mir bisher das österreichische geblieben. Aber soeben erschien die aus den Aktenstücken desselben entnommene Geschichte Maria Theresia's nach dem Erbfolgekriege von Arneth, ein Buch, durch welches das damalige

Verhältniß des Wiener Hofes zu Frankreich zuerst ins Licht gesetzt ward und die Forschung darüber zwar keineswegs vollendet wird, aber doch festen Grund und Boden erhält. Bei einem kurzen Aufenthalte in Wien erprobte ich auf's Neue, daß der frühere Bann gebrochen war. Noch manches Unbekannte entnahm ich aus den mir über die Unterhandlungen mit Frankreich vorgelegten Documenten, vornehmlich aber konnte ich nun auch die Verhältnisse Rußlands zu Oesterreich und dadurch zugleich zu den übrigen Mächten authentisch kennen lernen.

Nur einen kleinen Zeitraum umfaßte meine Forschung: aber ein großartiges Schauspiel bot sie mir dar: unerwartete Beschlußfassungen der Mehrheit der großen Mächte allerdings ihrem alten hergebrachten Staatsinteresse nicht ungemäß, aber doch unter Gesichtspunkten, die etwas Zufälliges hatten, und dem momentanen Einfluß wirksamer und weiter emporstrebender Persönlichkeiten von mancherlei Art entsprachen, — eine innere und zugleich äußere Action, die an jeder Stelle aus besonderen Ursachen entsprungen, doch wieder zu einem allgemeinen Resultate zusammengriff: die Auflösung der bisherigen politischen Systeme und die Gründung neuer Allianzen, hauptsächlich die Bedrohung der jüngsten unter den Mächten durch die Verbindung der anderen continentalen Potenzen um sie her.

Die Geschichte des Ursprungs des siebenjährigen Krieges ist zugleich die Geschichte einer großen, in ihrer Art einzigen europäischen Krisis. Die Darstellung derselben hat eine gewisse Schwierigkeit darin, daß, was sich auf verschiedenen Punkten gleichzeitig vollzieht, und auf einander wirkt, nur successiv mitgetheilt werden kann. Aber Alles erscheint doch wieder in lebendigstem Zusammenhang durch die Haltung des Fürsten dem die Bedrohungen gelten und der, auf seinen Staat und sein Heer gestützt, den Muth hat, die Gefahren zu bestehen, die sich von den verschiedenen Seiten über ihm zusammenziehen.

Ich darf nun wohl wagen, die Schrift, wie sie nunmehr geworden ist, der Oeffentlichkeit zu übergeben; den großen Ereignissen und Handlungen des letzten Jahres bringe ich mit derselben meinen Tribut dar.

Erstes Capitel.

Rückblick auf die schlesischen Kriege und den Frieden von Aachen.

In seinem Buche über die Größe und den Verfall der Römer, welches im Jahre 1734 erschien, hatte Montesquieu, der große Politiker der Epoche, die Bemerkung gemacht, daß man das rasche Emporkommen Roms in neuern Zeiten kaum begreife: denn in denen wäre es undenkbar, daß ein kleiner Staat mit seinen eigenen Kräften die Schranken durchbräche, in welche die Vorsehung ihn gewiesen habe: so gleichartig seien Bewaffnung und Kriegsübung, und so unverhältnißmäßig die Uebermacht der großen Reiche. Im Alterthum habe die gleichere Vertheilung des Eigenthums und die gesellschaftliche Ordnung es möglich gemacht, von acht Menschen einen ins Feld zu schicken, jetzt komme nur einer auf hundert: ein Fürst, der eine Million Unterthanen zähle, könne, ohne sich zu Grunde zu richten, nicht mehr als 10,000 Mann unterhalten. Nur die großen Nationen, ruft er aus, können Armeen haben [1]).

Schon als dies geschrieben wurde, traf es nicht mehr zu; König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielt bei einer Landesbevölkerung von noch nicht dritthalb Millionen 80,000 Mann unter den Waffen. Darunter befand sich freilich eine beträchtliche Anzahl angeworbener Fremder: aber das Land brachte die Mittel auf, sie ohne auswärtige Subsidien zu erhalten; und für die Einheimischen waren die Einrichtungen so sparsam und umsichtig getroffen, — die Cantonverfassung ist vom Jahre 1733 — daß das brandenburgisch-preußische Gebiet dabei doch mit allen andern in Wohlstand wetteiferte. Montesquieu konnte das übersehen, weil die preußische Politik damals noch immer eine untergeordnete Rolle spielte.

Ganz anders, als Friedrich II. dem Besitze der Macht auch den Willen sich ihrer zu bedienen hinzufügte, und in ihm selbst der Ge=

1) Il n'y a donc que les grandes nations qui aient des armées. Considérations sur les causes de la grandeur des Romains, ch. III.

nius erschien, der dazu gehörte sie selbständig zu führen. Er durchbrach die Schranken, welche seinem Staate gezogen waren: nach der ersten Eroberung, die ihm gelang und die sein Gebiet um ein Drittheil vermehrte, stellte er über 130,000 Mann ins Feld, eine Armee, durch welche der preußische Staat wie an Streitkräften, so an Ansehen den großen Monarchen nahezu gleich wurde.

Fragt man nach den eigenthümlichen Grundlagen der aufkommenden Macht, so lassen sich deren drei unterscheiden: die geographische Ausdehnung der durch die Geschicklichkeit und das Glück der Vorfahren vereinigten Landschaften, deren Beziehung zu den verschiedenen Systemen, welchen die Nachbarn in Norden und Westen angehörten, eine unabhängige Politik nothwendig machte; ferner die Rechte des deutschen Landesfürstenthums, die eine fast ungeschmälerte Selbständigkeit der innern Verwaltung verliehen und dabei zugleich den Anspruch, an der Verwaltung des Reiches Antheil zu nehmen, begründeten; endlich das religiöse Bekenntniß.

Wie tief war der Protestantismus vor hundert Jahren herabgebracht gewesen. Die Landschaften und die Religion schienen einer Gewaltherrschaft zu verfallen, gegen welche sie bisher immer angekämpft hatten, und dem Untergange bestimmt zu sein. Wenn damals nur durch eine große europäische Combination und die Einwirkung fremder Mächte die Rettung derselben möglich wurde, so gewährte nun nach langem neuen Kampfe der preußische Staat dem Protestantismus eine Repräsentation auf dem Continent, wie er dieselbe so solid und bedeutend noch nie besessen hatte.

Vom allgemeinen historischen Standpunkte aus betrachtet, kann es so viel Erstaunen nicht erregen, wenn ein zu selbständiger Macht gekommenes Prinzip des Denkens und Lebens eine Provinz wiederzugewinnen suchte, in der es einst ohne Frage geherrscht hatte, und die jetzt im Begriff war, unter einem eifrig katholischen Regiment demselben vollkommen entrissen zu werden. Wäre Schlesien bereits so gut rekatholisirt gewesen wie Böhmen, so würde es Friedrich nimmermehr erobert haben. Für ihn bildete das Bedürfniß der politischen Lage, zusammentreffend mit einem bisher zurückgedrängten Erbanspruch, den vornehmsten Antrieb. Indem sich nach Abgang des alten Mannsstammes ein neues Haus Oesterreich erhob, wollte das Haus Brandenburg nicht auch vor diesem zurückweichen, noch die Mißachtung fortgehen lassen, die es bisher trotz seiner inneren und äußeren Bedeutung ertrug. Hatte doch der Vater Friedrichs diesen aufgefordert, ihn für die Unbill, die ihm in der Verwickelung der allgemeinen Angelegen=

heiten kurz vorher widerfahren war, am Hause Oesterreich zu rächen. Der Unterordnung mußte endlich einmal ein Ziel gesetzt, der alte Druck gebrochen werden.

Daß es damit selbst über die ursprüngliche Intention hinaus gelang, gab der preußischen Macht den Ruf von Unternehmungsgeist und Waffenfertigkeit, der ihr fortan geblieben ist; und welche Erwerbung war für sie dieses Schlesien! Nach allen Seiten hin verstärkt, bekam sie dadurch erst wahrhaftes Gewicht in Europa.

Berühren wir mit einem Worte die Verhältnisse der großen Mächte, welche, indem sie den Erfolg beförderten, zugleich die neue Stellung des preußischen Staates bedingten.

Das Erste war die alte Feindseligkeit zwischen Frankreich und Oesterreich, die insofern eine innere Verwandtschaft mit den Interessen des Protestantismus und des deutschen Territorial-Fürstenthums hatte, als die Krone Frankreich den westphälischen Frieden, auf dem diese seither beruhten, gewährleistete. Friedrich ist nicht etwa durch ein Bündniß mit Frankreich zu seinem Unternehmen angeregt worden: wenn es die Franzosen auf eine völlige Erniedrigung Oesterreichs und eine Theilung seiner cisleithanischen Provinzen abgesehen hatten, so war Friedrich darin vielmehr ihr Widersacher; denn zu Herren von Deutschland wollte er sie nicht werden lassen, und in dem allgemeinen Ruin noch weiter um sich zu greifen lag ihm ferne; es gab ein Moment der Politik, in dem er mit Oesterreich einverstanden war; man hat ihm selbst, was für den Augenblick nicht unwahr ist, die Rettung dieser Macht als solcher zugeschrieben. Der Preis dafür war die Abtretung von Schlesien.

Noch umfassender und weitausgreifender war das Verhältniß zu England, das eben damals den durch den Frieden von Utrecht und einige folgende Verträge nur unterbrochenen Kampf um die Seeherrschaft und das Uebergewicht in allen Welttheilen mit Frankreich und den Bourbons wieder aufnahm.

Sobald sich die Theilnahme der Franzosen an dem ursprünglich nur spanisch-englischen Zerwürfniß herausstellte, trachteten die Engländer ihrerseits, die große continentale Coalition wieder zu erneuern, welcher die Franzosen im spanischen Erbfolgekrieg erlegen waren. Sie richteten von Anfang an ihr Augenmerk auf den jungen König von Preußen, der eben den Thron bestieg; sie wollten Rußland dafür gewinnen; hauptsächlich aber rechneten sie auf Oesterreich, welches früher ihr vornehmster Verbündeter gewesen war: sie nahmen die pragmatische Sanction in Schutz, welche Frankreich vernichten wollte.

Da trat ihnen aber die unerwartete Waffenerhebung des Königs von Preußen gegen Oesterreich in den Weg. Unmöglich konnten sie ihn niederkämpfen; das Einzige, woran sich denken ließ, war eine Pacification mit Oesterreich, durch welche dieses freie Hand gegen Frankreich gewann.

Auf dieser Combination beruht der Friedensschluß von Breslau und Berlin, durch welchen dem König von Preußen Schlesien für alle Zeiten überlassen wurde.

In und mit dem Ereigniß gestaltete sich die politische Stellung des neuemporkommenden Staates auf das eigenthümlichste. Er war im Kampfe mit Oesterreich, das er doch nicht vernichten, und in Verbindung mit Frankreich, das er doch nicht zum Meister von Deutschland werden lassen wollte. Auch sein Verhältniß zu England war in Folge der Zusammensetzung der englischen Regierung nicht ganz einfach. König Georg II. stand wegen seiner hannoverschen Lande zu Oesterreich, welches das Kaiserthum behauptete, in viel engeren Beziehungen, als die großbritannischen Staatsmänner älterer Schule wünschten. Wie oft haben diese, wenn die Angelegenheiten nicht nach Wunsch gingen, ihre Augen nach Preußen gewendet, in dessen genauerer Verbindung mit England sie dann noch ihr Heil zu sehen meinten [1]).

Rußland gegenüber meinte König Friedrich nichts wahrzunehmen, was eine ernste Entzweiung herbeiführen könne; aber er wollte doch nicht dulden, daß Polen, das ihm so nahe anging, von Rußland übermeistert würde: er hätte gewünscht, den polnisch-sächsischen Hof für sich selbst zu gewinnen und dadurch unabhängiger von Rußland zu stellen. Zugleich dachte er daran, mit der Türkei eine Verbindung einzugehen, durch welche der Wirkung einer engen Allianz der Russen mit Oesterreich und England ein Gegengewicht erschaffen werden könne.

So trat der preußische Staat in die Mitte der großen Reiche, welche seit Jahrhunderten Europa theilten oder beherrschten: mit keinem unbedingt verbunden, noch unbedingt entzweit — das Letzte selbst mit Oesterreich nicht, obgleich sich niemand darüber täuschen konnte, daß die Losreißung Schlesiens von dieser Macht und dessen Einverleibung in die preußische der in den Tractaten festgesetzten

1) Horace Walpole an Pelham, Octbr. 1746. „You will say: where is the remedy to this calamitous situation? To which I reply: Prussia Prussia Prussia." (Coxe: Horace Walpole II. 167.)

Abtretung zum Trotz ein Moment unaufhörlichen Streitens bilden mußte.

Daß Friedrich auch einmal für Oesterreich gewesen war, hatte man dort in dem Getümmel des Kampfes, welcher der Existenz galt, kaum bemerkt und nahm keine Rücksicht darauf; in dem ferneren Verhalten des Königs erblickte man nichts als entschiedene Feindseligkeit; den Verlust einer großen und schönen Provinz konnte man nicht verschmerzen und wollte es nicht.

Das war nun fortan das Schicksal der deutschen Nation, und ein vielleicht nicht durchaus nachtheiliges. Denn im Gegensatz miteinander wurden die beiden Staaten angespornt, alle ihre Kräfte möglichst zu entwickeln.

Der König von Preußen richtete sein Absehen darauf hin, daß die verschiedenen Landschaften, die er beherrschte, die neue eingeschlossen, bei aller Schonung ihrer Eigenthümlichkeit doch zu einer Gemeinschaft der Anstrengungen zusammenwuchsen, deren vornehmstes Product die allezeit schlagfertige Armee bildete. Er selbst ließ es sein Tagewerk sein, sie weiter auszubilden und einzuüben, nach der Natur der Kriegführung, die er von dem Gegner erwartete. Der Name Preußen, der nun erst emporkam, bezeichnete zugleich das zu diesem Zweck besonders gegliederte Staatswesen. Die persönlichen Eigenschaften des König-Connetables nahmen bei diesen Bestrebungen ihre charakteristische Färbung an.

Auf der andern Seite suchte nun auch Oesterreich eine energischere staatenähnliche Haltung zu gewinnen. In dem Kriege behauptete die Armee, die nach allen anderen Seiten hin, die preußische ausgenommen, Siege erfocht, ihren Ruf: schon während desselben und noch mehr nachher, ließ es die Kaiserin ihre vornehmste Sorge sein, sie zu verstärken und ihre Erhaltung auf ein verbessertes finanzielles System zu gründen. Sie machte den ersten ernstlichen Versuch, die verschiedenen Provinzen, die sich nur als eine Art von erblicher Conföderation betrachteten, zu dem Gefühl monarchischer Einheit zu erheben; die Minister nahmen dabei vielfach die preußischen Einrichtungen zum Vorbild. Die Ordnung der Dinge bei Friedrich, „dessen Befehle nicht allein befolgt, sondern allsogleich befolgt werden", wie die Kaiserin einmal sagt, war für sie selbst Antrieb und Muster.

Nicht allein aber die Vertheidigung der Provinzen, die ihr geblieben, sondern die Wiedereroberung von Schlesien war dabei ihr Ziel.

Als das große Unternehmen zu diesem Zweck, zu welchem sie sich im Jahre 1745 mit Sachsen vereinigte, gescheitert war, mußte sie, durch die Niederlage ihres Verbündeten und die Drohung Englands, ihr sonst seine Subsidien zu entziehen, genöthigt, im Frieden zu Dresden in eine Erneuerung ihrer Abtretung willigen: aber sie hielt dieselbe auch dann noch nicht für definitiv.

Man hat in Wien nach der Hand behauptet, durch eine mit dieser Drohung zusammen eingegangene Zusage König Georgs II. darin bestärkt worden zu sein: dieser Fürst habe ausdrücklich versprochen, die Cession von Schlesien und Glatz solle nur so lange gelten, bis man sich aus den obwaltenden schweren Conjuncturen herausgewunden; wenn dies einmal geschehen, werde man alles, was es auch kosten möge, versuchen, um diese Besitzungen dem Hause Oesterreich wieder zu verschaffen [1]).

Wie dem auch sein mag, die Kaiserin hielt dieses Vorhaben hartnäckig fest. Nur wenige Monate nach dem Dresdner Frieden, 22. Mai 1746, ließ sie sich in einem alle ihre Beziehungen umfassenden Bundes-Vertrag mit Rußland, wo man das Verhältniß zu Preußen anders auffaßte, als in Berlin, das abgetretene Gebiet wieder zusagen, im Falle daß der König nicht etwa wieder sie selbst, sondern auch wenn er Rußland oder Polen angreifen sollte. Die Worte lauten auf Defensive; aber unleugbar war die Absicht der Kaiserin — Niemand hat es damals anders verstanden — sich eine weit über den geschlossenen Frieden hinaus reichende Aussicht zur Wiederaufnahme des Kampfes um Schlesien offen zu halten.

Diese schlesische Frage, nicht sowohl an sich selbst, als in Bezug auf die Garantie der geschehenen Abtretung, war von allen, welche vorlagen, vielleicht die wichtigste, als bald darauf über die allgemeine Pacification verhandelt wurde.

Im Sommer 1747 bewirkten die Kriegsereignisse, daß die beiden Hauptmächte, Franzosen und Engländer nach dem Frieden verlangten. Die Franzosen, die sich mit frischem Eifer der Marine zu widmen begannen, waren doch zu verschiedenen Malen zur See geschlagen worden und bedurften einiger Jahre, um Athem zu schöpfen und zu neuen Anstrengungen fähig zu werden. Dagegen behauptete die fran=

1) „Die erwähnten Possessiones sollen, es koste auch was es wolle, an das Haus Oesterreich wieder zurückgebracht werden." Erklärung des Freiherrn v. Pretlack an den sächsischen Residenten Pezold. Geheimnisse des sächsischen Cabinets I 186.

zösische Landmacht in dem niederländischen Kriege, auf den man in England den größten Werth legte, das unzweifelhafte Uebergewicht; sie bedrohte die Republik der vereinigten Niederlande. Im Moment eines entschiedenen Sieges bot der französische General, der Marschall von Sachsen, den Frieden auf Grundlage der Herausgabe der beiderseitigen Eroberungen an; die Engländer gingen darauf ein, nachdem sie einen neuen Unfall erlitten hatten.

Gleich in dem ersten Anschreiben des Marschalls geschah nun neben den Anliegen von Frankreich, über die man sich leicht verständigen konnte, auch noch der Interessen seiner Verbündeten mit Nachdruck Erwähnung. Unter den Bedingungen, die er vorschlug, war die erneuerte Garantie von Schlesien eine der vornehmsten.

Gewiß auch die Kaiserin-Königin war nicht gegen den Frieden; aber sie wünschte zu vermeiden, daß darin die Concessionen, die sie sich im Laufe des Krieges hatte gefallen lassen müssen, bestätigt würden, vor allem, daß die Abtretung von Schlesien nun in einem allgemeinen europäischen Vertrage eine neue Sanction erhielte. Vergeblich hätte sie dagegen die Unterstützung des Königs von England in Anspruch genommen. Er mochte persönlich geneigt dazu sein; allein soweit war er nicht Meister der Politik von England, um es durchzuführen; die englischen Minister hätten niemals eingewilligt. Als Friedrich eine Besorgniß blicken ließ, daß die Kaiserin durch den Frieden freie Hand gegen ihn erlangen werde, nahmen sie keinen Anstand, ihn darüber zu beruhigen [1]; sie suchten auch Holland, das seinerseits die Garantie noch nicht ausgesprochen hatte, hiezu zu bestimmen.

Der Wiener Hof wandte sich nun an Frankreich, wo er auf die Sympathien der alten Freunde des Hauses Lothringen zählte. Man hoffte eine geheime Abkunft zu treffen, nach welcher die Kaiserin zwar verspräche, den Dresdener Frieden zu halten, so lange Preußen denselben genau beobachte; nur in dem Friedenstractat, den man zu schließen im Begriffe sei, sollte der Interessen des Königs von Preußen, namentlich der Garantie von Schlesien, keine Erwähnung geschehen [2].

Ihr Bevollmächtigter am Friedenscongreß, Graf Kaunitz, der den Artikel vortrefflich fand, so daß er kein Wort daran zu ändern

1) Lord Chancellor an Newcastle, 29. Dec. 1747.

2) Article séparé et secret. Arneth III, 351. 479.

wisse, glaubte nach dem, was er von dem französischen Bevollmächtigten, St. Severin, hörte, gegründete Hoffnung zu haben, wenn auch nicht den Artikel durchzusetzen, doch den Zweck desselben zu erreichen. Auch bemerkte der englische Bevollmächtigte, Sandwich, der bei seinen Vorschlägen beharrte, an St. Severin noch in dem letzten Augenblick ein Zaudern und Schwanken, das ihn in Erstaunen setzte. Allein endlich erwog dieser doch, daß für Frankreich mehr darauf ankomme, die festen Plätze in Amerika, zu deren Herausgabe England sich verstand, in Empfang zu nehmen, als weitaussehende Unterhandlungen mit Oesterreich anzuspinnen, die alles Andere zweifelhaft gemacht hätten. Sandwich hat einmal gedroht, die Verhandlungen abzubrechen und Aachen zu verlassen, wenn St. Severin länger zögere. Erst dann, am 30. April, unterschrieb dieser die Präliminarien, welche die Garantie von Schlesien für Preußen festsetzten [1]).

In die größte Aufwallung gerieth Graf Kaunitz, als ihm am andern Tage die Artikel mitgetheilt wurden. Statt sie zu unterzeichnen, legte er einen feierlichen Protest dagegen ein, denn sie seien verderblich für alle Angelegenheiten seiner Souveränin.

Außer der weiteren Sicherung von Preußen war es auch die darin ausgesprochene Bestätigung der an Sardinien gemachten Zugeständnisse und die Ausstattung eines bourbonischen Prinzen mit Parma, Piacenza und Guastalla, durch welche sich Oesterreich verletzt fühlte. Maria Theresia ließ vernehmen, man reiße zugleich ihre alten Wunden auf und schlage ihr neue.

Auch nachher sind noch mancherlei Unterhandlungen über eine Abänderung der verabredeten Artikel gepflogen; noch einmal ist zwischen Frankreich und Oesterreich der Entwurf eines besonderen Vertrages berathen worden, bei welchem wieder die Zurücknahme der schlesischen Garantie beabsichtigt wurde. Alles aber scheiterte an dem Gewichte der einmal getroffenen Festsetzungen und dem Bedürfniß eines unmittelbaren Friedens. Was die Präliminarien enthielten, das wurde auch in dem Friedenstractat selbst wiederholt. Oesterreich konnte nun wohl nicht aufs Neue protestiren; aber um zu beweisen, daß es an den Verhandlungen keinen Antheil habe, enthielt sich Kaunitz, den Tractat mit zu unterzeichnen; er trat ihm nur nachträglich bei.

1) Sandwich an Newcastle, 1. Mai 1748. In Argensons Memoiren findet sich, den Tag vorher sei St. Severin bereit gewesen, mit Kaunitz abzuschließen.

Friedrich hatte die Genugthuung, in dem Friedensvertrag, der nun ein Grundgesetz des europäischen Staatsrechts werden sollte, die Garantie seines Besitzes von Schlesien zu lesen.

Er hatte es vermieden, seinen eigenen Bevollmächtigten nach Aachen zu schicken, denn er wolle den Congreß nicht zum Richter über seine Angelegenheiten machen; dem französischen Gesandten gab er zu vernehmen, er halte seine Sache dort für besser gewahrt in den Händen des Königs von Frankreich, als in seinen eigenen; nur darauf bestand er, in Bezug auf die pragmatische Sanction nicht weiter verpflichtet zu werden, als es im Frieden zu Dresden geschehen sei. Vollkommen zufrieden mit der Fassung der Präliminarartikel sprach er nur den Wunsch aus, daß sie ebenso in dem Tractat selbst wiederholt werde, und nahm es hoch auf, als ihm der französische Minister Puysieux die Nachricht gab, daß eben dies geschehen; er erklärte, den Franzosen den meisten Dank dafür schuldig zu sein.

Wie erwähnt, die Franzosen waren nicht so vollkommen sicher gewesen, als Friedrich annahm; nach einiger Zeit wurde er davon in Kenntniß gesetzt, welchen Antheil das englische Ministerium, selbst im Gegensatz mit dem König von England, daran gehabt hatte. Das konnte ihn aber nicht in seinem engen Verhältniß zu Frankreich stören; dem Gesandten wiederholte er oft, das preußische Interesse sei identisch mit dem französischen, und warnte gegen anderweite feindselige Einflüsterungen, durch welche nur Mißtrauen erweckt werde, das dann auch auf ihn selbst zurückwirke [1]).

Darin lag seine politische Stärke, daß er in einer Allianz mit Frankreich stand, die auch für diese Macht in ihrem Widerstreit mit Oesterreich den größten Werth hatte, und zugleich in England in den Antagonismus zwischen dem königlichen und dem parlamentarisch-ministeriellen Interesse eine Stütze gewann, die der persönlichen und politischen Abneigung Georgs II. in dringenden Fällen die Wage hielt. Zu der günstigen Erledigung seiner Angelegenheit in Aachen hatten sie beide zusammengewirkt.

Die Kaiserin Maria Theresia war über die Haltung der Engländer nicht wenig verstimmt. Sie legte ihnen zur Last, daß sie in

1) 28. Oct. 1747. Aus dem Memoire von Valori. Als Valori im Aug. 1747 auf eine kurze Zeit nach Paris zurückging, sagte ihm der König: pour peu qu'on réfléchisse sur mes intérêts, on verrait qu'ils sont d'être ami avec le roi (de France). J'en fais ma principale occupation: mais rien n'est plus rebutant que ces méfiances.

dem Frieden weder gegen Preußen noch gegen Sardinien das Mindeste erreicht und die Aufstellung eines bourbonischen Prinzen in Oberitalien hatte zugeben müssen; sie vergaß darüber beinahe, wieviel sie ihnen für die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, d. h. den Bestand ihrer Monarchie, schuldig geworden war.

Im Frühjahre 1749 ist man in Wien darüber in aller Form zu Rathe gegangen, ob man an der Allianz mit England festhalten, oder ob man nicht besser thun würde, das politische System überhaupt von Grund aus zu ändern.

Man meinte von allen Seiten gefährdet zu sein: von den Türken, denen Ungarn offen liege, von Frankreich, das, nachdem es von jeher gesucht, Oesterreich zu schwächen, ihm zuletzt den gefährlichsten Feind von allen erweckt habe, den König von Preußen, dem denn eine weitere Erwerbung auf Kosten Oesterreichs die gelegenste wäre; so trachte auch Sardinien um sich zu greifen; der in Parma angesiedelte Infant werde sein Gebiet erweitern wollen. Gewiß sei, so sagt Kaiser Franz in seinem Gutachten darüber, das beste Vollwerk dagegen eine starke Armee, und die Herbeischaffung der Mittel, um sie in das Feld zu führen; aber auch Freunde und Verbündete bedürfe man: wer könne das sein?

Kaiser Franz I. gab den Rath, an der Allianz mit den Seemächten — denn in denen liege die mächtigste Hülfe gegen Frankreich — sowie an dem Bunde mit Rußland, das gegen die Pforte und Preußen eine treffliche Unterstützung biete, festzuhalten: wenn man auch Hannover und Sachsen in eine Defensivallianz ziehe, so habe man von dem unruhigen Ehrgeiz des Königs von Preußen und seiner Rache nichts mehr zu fürchten. Auch mit diesem selbst aber, rieth der Kaiser an, gute Nachbarschaft zu halten und ihn nicht durch gehässige Kundgebungen zu reizen: mit Sardinien sei ein Bundesverhältniß einzugehen [1]).

Der Sinn des Kaisers war, sich in das Geschehene zu fügen, und den Frieden, wie er nun einmal bestand, zu beobachten. Die meisten Minister sprachen dieselbe Ansicht aus, sie bezeichneten wohl die Seemächte als die natürlichen Verbündeten Oesterreichs.

Aber vor Kurzem war der Friedensbotschafter, Graf Kaunitz, in die Conferenz getreten. Er kannte besser als die Anderen die

1) Auszug aus einer Note des Kaisers, 18. März 1749, bei Arneth: Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, 266, einem Buche, dem wir die mannigfaltigste Aufklärung verdanken.

dem äußeren Anschein nicht immer entsprechende Bewegung innerhalb der beiden Mächte, und vor allem: er hielt es für das größte und dringendste Bedürfniß der Monarchie, Schlesien, dessen Verlust die Anderen als das Resultat der letzten Kämpfe zu betrachten und unwiderruflich anzuerkennen schienen, wieder zu erobern. Denn in Schlesien sei dem Staat eines seiner vornehmsten Glieder abgerissen worden; und was fast noch mehr sagen wolle, als der Verlust selbst, das Land sei dadurch in die Hände des gefährlichsten und ärgsten Feindes der Monarchie gerathen, der durch den Besitz desselben in den Stand komme, in ihr Herz einzudringen und ihr den letzten tödtlichen Streich zu versetzen. Während der Kaiser und die übrigen Minister die Beibehaltung des Friedens zur Grundlage ihrer Politik machten, stellte das jüngste Mitglied der Conferenz den Krieg mit Preußen als den vornehmsten Gesichtspunkt, den man im Auge behalten müsse, auf; denn König Friedrich sei ein unversöhnlicher Feind; wer wolle sich auf seine Zusage verlassen [1])?

Die bei den letzten Unterhandlungen über die Garantie gemachten Erfahrungen ließen aber wenig Hoffnung, daß man England und die Seemächte zu einem Unternehmen dieser Art fortreißen werde. Kaunitz bemerkte, daß zwar König Georg II. und sein damaliges Ministerium voll von Eifersucht gegen Preußen seien, aber nicht die englische Nation. Diese neige sich schon aus Widerwillen gegen die auswärtige Macht ihres Königs auf die Seite von Preußen; aus Rücksicht auf die Religion wünsche sie, daß Preußen in den continentalen Angelegenheiten eben so viel Gewicht erhalte, wie bisher Oesterreich besessen habe.

Dagegen hatten die Franzosen den Anträgen über die Versagung der Garantie-Erneuerung bis auf einen gewissen Grad Gehör gegeben: was Andere für unmöglich erachteten, hielt Kaunitz für sehr ausführbar, Frankreich für Oesterreich zu gewinnen, und dadurch dem König Friedrich die Allianz zu entziehen, auf die er sich in europäischen Angelegenheiten hauptsächlich stützte.

Bei den letzten Verhandlungen waren Entwürfe vorgekommen, welche dazu den Weg bahnen konnten. Man hatte von einer Ausstattung des Infanten Don Philipp, der mit einer Tochter Ludwigs XV. vermählt war, in der unmittelbaren Nähe der fran-

1) „Die beständige und größte Sorgfalt müsse dahin gerichtet werden, den König zu schwächen und Schlesien wieder herbeizubringen." Bei Arneth 535.

zösischen Grenze oder auch in den Niederlanden gesprochen; durch eine Abtretung in den Niederlanden schien Frankreich in jedem Falle zur Verzichtleistung auf die Garantie von Schlesien bestimmt werden zu können. Kaunitz ergriff diesen Gedanken: besonders rieth er die Ausstattung des Don Philipp mit Savoyen durch eine anderweite Abtretung an Sardinien möglich zu machen. Ueber eine Verringerung des österreichischen Einflusses in Italien sah er hinweg, wenn dadurch die Wiedererwerbung der verlorenen Provinz und die Schwächung des großen Gegners erreicht würde. Er wußte recht wohl, daß dessen aufkommende Macht seinen Nachbarn verhaßt war. Auf Rußland konnte er nach dem erwähnten Tractat mit Bestimmtheit rechnen; er zählte aber auch auf Sachsen, dessen letzter Vertrag mit Oesterreich Absichten kundgegeben hatte, die man keineswegs für aufgehoben hielt. Er meinte auch den rheinischen Nachbar Preußens, den Churfürsten von der Pfalz, zu gewinnen, und verzweifelte nicht, sogar Hannover dazu herbeizuziehen.

In der Conferenz konnte damals Graf Kaunitz nicht durchdringen. Die übrigen Mitglieder derselben hielten es für unmöglich, die erbliche Scheelsucht der Bourbons gegen das Haus Oesterreich zu beseitigen. Aber darin stimmten sie bei, daß es von unaussprechlichem Vortheil für Oesterreich sein würde, wenn es geschehen könnte.

Kaunitz erweckte auch durch seine hochfahrende, alle Andern unterschätzende Art und Weise den Widerwillen und die Mißachtung seiner Collegen. Großen Eingang fand er dagegen bei der Kaiserin, die seine Denkschriften mit Vergnügen las, — sie sagt wohl einmal, ihr Kopfschmerz sei ihr bei der Lectüre vergangen, — und ohne Zweifel theilte sie seinen vornehmsten Gesichtspunkt, der auf die Wiedereroberung Schlesiens zielte. Die Mittel und Wege aber, die er vorschlug, hat sie damals nicht gebilligt. Inwiefern eine Differenz zwischen ihren Ministern obwaltete, schloß sie sich der Mehrheit derselben an. Wie diese hielt sie noch an der Allianz mit den Seemächten und mit Rußland fest. Einige Jahre später hat sie Kaunitz auch deshalb nach Frankreich geschickt, um ihn von seiner Vorliebe für die Franzosen abzubringen; sie versichert, von derselben ganz geheilt sei er zurückgekommen.

Und auch in der alten Allianz beharrend verzweifelten die österreichischen Staatsmänner nicht, das große Ziel, die Niederkämpfung der preußischen Macht, zu erreichen; wenn nur einmal das Eis

gegen sie gebrochen sei, so werde es ihr gehen, wie der schwedischen nach Pultawa [1]).

Zunächst aber war von keiner Feindseligkeit die Rede. So lange die beiden Westmächte den Frieden beobachteten, waren auch die deutschen, die von ihnen mehr oder minder abhingen, zu gegenseitigem friedlichen Verhalten veranlaßt; aber sie waren in die Agitationen verflochten, in denen jene allenthalben einander begegneten.

1) Ein Ausdruck Bartensteins. Vergl. die auf neuen Forschungen im Wiener Archiv beruhende Arbeit von Adolf Beer, Aufzeichnungen des Grafen William Bentinck, S. 142.

Zweites Capitel.

Englisch-französische Interessen und ihre allgemeine Einwirkung. Ausbruch des Seekriegs.

Es ist eine sehr eigenthümliche Phase der Weltverhältnisse, welche nach dem Frieden von Aachen zur Erscheinung kam.

In dem Tractat ist der Streitigkeit zwischen England und Spanien, aus welcher der Krieg hervorgegangen war, gar nicht einmal Erwähnung geschehen. Sie wurde durch anderweite Verständigungen ausgeglichen: statt Gibraltars, welches der König von Spanien zurückforderte, wurde ihm Parma für den Infanten Don Philipp zugestanden, was doch mehr einen Vortheil für die französische Politik bedeutete. Die großen national=commerciellen Gegensätze zwischen England und Spanien blieben unausgetragen.

In dem unmittelbaren Conflict zwischen England und Frankreich war allerdings zunächst ein Verständniß getroffen; den Engländern schien es Vortheil genug, daß Frankreich die niederländischen Plätze, die es in Besitz genommen hatte, wieder herausgab; ihrerseits entschlossen sie sich, ihre nordamerikanischen Eroberungen ebenfalls zurückzugeben.

Diesmal hatten die Franzosen ihr Nordamerika durch continentale Siege gerettet; aber sie waren damit nicht befriedigt; ihr Sinn ging dahin, ihre Kräfte hauptsächlich den maritimen und commerciellen Interessen zu widmen, und sobald sie einigermaßen gesammelt seien, den Kampf um die Seeherrschaft mit England wieder aufzunehmen.

Es war ein Gegensatz, der alle Welttheile umfaßte.

Die alten Streitigkeiten in Nordamerika, wo es schien, als werde sich ein neues Frankreich dem neuen England zur Seite erheben, über die schon mehr als ein Vertrag geschlossen worden, waren erst während des letzten Krieges zu ihrer vollen Bedeutung hervorgetreten. Die Anglo=Amerikaner hatten durch gemeinschaftliche Anstrengung des

Mutterlandes und der Colonie die Oberhand behalten: sie hatten Louisburg und Cap Breton erobert. Daß dies im Frieden zurückgegeben wurde, empfanden besonders die Colonisten als eine unerträgliche Beeinträchtigung. Jeden Augenblick aber konnte der Streit aufwachen, da bei der Abkunft die Worte des Utrechter Tractats, welche sehr unbestimmt lauteten, nur eben erneuert worden waren [1]).

In Ostindien wurde den Engländern Madras zurückgegeben und den unmittelbaren Feindseligkeiten der beiden Nationen dadurch ein Ende gemacht; — aber schon begannen sich beide in die Streitigkeiten der eingeborenen Fürsten zu mischen, in denen sie die entgegengesetzte Partei ergriffen.

Welche mächtige, weltbeherrschende Interessen aber sind dies: die Ausbreitung der germanischen oder romanischen Nationalität über Nordamerika; Errichtung eines englischen oder eines französischen Reiches in Ostindien; zugleich in Westindien der Ausschlag des alten Gegensatzes der Engländer mit der spanischen Monarchie, über welche jetzt die Bourbonen geboten, zum Vortheil der einen oder der andern Nation.

Der Geist des Jahrhunderts nahm überhaupt, eben im Zusammenhang mit diesen großen Problemen, eine Richtung auf Handel und Colonien; sie beschäftigte die Welt mehr als der politisch-religiöse Conflict, auf dem bisher das Meiste beruht hatte.

Die französische Colonialmacht wuchs um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mächtig an und schien noch eine große Aussicht für sich zu haben.

Wer kennt nicht die Namen Dupleix und Labourdonnaye? Der eine bedrohte die noch geringfügigen englischen Ansiedelungen in Ostindien zur See; der andere warf sich in die inneren Streitigkeiten der Eingeborenen, und zeigte zuerst den Weg, auf dem dort eine europäische Macht fest begründet werden konnte. Die französischen Pflanzungen in Westindien beherrschten durch ihre Producte, namentlich Zucker und Indigo, den Weltmarkt; die Franzosen haben dort die einheimische Gartencultur auf die Colonialproduction mit Erfolg angewendet. So gewannen sie in dem Fischfang in den nordamerikanischen Gewässern die Oberhand; sie wußten den Kabliau besser zu behandeln: ihr Stockfischhandel war bei weitem der einträglichste. Von großem Werth wurde der Verkehr zwischen ihren nördlichen Colonien und den Antillen.

1) Dabei kommt es auf die Erklärung eines „ut" oder „comme aussi" an. Mémoires sur l'Acadie I, 279.

In Afrika erlangten die französischen Verbindungen das Uebergewicht: der Handel in Guinea fiel in ihre Hand: sie bauten Fort Louis am Ausflusse des Senegal.

In der Levante waren ihnen durch die Einrichtungen für Manufactur und Handel, welche einst Colbert angebahnt hatte, unschätzbare Vortheile zugefallen. Die englische Levantecompagnie klagte, daß ihre an sich bessere und feinere Manufactur doch von der minder guten, aber glänzenderen wie dem Bedürfniß angemesseneren der Franzosen von den Märkten verdrängt werde. In Aleppo sank die Zahl der englischen Handelshäuser bis auf ein einziges. In Constantinopel und Smyrna blieben ihre Tuche liegen, während die französischen den besten Abgang fanden.

Dagegen war der Handel der Engländer mit Rußland in dem blühendsten Zustande. Man hatte Factoreien nicht allein in Petersburg, wohin der Handel von Archangel verlegt worden war, sondern an vielen Stellen in dem Innern des Reiches, in Kasan und Astrachan. Die englische Flagge erschien auf dem Kaspischen Meere und erwarb sich Achtung bei den Gewalthabern von Persien. Auf dem Schwarzen Meere begegneten sich beide, die Interessen der Franzosen, die für die Türkei, und die der Engländer, die damals für Rußland Partei nahmen.

Dieser commercielle Wettstreit, eine Art von Krieg, der alle Erdtheile umfaßte, wirkte nothwendig auch auf die andern Verhältnisse der Staaten zurück.

Im achtzehnten Jahrhundert unterschied man neben der militärischen und finanziellen Macht die föderative, d. i. die Bedeutung der zuverlässigen Allianzen, durch welche das Gewicht des Staates in den Zeiten des Friedens verstärkt werde und auf die er beim Ausbruch eines Krieges zählen könne. Neben dem commerciellen und maritimen Gegensatz bildete sich allenthalben der politische aus, welcher an den ersten anknüpfte, aber doch nicht mit demselben zusammenfiel, sondern seine eigene Bedingung hatte.

Man konnte es eben in Constantinopel wahrnehmen, wo das commercielle Uebergewicht der Franzosen ihnen auch politisch große Succeſſe zu versprechen schien; sie trugen sich mit der Absicht, eine Allianz der Türkei zugleich mit Schweden und mit Preußen zu Stande zu bringen, um sie der Macht der beiden Kaiserhöfe entgegenzusetzen. Das war jedoch nicht zu erreichen. Die Pforte hatte ihren großen Zweck, die Wiedererwerbung von Belgrad, erreicht, und dann einen ewigen Frieden mit Oesterreich geschlossen, der dieselbe bestätigte: sie

war nicht geneigt, durch weitere Kriegsunternehmungen ihre Ruhe zu unterbrechen, ihre Stellung zu gefährden. — Wie oft haben die Franzosen die Gefahr, welcher Schweden und die Freiheit von Polen von Rußland her ausgesetzt sei, den Ministern der Pforte vorgestellt und die Nothwendigkeit betont, sich derselben entgegenzusetzen; — aber der kaiserliche Internuntius und der englische Gesandte, der diesen unterstützte, fanden mehr Gehör mit der Erinnerung, daß doch nichts vorgefallen sei, was diese Besorgnisse rechtfertige.

Wie von jeher so bildete eben die Beziehung zu den Osmanen auch damals ein unendlich wichtiges Moment für die Politik.

Die beiden Kaiserhöfe, gegen welche die Osmanen nichts thun wollten, waren doch mit einander gegen dieselben insofern vereinigt, daß sie jeden Angriff, der von der türkischen Seite auf einen von beiden geschehe, gemeinschaftlich abzuwehren übereingekommen waren und sich verpflichtet hatten.

Darin lag namentlich für Oesterreich ein Rückhalt, welcher ihm in allen europäischen Angelegenheiten eine große Sicherheit verlieh. Man sah es bei dem Abschluß des Bündnisses von 1746, welches, wie berührt, eine eventuelle, aber sehr entschiedene Richtung gegen Preußen in sich schloß.

Wie nun aber England überhaupt seine alte Allianz mit Oesterreich aufrecht erhielt, so ward es auch hiedurch in enge Beziehungen mit dem Hofe von St. Petersburg verflochten. Das Vorrücken russischer Truppen zur Befreiung der Niederlande, welches dem Aachener Frieden voranging, war zugleich in Folge einer Verabredung mit England geschehen. Am Hofe zu Wien wünschte man nichts mehr, als diese Bande immer enger zu knüpfen.

Dadurch geschah aber wieder, daß sich England in den nordischen Angelegenheiten überhaupt an Rußland anschloß.

In Polen regte sich in dieser Epoche der Gegensatz zwischen den Potocky, die ein republikanisches Regiment auszubilden, und den Czartorisky, welche eine stärkere monarchische Macht zu gründen trachteten. Mit den letztern verband sich der englische Gesandte Williams, mit den ersten der französische, Graf Broglie; ihr Streit betraf die größten Angelegenheiten: das Uebergewicht von Rußland in Polen, dem sich die Franzosen entgegenstellten, während die Engländer es förderten: die künftige Besetzung des Thrones. Die Franzosen dachten den Prinzen von Conti zu erheben: Friedrich II. fürchtete eher, es werde den Gegnern gelingen, den Prinzen Carl von Lothringen, den er so oft im Feld geschlagen, ihm als König von Polen an die Seite zu setzen.

In Schweden waltete die französische Partei vor, und die Absicht war gefaßt, einen Vertrag zwischen diesen beiden Mächten zu gegenseitigem Schutz ihrer Marine gegen England zu Stande zu bringen; aber auch eine sehr starke russische Partei gab es auf dem Reichstag, die damals durch englischen Einfluß verstärkt wurde. Man meinte, Georg II. wolle seinen Sohn, Herzog von Cumberland, zum König von Schweden erheben lassen.

Dänemark wurde durch die Ansprüche, welche der russische Thronfolger (Peter III.) auf Schleswig machte, nothwendig auf die andere Seite getrieben: ein Subsidienvertrag war zwischen Dänemark und Frankreich zu Stande gekommen, doch waren die dänischen Minister hierin nicht vollkommen einverstanden. Wie Graf Moltke diese Verbindung von Herzen billigte, so galt Graf Bernstorff, sein College, als ein Mann der entgegengesetzten Gesinnung.

In Holland bestanden, wie von jeher, zwei Parteien, von denen die eine mehr republikanisch und französisch, die andere mehr englisch, und dem Statthalter ergeben war. Die Erbstatthalterschaft war damals nach dem Tode Wilhelms IV., der sie wieder zu ihrer alten Bedeutung erhoben hatte, von der Wittwe desselben, Anna, Tochter des Königs von England, verwaltet; und diese mit der Partei, die sich um sie bildete, den Edelleuten und den Militärs, wäre sehr bereit gewesen, mit England sogleich gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber auch eine andere gab es, die der reichen Kaufleute, welche den Frieden liebten und das Uebergewicht des englischen Handels bitter empfanden; auf diese durfte Frankreich rechnen. Jede Verletzung der vereinigten Niederlande von den österreichischen her gab ihr neue Kräfte und schien die Republik auf die französische Seite treiben zu müssen.

Portugal hing doch nicht so ganz von England ab, wie man meinte; Johann V. hatte es immer für einen Ehrenpunct gehalten, neutral zu bleiben, und Frankreich hatte vor einigen Jahren (1740) den Versuch machen können, das Land in seinen Bund zu ziehen; doch überwog das englische Interesse: Pombal, der sich dem Uebergewicht des englischen Handels entziehen wollte, hielt doch an der politischen Allianz mit England fest.

Selbst in Spanien war seit dem Tode Philipps V. unter Ferdinand VI. der französische Einfluß nicht mehr allein herrschend. Ferdinand wollte und konnte in den wesentlichen Streitfragen, welche die Colonialmacht betrafen, den englischen Ansprüchen nicht nachgeben; aber übrigens zeigte er wie seine Gemahlin eine offenbare Hinneigung

zu England. In seinen Ministern erschienen zwei verschiedene Parteien. Der vornehmste, Caravajal, theilte die Tendenzen des Königs; die übrigen, namentlich Ensenada, und die Mitglieder der Administration standen unter französischem Einfluß: der Sturz Ensenada's wurde als ein Sieg des englischen Interesses betrachtet.

Ein merkwürdiger Anblick, wie der Wettstreit der überwiegenden Mächte allenthalben einwirkt und die innern Gegensätze in den einzelnen Staaten davon bedingt und angeregt werden. Im deutschen Reiche mußte das um so mehr der Fall sein, da der König von Großbritannien zugleich Churfürst von Hannover war.

Der englische Hof hatte die Absicht gefaßt, den erst zehnjährigen Erzherzog Joseph zum römischen König zu erheben; er gewann dafür einen Kurfürsten nach dem andern, und zwar durch Geldzahlungen, welche in der Form von Truppenwerbungen geleistet wurden. Man sagte dem Parlament, ohne Subsidien an Sachsen würde der französische Einfluß in Polen wie in Sachsen vorwalten; ohne Geldzahlungen an Baiern würden dieselben Gefahren wiederkehren, die man zweimal (1704 und 1742) mit äußerster Anstrengung abgewendet habe. Da auch Mainz und Trier gewonnen waren, dieses aber großen Einfluß auf Cöln ausübte, so schienen mit Hannover und Böhmen sieben Stimmen vereinigt zu sein; man ließ nichts unversucht, auch den Kurfürsten von der Pfalz zu gewinnen, in welchem Falle die einzige dissentirende Stimme Brandenburg-Preußen keine so große Bedeutung gehabt haben würde.

Von Frankreich aus fragte man bei dem König von Preußen an, ob es besser sei, die Wahl einfach anzunehmen, oder sie nur zu stören, oder vielleicht sich ihr mit Gewalt zu widersetzen. Dem König schien das Erste nicht angemessen, weil es Schwäche verriethe, noch weniger das Letzte, weil man dadurch Europa in Feuer und Flamme setzen würde. Er hielt für das beste, die Wahlunterhandlungen vor sich gehen zu lassen, aber so viel Vortheil wie möglich daraus zu ziehen.

Noch immer fand das Vorhaben mannichfaltigen Widerspruch; in einer Anzahl der mittleren Staaten tauchte die Idee auf, unter preußischem Schutz, auf den Grund der Kreisverfassungen, sich dem Kaiserhofe entgegenzusetzen, der durch eine einseitige Auslegung derselben ihre Selbständigkeit erdrücke. König Friedrich wies das nicht geradezu von der Hand, vermied es aber auch, sich dafür zu erklären. Um so größeren Spielraum behielten die entgegengesetzten Agitationen; an den deutschen Höfen wirkten eine englisch-

österreichische und eine französisch-preußische Politik einander entgegen.

In Mainz war Forster, welcher selbst Reichshofrath gewesen und dem Kurfürsten von der Kaiserin-Königin zur Seite gegeben ward, allmächtig; neben ihm stand Stadion, der in Bezug auf Charakter und Geist bei weitem höher angeschlagen wurde, aber bei seinem Herrn wenig vermochte.

In Baiern waren Sinzheim und der Kanzler Braidlon Anhänger von Oesterreich, Preysing und der gelehrte Kreitmayr behaupteten eine gewisse Selbständigkeit.

In der Pfalz spielte Baron Wrede, der den Protestantismus abgeschworen hatte, um in Credit zu kommen, die größte Rolle; er war jedoch nicht mehr so französisch wie früher.

In Trier war der Kurfürst selbst von Herzen österreichisch; sein Minister Spangenberg war es nicht.

Wir begleiten diese Gegensätze bis an den kleinen Hof von Lüttich, wo der Einfluß zwischen Burresheim und Horion schwankte, von denen jener mehr kaiserlich, dieser mehr französisch gesinnt war.

Die Franzosen unterhandelten wie in München so in Dresden, um die Verbindung dieser Höfe mit England rückgängig zu machen, wie es ihnen denn auch mit Cöln gelang. Aber jeden Augenblick schwankten die Verhältnisse, und leicht konnten sie nach der einen oder der andern Seite umschlagen.

Das deutsche Leben im achtzehnten Jahrhundert beruht darauf, daß der Gegensatz, der den Gesichtskreis der Politik beherrscht, doch auch zugleich eine gewisse Selbständigkeit der Action ermöglicht und selbst provocirt.

Darüber trat denn das nationale Bewußtsein zurück; die Beziehungen, in denen jedes geringfügige Fürstenthum zu den beiden großen Mächten stand, eröffneten einen Horizont, der weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichte; sie waren gleichsam weltbürgerlicher Natur; aber ein Jeder meinte sie mit seinem eigenen kleinen Vortheil, oft dem niedrigsten und verwerflichsten, verbinden zu können, zumal da die beiden Mächte einander das Gleichgewicht hielten und ihrem Widerstreit zum Trotz doch der Friede beobachtet wurde.

Da hatte es nun eine in alle Verhältnisse eingreifende Wirkung, daß der Gegensatz der Franzosen und Engländer in Nordamerika zu einem offenen Conflict führte.

In Europa unterschätzte man damals die Bedeutung der Streitigkeiten über Grenzregulationen in der transatlantischen Welt, wo

ein Stück Landes nicht so vielen Werth habe; in der That betrafen sie die wichtigsten mercantilen und colonialen Interessen der beiden Mächte.

Acadien, ursprünglich von den Franzosen colonisirt, war im Frieden von Utrecht den Engländern verblieben. Aber über die Grenzen war man streitig; und dieser Streit erhob sich um so heftiger, je bedeutender das Land, das die Engländer Neuschottland nennen, für die anglo-amerikanische Colonie überhaupt wurde. Das Emporkommen von Halifax zeigte, wie wichtig es noch werden könne. Um so weniger wollten die Franzosen eine Ausdehnung des englischen Gebiets über die Halbinsel hinaus gestatten; an der Landenge errichteten die beiden Nationen Festungen gegen einander.

Noch um vieles weit ausgreifender aber und für die Zukunft der westlichen Hemisphäre entscheidend war ihr Zusammentreffen in Westen der anglo-amerikanischen Ansiedelungen. Mit der Entdeckung des Missisippi, die von Canada aus geschah, hängt der Plan der Franzosen zusammen, nachdem sie am Ausflusse dieses Stromes Louisiana gegründet hatten, die südliche Colonie mit der nördlichen in eine dauernde und haltbare Verbindung zu bringen. Man dachte die große Wasserstraße an den Flüssen und Seen militärisch zu befestigen. Der Gedanke war uralt; aber erst nach dem Aachener Frieden unternahm der Gouverneur von Canada, La Galissonière, — nicht allein ein Seemann durch und durch, wie sein Vater, der bei La Hogue gegen England gefochten hatte, sondern auch ein geschickter Administrator und, wie man weiß, ein trefflicher Geograph, — denselben ins Werk zu setzen. Er nahm das Thal des Ohio, wie er sagt [1]), bis auf die entfernteste Höhe, von wo ein Bach in den Strom rinnt, für Frankreich in Anspruch und ließ das Wappen der Lilien im Urwald anschlagen. Eine Kette militärischer Posten und Befestigungen sollte den Ohio und Missisippi für seinen König sichern, und den Anglo-Amerikanern nicht gestattet sein, den Gebirgszug der Alleghanies zu überschreiten. Aber weder Amerikaner noch Engländer wollten sich in diese Beschränkung fügen. Unter dem Schutz der Regierung war eine Gesellschaft zur Ansiedelung am Ohio gegründet worden, der man ein ansehnliches, einst von den Indianern erkauftes Gebiet abtrat und ausschließend das Recht, Handel mit den Eingeborenen zu treiben, in englischer Weise übertrug. Von den Colonien war eine oder die andere aus Besorgniß für ihren Handel

1) Bancroft, History of the United States IV, 42.

anfangs nicht damit einverstanden; desto eifriger nahm aber Virginien, für welches die Ansiedelung und der Handel gleich sehr ins Gewicht fielen, die Sache in die Hand.

Wer will die Streitfrage entscheiden, bei der man sich auf der einen Seite auf das imaginäre Recht, welches der Zufall dem ersten Entdecker gebe, auf der anderen Seite auf die unvordenklichen Verhältnisse der eingeborenen Stämme unter einander bezog: die Einen wie die Anderen behaupteten unbedingt in ihrem Rechte zu sein. Wenn der Commandant der am Ohio aufgerichteten französischen Befestigungen, von den Anglo-Amerikanern aufgefordert diese zu verlassen, sich auf den Gouverneur von Canada berief, der dann wieder von dem Ministerium in Versailles abhing, so hatte dagegen auch die englische Regierung den Befehl ertheilt, die Eingedrungenen selbst mit Gewalt aus diesem Gebiete zu entfernen. Es war ein Streit der beiden Nationen, in welchen locale Beziehungen mit den universalen zusammentrafen. Die englische hatte den Vortheil, daß ihre Sache durch eine lebenskräftige, in steter Progression steigende Bevölkerung vertreten wurde. Für diese war der Besitz des Ohio-Thales eine Lebensfrage; aber überhaupt konnte sie sich nimmermehr hinter jene Gebirge zurückdrängen lassen; sie würde dadurch den unermeßlichen Schauplatz ihrer Thätigkeit und Entwickelung nach dem Westen hin aufgegeben haben.

Wenn es nun dort zu einem blutigen Zusammentreffen kam, wie das denn im Juli 1754 auf den Great Meadows geschah: so war damit ein Kampf zwischen den beiden Nationen von größter Tragweite eröffnet. Es war gleichsam ein Kampf der Racen über die Weltherrschaft jenseit des Oceans. Auch constitutionell war er von großer Bedeutung, insofern die Colonien, die bisher als getrennte Pflanzungen von verschiedenem Charakter erschienen und behandelt wurden, ein gemeinschaftliches Interesse bekamen, vor welchem nach und nach ihre Verschiedenheit zurücktrat; die Regierung selbst brachte einen Congreß in Gang, um ihre Kräfte um so besser in dem großen Kampfe zu vereinigen, den Jedermann kommen sah.

Es genügt uns, den universalhistorischen Gesichtskreis anzudeuten, der sich durch dies Ereigniß eröffnete. Hier haben wir nur von seiner Rückwirkung auf Europa zu sprechen.

Man unterhandelte über die Beilegung der Differenz, und wäre geneigt gewesen, noch einmal Commissarien darüber zusammentreten zu lassen; aber die Engländer machten dabei Bedingungen, welche den großen Plan der Franzosen geradezu durchbrachen; sie verlangten die

Zerstörung der französischen Befestigungen am Ohio und Champlainsee, sowie die Einräumung einer ansehnlichen Küstenstrecke jenseit der Landenge von Acadien; zugleich veranstalteten sie maritime Rüstungen zur Durchführung dieser Forderungen unter allen Umständen.

Nation und Regierung waren in der Frage vollkommen einverstanden. Denn wenn man, so heißt es in einem damaligen Flugblatte, die Befestigungen der Franzosen in jenen Regionen ruhig mit ansähe, so würde man sie in den Stand setzen, dem Handel und selbst dem Dasein der Colonien ein Ende zu machen. Um nicht allezeit feindlichen Einfällen von Seiten der Franzosen und der mit denselben verbündeten Eingeborenen ausgesetzt zu sein, würde man die Grenzen von Neuschottland bis an den Missisippi in wehrhaftem Stand halten müssen, was bei weitem größere Kosten verursachen würde, als wenn man jetzt muthig daran gehe, ihre Ansiedelungen und militärischen Posten zu zerstören. Man hat diese in dem intendirten umfassenden Zusammenhange so angesehen, als sollten sie dazu dienen, gleichsam ein Netz über das englische Nordamerika auszubreiten, um es ins Meer zu ziehen.

Dazu kam, daß auch in den Antillen viel daran fehlte, daß der Frieden vollkommen ausgeführt worden wäre; die Franzosen behaupteten unter allerlei Vorwänden St. Lucie und Tabago. Der mercantile und coloniale Geist von Alt-England gerieth in eifersüchtige Aufwallung.

Schon bei der Eröffnung des Parlaments im November 1754 brachte der König diese Lage der Dinge in Anregung. Er sprach davon, wie sehr er beflissen sei, den Handel seiner Unterthanen zu fördern und die Besitzungen zu beschützen, in welchen eine der größten Hülfsquellen ihrer Wohlfahrt liege. Das Unterhaus antwortete ihm mit der Versicherung, daß es in ihn den Stand setzen wolle, seine Rechte und Besitzungen gegen jeden Uebergriff zu vertheidigen. Im März 1755 war es bereits so weit gekommen, daß der König zur Erreichung dieses Zweckes in Amerika eine Vermehrung der Streitkräfte zu See und Land forderte. Das Parlament bewilligte ihm unverzüglich eine Million Pfund.

Der Ton der Ansprachen sowohl wie der Adressen und ihre Ausdrücke beweisen, daß man überzeugt war, damit eine höchst gefahrvolle Feindseligkeit aufzuregen. Sie erinnern an die Zusagen, welche einst Wilhelm III. gemacht worden waren. Lords und Commons versprachen dem König Georg ihre Unterstützung, um jeden gegen ihn und das Reich gerichteten Angriffsversuch zurückzuweisen.

In Uebereinstimmung mit diesem Beschlusse, der durch Adressen der Hauptstadt und der größten Handelsplätze von England freudig begrüßt wurde, geschah es dann, daß der Befehlshaber der Flotte, die im Frühjahr 1755 in See ging, das französische Geschwader, das ihm begegnete, indem es Verstärkungen nach Amerika führte, feindlich anzugreifen beschloß. Mit unbeschreiblichem Jubel wurden in England die Schiffe aufgenommen, die er dabei erobert hatte. Zu gleicher Zeit warfen sich englische Kaper in allen Meeren auf die französischen Kauffahrer, deren bei dritthalbhundert in ihre Hände fielen. Dagegen behaupteten die Franzosen ihre vornehmste Befestigung am Ohio, auf welche eben damals ein Angriff gemacht wurde.

So waren die Feindseligkeiten zwischen den beiden großen Seemächten ausgebrochen. Noch wurden jedoch Unterhandlungen gepflogen. Der Krieg war noch nicht erklärt; doch konnte man kaum zweifeln, daß es in Kurzem dazu kommen würde. Dann aber mußte eine allgemeine Erschütterung der Welt erfolgen.

Drittes Capitel.

Differenzen zwischen Oesterreich und England.

Von Anfang an konnte man nicht anders erwarten, als daß die zwischen beiden Mächten ausgebrochene Feindseligkeit, weit entfernt auf Amerika und den Kampf der maritimen Kräfte gegen einander beschränkt zu bleiben, auch den europäischen Continent ergreifen, daß namentlich Deutschland in dieselbe fortgerissen werden, daß Preußen zur Seite Frankreichs, Oesterreich zur Seite Englands daran Theil nehmen würde.

Es liegt an sich in der Natur der Dinge, daß ein Streit zwischen den beiden westlichen Mächten und Nationen, die in den Niederlanden — die eine von der continentalen, die andere von der maritimen Seite — einander unmittelbar berühren, auch Deutschland ergreift; doch haben dazu jederzeit noch besondere Umstände mitgewirkt.

Einst, in den Zeiten der englisch-französischen Nationalkriege, waren deutsche Könige und Kaiser in dieselben verwickelt worden, hauptsächlich, weil sie in der Verbindung mit einem mächtigen Nachbar eine Stütze ihrer Macht gegen ihre wider sie anstrebenden Nebenbuhler zu finden erwarteten; in der Epoche Ludwigs XIV. geschah etwas Aehnliches; da war jedoch Deutschland selbst angegriffen: man hätte nicht sagen können, ob der Krieg mehr ein deutsch-französischer oder ein französisch-englischer zu nennen sei.

Das damals zwischen England und den vorwaltenden deutschen Mächten geschlossene Bündniß ist es, was seitdem als die große Allianz bezeichnet wurde. Es hatte in einem ersten Kriege die Angriffe Ludwigs XIV. auf England und Deutschland zurückgewiesen und in einem zweiten seinem Uebergewicht ein Ende gemacht. Nach mancherlei politischer Abwandlung war es im Jahre 1740, wenngleich nur unvollständig, erneuert worden; großentheils hatte Oesterreich ihm sein Bestehen zu danken, England dagegen, da Frankreich dadurch

alle seine Macht auf die See zu werfen verhindert wurde, die Behauptung seines maritimen Uebergewichts.

Große Allianzen, welche die Selbständigkeit jedes Theiles voraussetzen, beruhen auf der Gemeinsamkeit der Interessen, die doch nicht über allen Wechsel erhaben ist; wir berührten schon, wie viel Anstoß das Verfahren der Engländer im Kriege, so wie bei dem Frieden in Wien erregte. Graf Kaunitz beklagte sich, Oesterreich werde von ihnen wie ein Werkzeug behandelt, das zu einem bestimmten Zweck dienen solle, und das man bei Seite lege, nachdem dieser erreicht sei.

Da die neue Allianz aus der Vereinigung ursprünglich verschiedener Interessen zu einer gemeinschaftlichen Action hervorgegangen war, so konnte es nicht anders sein, als daß nach derselben diese Verschiedenheit wieder in den Vordergrund trat.

Die nächste und dringendste Differenz entsprang aus dem Verhältniß der österreichischen Niederlande zu den beiden Seemächten. Nachdem diese Landschaften in dem letzten Kriege auf das leichteste in die Hände der Franzosen übergegangen waren, ohne daß durch die Besatzung der darin belegenen Festungen, die den Holländern kraft des Barrieretractats zustand, ein besonderes Moment in die Wagschale geworfen worden wäre, hatte die Kaiserin, als diese Plätze in dem Frieden zurückgegeben wurden, die Ueberlieferung derselben nicht wieder an Holland, sondern an Oesterreich gefordert. Aber die Engländer wollten das Schicksal der belgischen Niederlande nicht der Politik von Oesterreich, die sie doch nicht immer beherrschen konnten, überlassen; in dem Tractat wurde die Zurückgabe der Plätze an die Holländer stipulirt; England und Holland suchten das politisch-militärische Uebergewicht, das ihnen in den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft zugefallen war, auch dem bei weitem mächtigeren Oesterreich gegenüber festzuhalten. Das konnte nun in diesem, nachdem es wieder in Besitz gelangt war, keine freundschaftliche Stimmung erwecken. Maria Theresia bemühte sich, die belgischen Provinzen aus dem tiefen Verfall, in welchen sie während des Krieges gerathen waren, wieder emporzubringen: ohne gerade auf die Maßregeln ihres Vaters, die früher zu großen Zerwürfnissen geführt hatten, zurückzukommen, traf sie doch Anstalt, Handel und Schiffahrt von den Seemächten unabhängiger zu machen. Bei Festsetzung der Zölle nahm sie nur auf das Bedürfniß der einheimischen Industrie Rücksicht. Unter keinen Umständen wollte sie die Gewaltsamkeiten dulden, welche sich die holländischen Besatzungen wohl in den besetzten Plätzen gegen

die Einwohner erlaubten. In einem Falle dieser Art, welcher in Namur vorkam, erklärte sie, durch Ehre und Gewissen als christliche Monarchin sei sie verpflichtet, Genugthuung dafür zu fordern. Eines Tages hatte ihr ein englischer Gesandter gerade heraus gesagt, sie sei bei der Verwaltung der Niederlande an die mit den Seemächten geschlossenen Verträge gebunden. Sie rief mit Heftigkeit aus: daß sie die unabhängige Souveränin dieser Landschaften sei und für das Wohl ihrer Unterthanen daselbst Sorge tragen müsse. Sie sprach so laut, daß man es in einem andern Zimmer hörte.

Unter der Leitung des Generalgouverneurs, Herzogs Carl von Lothringen, dem ein bevollmächtigter Minister des Hofes zur Seite stand, gelangten die belgischen Niederlande, die man mit Berücksichtigung ihrer althergebrachten Freiheiten verwaltete, in den Jahren des Friedens in kurzer Zeit öconomisch wieder in Blüthe und Wohlstand. Aber auch militärisch und finanziell wollte Maria Theresia freie Hand darin haben. Alles, was sie von dort hörte, bestärkte sie in diesem Bestreben; es entsprach den Wünschen der Einwohner; in Wien ward es von ihren Ministern gebilligt; Kaunitz war mit großem Eifer dafür. Dagegen wiederholten ihr die Engländer, die Niederlande seien von den Seemächten für das Haus Oesterreich erobert, und man könne die Behauptung derselben diesem Hause niemals allein überlassen: ebenso wenig werde sich England jenen von ihr eingeführten neuen Tarif gefallen lassen, durch welchen der Vertrieb englischer Manufacturwaaren beeinträchtigt werde. Sie erinnerten mit Nachdruck, der König und seine Minister seien verpflichtet, die Rechte und Privilegien der englischen Nation zu schützen.

Ein sehr scharfer und präciser Gegensatz. England wollte die Gesichtspunkte aufrecht halten, die in der alten Allianz schon zur Zeit Wilhelms III. ergriffen und zur Geltung gebracht worden waren; die Behauptung der ehemals spanischen Niederlande, den französischen Angriffen gegenüber, bildete eine der vornehmsten Grundlagen seiner Politik; es sah darin das größte Interesse, wie der vereinigten Niederlande, so sein eigenes, da es dadurch unmitttelbar mit dem Continent zusammenhänge; nur aus dieser Rücksicht habe man in den letzten Jahren sich dafür geschlagen. Das Haus Oesterreich dagegen betrachtete die Landschaft als ein freies Erbtheil; die Kaiserin wollte nicht blos dem Namen nach die Herrschaft daselbst ausüben, sondern nach ihrem Belieben ohne Rücksicht auf die Seemächte damit verfahren.

Schon war man in England mit dem Verhalten von Oester-

reich überhaupt unzufrieden; besonders, so sagte man, seitdem Graf Kaunitz die auswärtigen Geschäfte verwalte, treibe es, obwohl noch innerhalb der alten Allianz, seine besondere Politik, im Gegensatz mit England; es biete demselben nicht einmal in dem deutschen Reiche die Hand, wie es sein eigenstes Interesse sei; in Spanien verfolge es seine Zwecke zum Nachtheil der gemeinsamen: man nehme das auch in Polen wahr, so oft von der Möglichkeit einer neuen Königswahl die Rede sei. Am meisten aber erregte doch die Behandlung des Verhältnisses zwischen den österreichischen und den vereinigten Niederlanden das Mißvergnügen der Engländer: denn die den Generalstaaten für die Erhaltung der bewaffneten Macht, welche die Barriere bildete, stipulirten Subsidien wurden nicht bezahlt; Holland berechnete ungeheure Rückstände, es hatte auch seinerseits über den neuen Tarif zu klagen; — die Prinzessin Gouvernante und die Generalstaaten beschwerten sich auf das bitterste. Die Engländer sprachen die Besorgniß aus, man werde hierdurch die Republik auf die Seite von Frankreich oder von Preußen treiben und das alte System auflösen.

Im August 1754 ist ein Provisionaltractat, durch den diese Streitigkeiten geschlichtet werden sollten, entworfen worden, und zwar, wie ein englischer Minister behauptete, nach den Vorschlägen, welche Kaunitz selbst dem holländischen Gesandten gemacht habe. Wie groß war das Erstaunen, als die definitive Annahme desselben nun doch verweigert wurde [1]). Die Engländer sagten, das sehe eben aus, als wolle man die Seemächte entzweien, indem man das, was man der einen verspreche, der anderen versage; der englische Gesandte in Wien, Keith, bekam den Auftrag, darüber ohne alle Zurückhaltung mit den österreichischen Ministern zu reden, und ihnen zu erklären, nur auf den Grund des Barrieretractats könne das alte System bestehen, nur unter Voraussetzung des bestehenden Vertrags lasse sich über eine Herbeiziehung andrer Mächte zu der Allianz unterhandeln.

Dies war im Januar 1755. Der Gesandte urtheilte, es sei der wichtigste Auftrag, den er je bekommen habe; er sah den principiellen Widerstreit zwischen beiden Mächten mit voller Klarheit, hoffte aber, ihn beizulegen. Auch schien es, als würde sich eine Verständigung erreichen lassen. In einem neuen Entwurf des Wiener Hofes wurde von der ausdrücklichen Widerrufung des demselben be-

1) Holderneß an Keith, 7. Jan. 1755: „It is surprising, that Kaunitz is now rejecting, what he himself had proposed.“

sonders widerwärtigen Artikels des Barrieretractats, die er bisher gefordert hatte, Abstand genommen; allein dabei ward doch auch die entgegenstehende Bestimmung festgehalten, daß es der Kaiserin freistehen müsse, in ihren Landschaften Handelsregulationen zu treffen, und allezeit behielt sich der kaiserliche Hof vor, daß sein Entwurf von den Provinzialständen des Landes genehmigt werde. Der Gesandte bemerkte, das enthalte denn doch die Aufhebung des Artikels, auf welchen alles ankomme [1]; er verfehlte nicht, die Gefahr, die in diesen Clauseln und Vorbehalten für das Verständniß der beiden Mächte liege, zur Sprache zu bringen; der Kaiserin selbst machte er Vorstellung darüber. Maria Theresia wiederholte, sie habe die Pflicht, für das Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen. Ihr Souveränitätsgefühl und ihre alte Bundespflicht geriethen in offenbaren Widerstreit.

Nach einiger Zeit hat sich Oesterreich noch einmal genähert und bereit erklärt, die Subsidiengelder aufzubringen; aber es machte den Anspruch, sie auf eigene Hand für die Fortification der Festungen und zu andern militärischen Zwecken zu verwenden. In England behauptete man, daß dabei nichts herauskomme, noch in der Art, wie man sich dazu anschicke, herauskommen könne: Oesterreich habe bei weitem nicht die Truppenzahl, zu der es durch die Tractate verpflichtet sei; das Land sei in einem so vernachlässigten Zustande, daß es in zweimal vierundzwanzig Stunden in die Hände der Franzosen fallen könne. Wenn der Wiener Hof bemerkte, die Verstärkung der Truppen werde darum vermieden, weil sie den Franzosen einen Vorwand zum Angriff bieten könnte, so verspottete man diese Entschuldigung in England: denn für die Franzosen bedürfe es fürwahr keines Vorwandes, um Krieg anzufangen. England betrachtete die Niederlande immer als das Bollwerk der alten Allianz, welches in der Weise, wie es erworben sei, auch behauptet werden müsse. Oesterreich trachtete darnach, diese Provinzen der Fesseln zu entledigen, welche ihnen die alten Verträge auflegten, und ihrer allein mächtig zu bleiben.

Zu dieser Entzweiung in der allgemeinen Politik gesellte sich eine sehr erhebliche Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Höfen in Bezug auf eine Angelegenheit des deutschen Reiches.

Es erregte nicht allein Aufsehen, sondern Erschrecken in der protestantischen Welt, daß nach so vielen anderen Uebertritten von

1) Keith an Holderneß, 4. März „It would be considered as an uivalent to a renonciation of the article" (es ist der 26ste).

der evangelischen zu der katholischen Kirche, die im Laufe der letzten Jahrzehnte vorgekommen waren, ein solcher auch in dem Hause Hessen-Cassel, welches die Reformation der Kirche hauptsächlich hatte durchführen und unter den ersten Kämpfen behaupten helfen, erfolgte, und zwar in der für die Zukunft bedeutendsten Persönlichkeit; man erfuhr im Jahre 1754, daß der Erbprinz von Hessen-Cassel schon einige Jahre früher zum Katholicismus übergetreten war. Sehr verstimmt darüber ließ es nun der Vater desselben, der eifrig evangelische Landgraf Wilhelm VIII. sich angelegen sein, die Rückwirkung dieses Wechsels auf das Land zu verhüten; der Erbprinz wurde zu einer feierlichen Erklärung vermocht, welche eine Assecuration des protestantischen Bekenntnisses in den hessischen Gebieten, so vollkommen als man sie nur wünschen konnte, enthielt. Aber der Landgraf war dadurch noch nicht beruhigt: denn man kenne die Grundsätze des katholischen Clerus, der die bindende Kraft dieser Zusage nicht anerkennen werde; er forderte die protestantischen Fürsten und das Corpus der evangelischen Stände am Reichstag zur Garantie dieser Assecuration auf. Er wandte sich deshalb an den König von Preußen [1]), von dem er schon einmal in seiner Jugend in einem Conflict mit der geistlichen Gewalt unterstützt worden, der nun keinen Augenblick zögerte, ihm seinen Beistand nicht allein für sich selbst zu versprechen, sondern auch seinen Gesandten in Regensburg zur Unterstützung des Vorhabens bei den am Reichstage vereinigten Evangelischen anzuweisen.

Fast noch mehr aber als Friedrich II. wurde der König von England dadurch berührt. Der Erbprinz war sein Schwiegersohn, die Kinder desselben seine Enkel. Und wenn irgend ein andrer Fürst, so war König Georg auf den evangelischen Glauben angewiesen: er verdankte seine Krone dem Bekenntniß. Und in vollkommenem Einverständniß mit ihm befanden sich Ministerium und Parlament in dieser Sache; sie machte bei der Nation einen tiefen Eindruck. Leicht wurde Georg II. vermocht, die Assecuration, welche auch die Erziehung seiner Enkel im protestantischen Glauben umfaßte, zu garantiren, und zwar in seiner zwiefachen Eigenschaft, als König von Großbritannien und als Kurfürst von Hannover, für sich und seine Nachfolger.

1) Podewils meldet dem König, die Forderung gehe auf die Garantie des arrangements, que le landgrave a été obligé de prendre pour le bien de sa maison et de ses états.

Bereits im December 1754 kam die Sache in der Versammlung der Evangelischen am Reichstage zu Regensburg zum Vortrag [1]. Der brandenburgische Gesandte trug darauf an, daß die Garantie durch förmlichen Beschluß angenommen und die Ausführung desselben gesichert werde; dem schloß sich der hannoversche mit besonderer Beziehung auf das nahe Verhältniß seines Fürsten zu der casselschen Familie mit Eifer an, und in diesem Sinne fiel dann das Conclusum aus: man wolle sich zugleich der Frau Erbprinzessin, K. H., der Kinder und der lutherischen Landstände annehmen. Die in der Assecuration mit Rücksicht auf das Beispiel von Sachsen und Würtemberg getroffenen Anordnungen vom Januar 1755 wurden von den Landständen förmlich angenommen.

In Kurzem stellte sich heraus, daß eine starke katholische Partei, durch ein päpstliches Breve noch besonders dazu ermuntert, es an Versuchen nicht fehlen ließ, die Wirksamkeit dieser Vorkehrungen zu vereiteln; sie erklärte es für ein falsches Prinzip, daß ein Fürst die Landesreligion nicht verändern dürfe, wenn er damit gegen den Zustand des im westphälischen Frieden festgesetzten Normaljahres anstrebe [2]; dagegen vereinigten sich die Evangelischen um so eifriger zur Behauptung dieses Grundsatzes. Sie wollten nicht zugestehen, daß der Wechsel religiöser Ueberzeugung eines Fürsten die Landesverfassung und das gegenseitige Verhältniß der beiden Bekenntnisse im Reiche verändern dürfe.

Wenn nun auch in dieser Sache das Haus Oesterreich die Führung der katholischen Partei übernahm, den Erbprinzen festzuhalten und ihn in dem katholischen Sinne zu leiten suchte [3]: so konnte dies unmöglich dazu beitragen, das bundesgenossenschaftliche Gefühl zwischen der Kaiserin und dem König von England zu verstärken.

Georg II. ergriff sogar in einer andern Sache die Initiative. Er behauptete, ebenfalls auf einen Artikel des westphälischen Friedens gestützt, das Recht der Auswanderung [4]) für die bedrängten Protestanten in den österreichischen Erblanden, und die Befugniß der evan=

1) Protocoll in den Reichstagsacten; das Conclusum und andere Actenstücke bei Adelung, Pragmatische Staatsgeschichte, VII. S. 463 ff.

2) Die Behauptung der Protestanten ist, daß ein „Landesherr nicht befugt sei, contra pactum anni normalis eine andere Religion einzuführen."

3) Vergl. die Auszüge aus den in Hessen eingegangenen Berichten bei Theodor Hartwig. „Der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen=Cassel." S. 79 ff. S. 105 ff. S. 120 ff.

4) Das beneficium emigrationis.

gelischen Stände, sich der Bedrängten anzunehmen. Der Wiener Hof war entrüstet über diesen Versuch, in die inneren Angelegenheiten der Erblande einzugreifen; er antwortete damit, daß er die rechtliche Existenz des Corpus der evangelischen Stände in Zweifel zog; die Principalcommission am Reichstage weigerte sich, eine Eingabe desselben anzunehmen.

So tiefgreifend diese Differenzen waren, so hätten sie an sich noch nicht hingereicht, das alte Bundesverhältniß zu zerstören.

Das politische Verständniß hat etwas gemein mit der persönlichen Freundschaft: wenn man in der Hauptsache einverstanden ist, kommt man über die Nebensachen leicht hinweg.

Und noch gingen Oesterreich und England in der großen Angelegenheit der Zeit zusammen. In den amerikanischen und maritimen Streitigkeiten nahm Oesterreich Partei für England; die Kaiserin erklärte, sie betrachte sich nicht allein als Verbündete von England, sie sehe ihre Interessen als identisch an.

Und wenn man darauf gefaßt sein mußte, daß Frankreich den König von England in seinem Kurfürstenthum Hannover angreifen würde, so war Oesterreich damals bereit, die Vertheidigung desselben nach besten Kräften zu fördern.

In Wien hatte man nichts dagegen, daß der König von England einen Subsidienvertrag mit Hessen schloß, in welchem sich beide Theile gegenseitige Hülfleistung versprachen. Von den Hessen verstärkt und im Verein mit Holland meinte man in Hannover und den Niederlanden sich gegen einen Anfall der Franzosen so lange behaupten zu können, bis die russische Hülfe, deren man nicht entbehren konnte, eintraf. Da der zwischen England und Rußland bestehende Vertrag so eben ablief, so drang Oesterreich auf den Abschluß eines neuen, der zugleich die Subsidien festzusetzen habe, für welche Rußland eine bestimmte Anzahl von Truppen zum Schutze Hannovers ins Feld stellen solle.

Graf Kaunitz fand es fast lächerlich, wenn England in der bedrohten Lage, in der es sei, über Subsidien feilsche, die man in Rußland fordere. Ausdrücklich zu dem Zwecke, die Abkunft zu Stande zu bringen, erschien ein neuer englischer Gesandter, Hanbury Williams, ein Mann von beweglichem und energischem Geist, ausgesprochener Gegner König Friedrichs, in St. Petersburg. Er hatte den Auftrag, dem russischen Hof zu Gemüthe zu führen, daß er sich in die Rolle einer asiatischen Macht würde zurückdrängen lassen, wenn er nicht in der Verwickelung des Abendlandes gegen Frankreich und

dessen Verbündete Partei ergreife. Auch die Differenzen mit den Schweden, den alten Alliirten von Frankreich, die sogar eine drohende Gestalt annahmen, — denn die schwedische Marine war der russischen überlegen — wirkten dazu mit. Im Sommer 1755 brachte es Williams zu dem Entwurf eines Vertrags, in welchem auch die Kaiserin nunmehr versprach, 55,000 Mann an den Grenzen von Liefland und Litthauen bereit zu halten, um sie auf die Aufforderung von England unverzüglich in Bewegung zu setzen und in Feindes Land einrücken zu lassen. Die hannoverschen Gebiete wurden unter den gemeinschaftlich zu vertheidigenden ausdrücklich inbegriffen. Der König von England versprach dagegen, für den Fall, daß der Krieg ausbreche, nicht allein von dem Tage an, daß die russische Armee die Grenze überschreite, die Summe von 500,000 Pfund jährlich zu zahlen, sondern auch, wenn die Kaiserin angegriffen werden würde, ein Geschwader in die Ostsee zu schicken, um in Gemeinschaft mit der russischen Landarmee zu handeln.

Dergestalt schloß sich Oesterreich, wie es schien, der englischen Politik vollkommen an. Die alte Allianz bekam in der russischen Kaiserin einen mächtigen Zuwachs. Wenn nun auch, woran man oft gedacht, der König von Preußen für dieselbe gewonnen, oder doch wie in dem Erbfolgekriege zur Neutralität bewogen werden konnte, so würde England auf dem Continent ein Uebergewicht bekommen haben, gegen welches Frankreich nichts hätte ausrichten können. Der erste Fall hätte den alten Bundesverhältnissen von 1690 und 1702 entsprochen; man würde den Erwerbungsgelüsten von Frankreich einen unüberwindlichen Wall entgegengesetzt haben.

Daß das wenn nicht gerade von König Georg, aber von dem englischen Ministerium beabsichtigt wurde, ließen seine Aeußerungen und sein Verhalten erkennen. Graf Kaunitz setzte es mit Bestimmtheit voraus; aber seine ganze Seele empörte sich dagegen [1].

Denn in dem König von Preußen sah er den gefährlichsten Feind des Hauses Oesterreich: zur wahren Herstellung des früheren Systems, welches die alte Macht dieses Hauses zur Grundlage gehabt hatte, hielt er für nothwendig, vor allem diese zur Selbständigkeit

1) Mémoire du comte de Kaunitz: Indifférente aux dangers, dont la maison d'Autriche se trouvoit menacée par l'accroissement de la maison de Brandenbourg, l'Angleterre ne songea qu'à les tourner à son avantage, en concevant dès — le dessein de réunir ces deux maisons pour un jour les employer toutes deux contre la France.

erwachsene neue Macht niederzukämpfen und auf das frühere Mittelmaß ihrer Kräfte zurückzubringen. Er behauptet unaufhörlich, daß Friedrich mit dem Umsturz des Hauses Oesterreich umgehe. Da sich davon in dem ganzen Umfang der damaligen Correspondenzen und Entwürfe des Königs keine Andeutung findet, so dürfte man fast zweifeln, ob Kaunitz von dieser Voraussetzung selbst so fest überzeugt gewesen ist, wie er sie ausspricht. Aber daß der preußische Staat der österreichischen Autorität in der Welt schweren Eintrag that, war jeden Augenblick zu empfinden; die Opposition war prinzipiell und allseitig; Niemand konnte wissen, wohin sie einen Tag oder den andern führen würde [1]); von einer Kaiserin, die in den Traditionen ihres Hauses lebte, und einem österreichischen Staatsmann, der seinen Beruf darin sah, dessen Uebergewicht wieder herzustellen, begreift man, warum sie diesen Staat zu schmälern und seinem Ansehen ein Ende zu machen suchten. Zwar haben sie zuweilen die Absicht, Schlesien wiederzuerobern, die man ihnen zuschrieb, in Abrede gestellt, einmal selbst mit einer gewissen Salbung: „denn die christliche Gesinnung fordere es, das Versprochene heilig zu erfüllen" und keine Veranlassung zur Vergießung von Menschenblut zu geben: es geschah in einem Augenblick, wo noch keine Aussicht war, diesen Zweck zu erreichen; und eine irrige Behauptung ist es, daß alle Verhandlungen Jahre lang nur diesen einzigen Gesichtspunkt zum Motive gehabt haben. Allein so wie sich die Gelegenheit zeigte, tauchte er in aller seiner Stärke wieder auf.

Besonders widerwärtig war dem Staatskanzler der politische Einfluß des Königs, welcher darauf beruhte, daß er der anerkannte Verbündete Frankreichs war und sich auch zugleich einer großen Rücksicht von England erfreute.

Einmal hat man in Wien den Versuch gemacht, das letztere Verhältniß zu lockern, und wahrscheinlich in Erinnerung an jenes Versprechen Georgs II., die Engländer zu dem Vertrag der beiden

1) Aus den im Archiv für österreichische Geschichte Bd. 48, 1 im Jahre 1872 mitgetheilten Denkschriften von Kaunitz entnehmen wir folgende Stelle (S. 39): „Richtig ist, daß Preußen muß übern Hauffen geworffen werden, wenn das durchlauchtigste Erzhauss aufrecht stehen soll. Wir sind sonst Uns und Unseren Alliirten unnütz, die beständige Gefahr ist da. Wir haben weniger Einfluß und Ansehen in allen Europäischen Angelegenheiten. Im Reich setzt sich Preußen öffentlich der Kays. Authorität entgegen; und wir wissen sicher, daß es nur auf Unseren Untergang lauert und solchen menschlichem Ansehen nach bewirken würde, wenn wir ihnen nicht bevorkommen." (A. d. n. A.)

Kaiserinnen vom Jahre 1746 herbeizuziehen. Man hatte keine Hoffnung, dies vollständig zu erreichen, denn die auf die Türkei bezügliche Bestimmung fand man nicht rathsam England mitzutheilen; aber den geheimen Artikel, in welchem ein eventuelles Erlöschen der Garantie für Schlesien festgesetzt war, legte man den englischen Ministern vor und lud sie zum Beitritt zu demselben ein. Nicht als ob Oesterreich einen Angriff auf Preußen zur Zurückeroberung Schlesiens beabsichtigt hätte; es wollte sich nur einen solchen auch den geschlossenen Verträgen zum Trotz frei halten, und für mögliche Fälle auf die Theilnahme Englands für ein solches Unternehmen rechnen können. Aber die englischen Minister lehnten es ab, darauf einzugehen: denn nicht durch einen Angriff des Königs von Preußen auf Polen oder auf Rußland, wie es in diesem Vertrag hieß, sondern nur durch einen Angriff desselben auf Oesterreich selbst würde ihre Garantie erlöschen. Wenn England dem Tractat von Petersburg doch beigetreten ist, so geschah das mit Ausschluß dieses Artikels; ein Verhältniß allgemeiner Verabredungen, nicht der engsten Allianz, ward dadurch gebildet; an den Tendenzen gegen Preußen nahm England so wenig als an denen gegen die Pforte Theil.

So lange der Friede dauerte, ließ sich von England so wenig wie von Frankreich eine Begünstigung dieses Vorhabens erwarten.

Wenn nun aber, wie jetzt, ein Krieg bevorstand, so konnte man in Wien allerdings den Gedanken fassen, das Gewicht, das die täglich zunehmenden kaiserlichen Streitkräfte in die Wagschale zu werfen fähig waren, dazu zu benutzen, um den eigenen Interessen Geltung zu verschaffen, und die eine oder die andere der beiden Mächte zur Anerkennung derselben zu vermögen.

Das zunächst in den Verhältnissen Liegende wäre gewesen, der bisherigen Allianz diese Richtung zu geben.

Unendlich hoch schlug man in Oesterreich die Dienste an, die man jetzt den Engländern zu leisten in den Stand komme. Denn Frankreich stehe in Verbindung mit Preußen, Schweden, Dänemark, den bewaffneten Reichsfürsten und der Pforte. Es denke die österreichischen Niederlande zu überschwemmen, Holland zur Neutralität zu nöthigen, Westphalen und Hannover zu überwältigen, die Engländer auf ihrer Insel einzuschließen; es wolle nicht allein die in den letzten Jahren in Schottland gemachte Invasion erneuern, sondern das Feuer des Krieges nach England selbst tragen; gegen alle

diese Gefahren sei Oesterreich der einzige Verbündete, auf welchen England zählen könne [1]).

Kaunitz betrachtete die europäischen Mächte als in zwei einander entgegengesetzten großen Allianzen begriffen: auf der einen Seite Frankreich und Preußen, auf der andern England und Oesterreich; sein Sinn war, diesen großen Gegensatz so weit zu entwickeln, daß der ausbrechende allgemeine Kampf so gut für die österreichischen, als zu Gunsten der englischen Interessen geführt werde. Er rieth vor allem, die österreichisch-englische Allianz zu erweitern und zu befestigen: einige deutsche Staaten, namentlich Sachsen sollten in dieselbe gezogen, und die Mitwirkung von Rußland durch Subsidien erkauft werden.

Der Staatskanzler hielt es für rathsam, den Ausbruch des Krieges noch bis dahin zu verschieben, daß man die Allianz vollständig gebildet habe. Man möge die Kräfte an sich halten, bis alles beisammen, und die ganze Maschine aufgezogen sei; wenn indeß Frankreich mit seinen Verbündeten nicht zur Vernunft gebracht werde, so möge man auf einmal nach allen Seiten hin losbrechen [2]).

Der englische Gesandte konnte nicht lange zweifeln, daß damit auch ein Angriff auf Preußen als Verbündeten von Frankreich gemeint sei, und die vornehmste Absicht dahin gehe. Auch die militärischen Maßregeln, die man ergriff, waren nur unter diesem Gesichtspunkt genommen [3]). Nach einiger Zurückhaltung sagte ihm Kaunitz unumwunden, die Kaiserin-Königin könne ihren Bund mit England ebensowohl gegen Preußen wie gegen Frankreich gerichtet betrachten. Jenes sei nicht so mächtig, aber eben so gefährlich wie dieses; eine neue Potenz, durch welche das alte System umgestürzt worden; nur durch Unterdrückung derselben könne es wieder hergestellt werden. Er meinte, Oesterreich und England sollten ihre Kräfte vereinigen, um zugleich Frankreich zurückzutreiben und Preußen zu erdrücken [4]).

In England erstaunte man über diese Eröffnungen; das Land, das einen Krieg von Frankreich sowohl zur See als auf dem Con-

1) Schreiben an Colloredo, bei Arneth 369.

2) Nach Keith, 22. Mai 1755, waren die Worte: „When once that way brought about, we might, if France and his allies were not to be brought to reason, move at once for all quarters."

3) „Their measures are and always will be determined by what they think their interest with the king of Prussia."

4) That this new power hat quite changed the old system of Europe.

tinent erwartete, sollte auch in die Feindseligkeiten mit Preußen gezogen werden, von welchem die Erfahrung zeige, daß es in den allgemeinen Angelegenheiten doch durchaus nicht als der Verbündete von Frankreich betrachtet werden könne. Was man England anmuthete, war eben die Politik, welche es während des Erbfolgekrieges sorgfältig vermieden hatte; es hatte den Streit zwischen Oesterreich und Preußen immer als einen besonderen betrachtet, den es beilegen oder doch möglichst hintansetzen müsse, da ein Wiederausbruch desselben nur den Franzosen zum Vortheil gereichen konnte. Noch war nichts vorgekommen, wodurch die Engländer der Garantie des preußischen Besitzes von Schlesien entledigt worden wären. So weit hatten sie die Allianz mit Oesterreich nicht ausgedehnt, so verstanden sie dieselbe auch damals nicht. Sie vermieden überhaupt darauf einzugehen und erinnerten nur den Wiener Hof an seine Verpflichtung, die niederländisch-belgischen Provinzen gegen die Franzosen zu vertheidigen und die deutschen Reichslande des Königs, wenn ein Angriff der Franzosen sie gefährden sollte, in Schutz zu nehmen. Das Erste schien ihnen, nach den Erklärungen des Staatskanzlers, nicht mehr gewiß; sie vermutheten fast, obgleich noch mit Unrecht, daß er darüber mit Frankreich schon in Unterhandlung stehe; aber auch das Andere, die Vertheidigung Hannovers, ließen sie nicht außer Acht, zumal da die Beihülfe der Russen durch einen Subsidientractat zu diesem Zwecke so gut wie gesichert sei. Sie fragten an, was die Kaiserin ihrerseits dafür thun wolle.

Graf Kaunitz gab darauf eine zwiefache Antwort, die eine in gewohnter Form, die andere als Verbalnote, obgleich sie ebenfalls schriftlich abgefaßt war. In der ersten ging er auf die Nothwendigkeit einer Vermehrung der niederländischen Truppenmacht ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch von Seiten Hollands und Englands eine entsprechende Verstärkung bewirkt würde. In der zweiten beschwerte er sich aufs neue über das untergeordnete Verhältniß, in welchem die österreichischen Niederlande von Seiten der Seemächte gehalten würden; hauptsächlich aber ergriff er die Andeutung über die Vertheidigung Hannovers, um seiner Intention gegen Preußen näher zu kommen. Er sagte, wenn der König vo Preußen seine Truppen gegen Hannover marschiren lasse, so sei die Kaiserin entschlossen, denselben ihrerseits anzugreifen: sie nehme damit den gefährlichsten Feind der Allianz auf sich. An dem englischen Hofe, der sich damals in Hannover befand, gerieth man über diese Antwort in unruhige Besorgniß. Denn man wußte wohl, daß für Hannover

von Preußen nichts zu fürchten sei; dem Subsidientractat, den der König von England zur Vertheidigung dieses Landes mit dem Landgrafen von Hessen traf, hatte Preußen keinerlei Gegenwirkung entgegengesetzt. Eine schneidende Differenz trat damit hervor: England verlangte die Unterstützung der Kaiserin gegen die Franzosen, deren Angriffe es fürchten mußte; die Kaiserin erklärte, sie werde den König von Preußen im Zaum halten, von dem doch England und Hannover in der That nichts zu besorgen brauchten. Und wenn hiebei doch noch immer die vermeinte Gefährdung Englands als das Motiv und die Bedingung der Feindseligkeit gegen Preußen erschien, so ließ Kaunitz in einer dritten Erklärung, die er schriftlich von sich zu geben Bedenken trug und nur mündlich aussprach, die aber seine wahre Meinung enthielt, auch diese Beschränkung fallen.

Er bezeichnete jetzt Feindseligkeit gegen Preußen als eine Bedingung der Allianz mit England überhaupt. Er hat geradezu gesagt, ein wirkliches Verständniß zwischen Oesterreich und den alten Mitgliedern der Allianz könne nur dann erreicht werden, wenn man den König von Preußen angreife [1]).

Dies Wort ließ keinen Zweifel übrig. Indem Frankreich und England gegen einander in die Waffen traten, stellte Oesterreich seine Qualität als Verbündeter Englands in den Vordergrund, um mit dessen Beistimmung gegen den König von Preußen angehen zu können. „Wir können", sagt der englische Minister, „auf keine Hülfe Oesterreichs gegen Frankreich zählen, wenn wir uns nicht feindlich gegen Preußen erklären und Oesterreich zur Wiedereroberung dessen verhelfen, was es in dem letzten Kriege verloren hat. Gewiß in unserer Lage würde es Raserei sein, an solch eine Politik zu denken" [2]).

Auf die Note, welche eine solche Absicht nicht unumwunden aussprach, aber doch andeutete, gab man weder eine ablehnende Antwort noch viel weniger eine eingehende, sondern überhaupt gar keine. Denn auch der Ton, in welchem Kaunitz sich aussprach, mit ge-

1) Schreiben des englischen Ministers Holderneß an Keith: You will not omit that remarkable expression of C. Kaunitz, taken notice of in your private letter, wherein that minister let you understand, that a proper concert between this My. a. her Mies. (also Oesterreich oder Rußland) would only be brought about „en attaquant le roi de Prusse".

2) Nor will the Austrians give us assistance against the French, if we do not help them to receive what they had lost in the last war.

reiztem Stolz, statt mit Ruhe und guten Gründen, hatte höchlich mißfallen [1]).

Wohl aber verstand man in Oesterreich, was dieses Schweigen bedeute, und ging nun — August 1755 — darüber in aller Form zu Rathe.

Der erste Beschluß war, da England keine Hülfe gegen Preußen leisten wolle, ihm auch keine gegen Frankreich zu leisten. Denn eine Theilnahme an dem Kampfe zwischen Frankreich und England würde die österreichischen Streitkräfte aufreiben, und dem König von Preußen zu Gute kommen. Man war geneigt, eine neutrale Stellung anzunehmen, und sich selbst durch einen Einfall in die österreichischen Niederlande nicht aus derselben bringen zu lassen [2])

Aber gleich darauf zog man in Betracht, daß es für eine Macht wie Oesterreich schimpflich wäre, einen so ansehnlichen Bestandtheil ihrer Staaten von feindlichen Truppen besetzen zu lassen: England würde das auch auf das bitterste empfinden und beim Frieden sich vielleicht selbst einen Theil der Landschaften aneignen.

In dieser Lage nun, in der Oesterreich das Schwert für England ziehen sollte, ohne dafür einen eignen Vortheil erwarten zu können, und auch die Neutralität unthunlich erschien, tauchte der schon sechs Jahre früher ins Auge gefaßte Plan, die Verbindung mit den Seemächten abzubrechen und das was England versagte, auf der Seite von Frankreich zu suchen, mit aller Stärke empor. Kaunitz hatte denselben immer festgehalten, selbst indem er ihn feierlich in Abrede stellte; nur konnte er, so lange der Friede dauerte, sich keine Hoffnung machen, damit auf der einen oder der andern Seite Eingang zu finden. In der letzten Unterhandlung stellte sich heraus, daß England, auch nachdem der Krieg ausgebrochen war, dennoch diese Idee zurückwies, wenngleich ihm Oesterreich dafür eine nachdrückliche Hülfsleistung versprach: mit eigener Gefahr sollte Oesterreich die Niederlande im Sinne der alten Allianz behaupten. Aber was waren diese Niederlande für Oesterreich, namentlich unter der Beschränkung, welche die Seemächte ihrem Besitze auflegten: man schrak davor zurück, sie gegen Frankreich vertheidigen zu sollen. Um wie viel besser, sich mit dieser Macht, die, wie der letzte Krieg zeigte, mit dem nämlichen Eifer nach denselben trachtete wie in den früheren Jahrhunderten,

1) The presumtion, with which C. Kaunitz carries on the business of his court, can never be born by any power however.

2) Arneth a. a. O. 387.

darüber zu verständigen. Man urtheilte, wennn man den Franzosen eine Combination anbiete, wie sie von Anfang ins Auge gefaßt gewesen sei, so werde das von ihnen jetzt angenommen werden: denn sie würden dadurch ihres vornehmsten Feindes auf dem Continent, das ist Oesterreichs selbst, entledigt. Das Verhältniß der Franzosen zu Preußen sei nicht so enge, daß sie sich nicht in diesem Falle von demselbem trennen würden. Dann aber öffne sich die sicherste Aussicht zur Wiedereroberung von Schlesien. Ungeschwächt durch Absendungen nach den Niederlanden, werde man den König von Preußen zugleich in Verbindung mit Rußland, mit überlegener Machr angreifen können; man werde alle Nachbarn des Königs, Schweden, Sachsen, Pfalz, vielleicht selbst Hannover, durch die Aussicht auf die ihnen zu überlassenden preußischen Gebietstheile gewinnen [1].

Was sich im Bunde mit England nicht erreichen, nicht einmal beginnen ließ, das hoffte man im Bunde mit Frankreich durchzuführen.

1) In dem am 21. Aug. 1755 in der Conferenz von Kaunitz vorgelegten Gutachten heißt es: „Wann der Kayserin Macht im künfftigen früh Jahr mit hunderttausend Mann und Rußland mit einer fast gleichen Armee — man hatte früher nur auf 80000 M. gezählt — die Preuss. Lande anfiele, so dürffte sich Schweden, Sachsen, Pfalz, ein Theil des fränkischen Creyses und vielleicht Hannover selbsten nicht lang bitten lassen, ihre äußerste Kräfften zur Erhaltung der erhoffenden Vortheilen anzuspannen, Schweden wäre mit Stettin, gantz Vorpommern, Sachssen mit dem Magdeburgischen, Churpfalz, oder vielleicht der Herzog von Zweybrücken, wenn er eine Madame de France heyratete, mit dem Cleve- und Märkischen, der fränkische Creys durch die Entfernung der Gefahr wegen Bareuth, Hannover mit dem Halberstädtischen, oder anderen ihm gelegenen Landen. Auch wohl gar der Großfürst durch einen Zuwachs zu seinen hollsteinischen Landen zu begnügen.“ (Archiv für österreichische Geschichte Bd. 48, I, 50.)

Viertes Capitel.

Föderatives Verhältniß von Frankreich im J. 1755.

Die eminente Schwierigkeit des politischen Unternehmens, zu dem der österreichische Staatskanzler sich anschickte, lag darin, daß er nicht allein das System, dem Oesterreich bisher angehört hatte, verließ, sondern das andere, zu dem es übertreten sollte, zugleich zerstören mußte. Das Vorhaben erschien fast unausführbar, wenn man den Blick auf die allgemeinen Angelegenheiten und ihre durch große Ereignisse hervorgebrachte, durch die Gewohnheit befestigte Gestaltung richtete; aber in der französischen Politik und dem Zustand des französischen Hofes lagen doch einige Anknüpfungspunkte dafür.

Den ersten dürfte man in dem Ergebniß des letzten Krieges selbst suchen. Der alte Antagonismus gegen Oesterreich in Deutschland und Italien hatte zu einem Zustand geführt, bei welchem sich der Ehrgeiz der Franzosen beruhigen konnte. Sie schlugen es hoch an, daß in diesem Kriege zum ersten Male das deutsche Reich als solches mit dem Haus Oesterreich nicht gemeinschaftliche Sache gemacht hatte; dann war jener Zustand des Gleichgewichts im Reiche eingetreten, dessen wir gedachten, bei dem die größeren und die kleineren Höfe allezeit ihrem Einfluß zugänglich blieben. So waren in Italien Neapel und Sardinien, so wie das neue Herzogthum Parma im Gegensatz mit Oesterreich gegründet oder verstärkt worden; das Papstthum selbst in Ausdehnung seines Gebietes, Genua in seiner Existenz von Oesterreich gefährdet, sahen sich auf den Schutz von Frankreich angewiesen. Was man als das Wesen der föderativen Macht bezeichnet, das Bedürfniß der Mindermächtigen geschützt zu werden und die Darbietung dieses Schutzes von Seiten des Mächtigern, das daraus entspringende, nicht blos vorübergehende Verhältniß beider Theile, war zu Gunsten Frankreichs so weit entwickelt wie jemals. Wenn das Kaiserthum, das immer den Anspruch gemacht hatte, den französischen Einfluß von Deutschland und Italien auszuschließen,

sich in die Anerkennung desselben fand, so lag in Frankreich kein Grund vor, die Macht von Oesterreich zu bekämpfen.

Es gab damals einen innern Zwist in dem Hause Bourbon, der mit der Aufstellung des Infanten Don Philpp in dem Herzogthum Parma zusammenhing. Durch den Frieden von Aachen war ihm ein Nachfolgerecht für die Krone von Neapel in Aussicht gestellt worden, nicht eben im Einklang mit der Stipulation früherer Tractate. Weder in Spanien noch in Neapel wollte man diesen Anspruch anerkennen; aber der König von Frankreich, dessen Tochter mit dem Infanten vermählt war, hielt daran fest. Durch diesen Zwiespalt begünstigt, konnte es Maria Theresia zu dem Abschluß eines besondern Vertrages mit Spanien bringen [1]) (zu Aranjuez, Juni 1752), der dazu bestimmt war, den Frieden in Italien zu erhalten und ein näheres Verhältniß zwischen Oestereich und der jüngeren Linie des Hauses Bourbon zu begründen. Aber schon trat Spanien auch in den italienischen Verhältnissen hinter Frankreich weit zurück. Oesterreich mußte befürchten, bei dem ersten Ausbruch eines Zwiespaltes in Italien in Feindseligkeiten mit Frankreich verwickelt zu werden. Wenn Kaunitz sich mit Ludwig XV. in ein gutes Verhältniß zu setzen dachte, so war auch dies ein Motiv für ihn [2]). Er wünschte die Reibungen, die aus der Dotirung des Infanten in Italien zwischen Frankreich und Oesterreich entsprangen, zu heben, zumal da dieser keinen Augenblick der Freundschaft von Sardinien recht sicher war.

Zunächst an diese Verhältnisse knüpften die Eröffnungen an, welche er dem französischen Hofe machen ließ.

In der Besorgniß, zugleich in Italien und in den Niederlanden mit Frankreich schlagen zu müssen, kam der Staatskanzler auf den Gedanken zurück, der schon vor dem Abschluß des Friedens von Aachen gefaßt worden war, den König von Frankreich dadurch zu gewinnen, daß man dem Schwiegersohn desselben, den er in seiner Nähe zu haben wünschte, statt des kleinen italienischen Fürstenthums eine unverhältnißmäßig größere und glänzendere Ausstattung in den Niederlanden verschaffe. Man legte auf den Besitz der niederländischen

1) Cantillo Tratados de paz 389.

2) Mémoire du C. de Kaunitz: „Les prétentions de l'infant Don Philippe au trône des deux Siciles, la reversion de ses états aux maisons d'Autriche et de Savoye, et l'opposition du roi de Naples à ses dispositions prétendues, fondées sur les traités auxquels il n'a jamais accedé, tout cela menaçoit la tranquillité de l'Italie".

Provinzen, in denen, wie öfter erwähnt, die Ausübung der Rechte der Souveränetät auf unüberwindliche staatsrechtliche Hindernisse stieß, nicht viel Werth; für den österreichischen Gesammtstaat schien es fast gleichgiltig, wie weit derselbe sich ausdehnte. Mit dem Vorhaben, einen Theil derselben gegen die in fremdem Besitz immer unbequemen italienischen Herzogthümer an Frankreich zu bringen, verband sich die Erwartung, daß dadurch das gute Verhältniß Frankreichs zu Spanien wie zu Neapel ohne Weiteres hergestellt, und Oesterreich mit den Bourbonen beider Linien in ein durch keinen inneren Hader derselben getrübtes Verständniß gelangen werde. Und noch eine zweite große Concession dachte man in Wien dem Hause Bourbon zu machen: man erklärte sich bereit, den Prinzen Conti, der oft allein in tiefstem Vertrauen mit König Ludwig arbeitete und im Einvernehmen mit ihm seinen Ehrgeiz auf die Erwerbung der Krone von Polen richtete, zur Erreichung seiner Absichten zu unterstützen; man hoffte, ihn dadurch zu gewinnen, und durch ihn den König. Wie nach der Erwerbung der Niederlande, so hatten die Könige von Frankreich seit langer Zeit darnach getrachtet, in Polen eine französische Dynastie zu gründen. Jetzt wurde ihnen beides mit Einem Male angeboten, und zwar von Oesterreich, das die Niederlande noch besaß, und in Polen ihrem Eindringen wirksamen Widerstand geleistet hatte. Gegen diese Anerbietungen von weitester Aussicht dachte aber Oesterreich den hohen Preis zu fordern, auf den es ihm ankam: die Verzichtleistung Frankreichs auf die Allianz mit Preußen. Man ging dabei davon aus, daß durch die Veränderung der Zeiten jeder Grund mehr zu einer Entzweiung zwischen Frankreich und Oesterreich gehoben, und daß ihre Verbindung durch die Religionsgemeinschaft beider Reiche angezeigt sei, während man wahrnehme, daß England und Preußen im Begriffe stehen, einen protestantischen Bund zu bilden: der König von Preußen sei bereit, seine Allianz mit Frankreich demselben aufzuopfern.

Der Plan war zu umfassend, weitgreifend und zugleich zu intim, als daß er in den gewohnten Formen gesandtschaftlicher und ministerieller Mittheilungen hätte vorgelegt werden können. In Frankreich ward es durch den Zustand der Verwaltung und des Ministeriums vollends unmöglich.

Wie Friedrich einmal sagt, die Minister der vier großen Verwaltungszweige, der Finanzen, der Marine, des Krieges und der auswärtigen Geschäfte, waren gleichsam selber Könige, nicht allein unabhängig von einander, sondern einer mit dem andern in stetem Hader;

bisweilen wurde das, was der eine geschickt und glücklich angefangen, von dem andern mit Absicht und aus Eifersucht zerstört.

Sie verhandelten in besonderen Audienzen mit dem König, der zwar den Ehrgeiz hatte, Herr und Meister zu sein, aber einem jeden doch so viel freien Spielraum ließ, daß man alles systematische Zusammenwirken vermißte [1]). Indem er nach den verschiedenen Seiten hin fortgerissen wurde, glaubte er genug zu thun, wenn nur keiner unbedingt die Oberhand bekam; aus diesem Grunde sah er selbst ihre Mißhelligkeiten nicht ungern.

Damals schwankte das Uebergewicht zwischen dem Generalcontroleur der Finanzen, Machault, einem Manne der höheren Magistratur, der sich dadurch einen Namen gemacht hat, daß er zuerst den ernstlichen Versuch wagte, die geistlichen Güter der allgemeinen Auflage zu unterwerfen, und dem Kriegsminister Grafen Argenson, welcher die schwere Aufgabe hatte, die persönlichen Ansprüche der Edelleute zu befriedigen, und doch dabei die Bedingungen des Dienstes zu behaupten: beide treffliche und unentbehrliche Geschäftsmänner, und beide vor allem beflissen, dem König nicht zu mißfallen, aber wie durch entgegengesetzte Gewohnheiten, — denn der erste war eben so zugänglich, wie der zweite zurückhaltend und verschlossen —, so durch das Treiben der Parteien auseinander gehalten. Man bemerkte im Gespräch, daß sie wortkarg und verdrossen waren, so lange von Geschäften die Rede war, und erst lebendig und beredt wurden, wenn man auf die persönlichen Verhältnisse oder vielmehr Mißverhältnisse zu sprechen kam. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rouillé, war ein Geschöpf Machault's, der, als er eben damals das Marineministerium erhielt, das durch den Streit mit England zu besonderer Wichtigkeit gelangte, in der Generalcontrolle einen Nachfolger in Sechelles hatte, welcher sich ihm vollkommen anschloß. Was nun diese Partei besonders in Vortheil setzte, war die Protection, die sie bei der Marquise von Pompadour fand, die nicht mehr als die Maitresse des Königs betrachtet werden konnte, aber als dessen vertraute Rathgeberin galt. Auch Argenson hatte in der Nähe des Königs die Fürsprache einer Dame, Madame d'Estrades, einer Cousine der Marquise, die von dem König zu seinen kleinen Ausflügen und Vergnügungen gezogen wurde und eine Zeit

1) Marquis d'Argenson: „un roi de quelque conception, mais de nulle détermination, en lutte continuellement entre les parties — vraie girouette." Janvier 1755.

lang Antheil an seinem Vertrauen besaß. Sonst stand er allein den Andern gegenüber, behauptete sich aber, und der König ließ ihn absichtlich nicht fallen, um das Gleichgewicht zwischen seinen Ministern zu erhalten.

König Ludwig XV. gefiel sich darin, auch noch für sich selbst, ohne Theilnahme des Ministeriums politische Unterhandlungen mit seinen besondern Zwecken zu verfolgen. Dazu eben zog er den Prinzen Conti heran, einen der Prinzen von Geblüt, der mehr Geist und Application verrieth, als die Uebrigen, und auch deshalb gern gesehen wurde, weil ihn der König als seinen Schüler und Zögling in der Politik betrachtete. Eben auf die politischen Verwickelungen bezogen sich ihre Conferenzen.

Ursprünglich war es nur die Absicht des Wiener Hofes, sich dieses Prinzen, den er auf die angegebene Weise für sich zu stimmen hoffte[1]), für seine Anträge zu bedienen: aber dagegen regte sich ein Bedenken. Graf Kaunitz hatte während seiner Gesandtschaft in Paris den Einfluß kennen gelernt, dessen sich die Marquise bei dem König erfreute, und mit ihr selbst Bekanntschaft gemacht; er war einst nahe daran gewesen, durch ihre Vermittelung Eintritt in die kleinen Abendgesellschaften des Königs zu erhalten, um seine Gedanken unmittelbar an ihn zu bringen, was sich jedoch mit seiner Stellung als Botschafter nicht vertrug. In dem damaligen Augenblick war er über den Grad ihrer Gunst nicht genau unterrrichtet: namentlich wußte er nicht gewiß, wie sie mit dem Prinzen stehe, und ob sie nicht den Credit desselben untergraben könne[2]); er überließ dem Gesandten, Grafen Starhemberg, die Wahl zwischen dem einen und dem andern Wege.

Der konnte nun darüber nicht zweifelhaft sein; denn eben damals gelang es der Marquise, die Freundin Argenson's, mit welcher auch Conti in bestem Vernehmen stand, von dem Hofe zu entfernen: sie gab dadurch einen Beweis ihres Ansehens und verstärkte dasselbe zugleich.

Starhemberg zog die Marquise dem Prinzen vor. Er war durch eine für diesen Fall ihm übersandte Zuschrift des Grafen Kaunitz

1) Kaunitz: On fit espérer la couronne de Pologne au prince de Conti, parce qu'on savoit que le roi de France même a l'insçu de ses ministres autorisoit les démarches, que ce prince faisoit pour se procurer cette couronne.

2) Dans l'incertitude où nous étions, si le prince étoit bien ou mal avec la marquise de Pompadour et si la faveur de l'une ne traverseroit pas le credit qu'on supposait à l'autre.

gleichsam bei ihr beglaubigt. Darin bemerkt der Minister, daß der Antrag, welchen man österreichischer Seits machen werde, der Gesinnung, die er an ihr kenne, entspreche; ohne nähere Angabe desselben ersucht er die Dame nur, durch ihre Vermittelung zu bewirken, daß der König einen Staatsmann, der sein vollkommenes Vertrauen genieße, bestimmen möge, die Eröffnungen zu vernehmen, die von der größten Wichtigkeit seien.

An den Abhängen der anmuthigen Höhen, die sich von Sevres nach Meudon ziehen, war kurz vorher für Frau von Pompadour an einer Stelle, wo sich eine weite und mannigfaltige Fernsicht darbietet, das Schloß Bellevue erbaut worden. Hier hatte sie ihre erste Zusammenkunft mit Starhemberg. Es war der Abbé von Bernis, der von dem geistlichen Stande nichts als diesen Titel hatte, den der König als den Mann seines Vertrauens zu den Verhandlungen mit Starhemberg ernannte: ein junger Mann, von einer liebenswürdigen Gabe für akademisch-poetische Productionen und angenehmer Conversation, in den Geschäften bereits geübt; er war soeben von einer Gesandtschaft zu Venedig, die ihn zuweilen nach Parma geführt hatte, zurückgekommen, und zur Gesandtschaft in Spanien bestimmt: er erschien als der geeignete Mann für eine Unterhandlung, bei der es auf eine Verbindung des Hauses Oesterreich mit dem Hause Bourbon abgesehen war. Zwischen Starhemberg und Bernis wurden ein paar Conferenzen in ihren Wohnungen zu Paris gehalten, die jedoch nicht weit führen konnten, da der Abbé nur ermächtigt war, die Anträge entgegenzunehmen, und die Antworten darauf von den Ministern in Berathung gezogen wurden.

Diese fühlten sich nicht ganz sicher, ob die Annäherung Oesterreichs wirklich ernstlich gemeint sei; sie gaben dem Verdacht Raum, daß sich diese Macht dadurch nur größere Subsidien von England verschaffen wolle; aber sie waren doch entfernt davon, die Anträge geradehin von der Hand zu weisen. Denn was hätte ihnen Besseres begegnen können, als im Augenblicke, wo sie mit England einen großen Krieg zu unternehmen im Begriffe waren, mit dem alten Verbündeten dieser Macht, Oesterreich, in freundliche Beziehungen zu treten. Schon die Neutralität hätte für sie großen Werth gehabt, wie man denn sogleich von österreichischer Seite auf die Neutralisirung der Niederlande Bedacht nahm, womit es ohne Zweifel sehr ernstlich gemeint war. Noch wichtiger aber war eine nähere Vereinigung überhaupt. Auf die in den Niederlanden angebotene Ausstattung des Prinzen von Parma ging der französische Hof mit Vergnügen ein;

man knüpfte daran die Hoffnung, sich der Häfen von Nieuwport und Ostende gegen England bedienen zu können[1]). Darauf schien sich dann die engste Verbindung der Häuser Bourbon und Oesterreich gründen zu lassen, was auch wegen des Zusammenhangs mit Spanien erwünscht war. Die Franzosen brachten sofort die Garantie der beiderseitigen Staaten in Vorschlag. Das ließ sich allenfalls mit ihrer bisherigen Politik combiniren. Sie sahen darin nur eine Ausdehnung ihrer förderativen Stellung und eine Schwächung Englands. Ganz anders verhielt es sich mit dem auf Preußen bezüglichen Antrag Oesterreichs, durch dessen Annahme das ganze obwaltende System verändert worden wäre. Darauf war die Antwort, man könne nicht glauben, daß sich König Friedrich von Frankreich loszureißen und mit England zu verbinden denke: man müsse darüber erst nähere Nachweisungen haben. Kaunitz machte sich keine Illusion darüber, daß seine Hauptabsicht, welche gegen Preußen gerichtet war, zunächst als gescheitert betrachtet werden müsse: denn noch war er nicht im Stande, den Beweis für jene Behauptung zu führen. Unmöglich aber konnte er dann in die engere Vereinigung, welche Frankreich in allen übrigen Punkten acceptirte, eintreten; er hätte darüber mit England brechen müssen und wäre in völlige Abhängigkeit von Frankreich gerathen: doch hielt er auch nicht für gut, die in diesem Wege eröffneten Unterhandlungen abzubrechen, weil sich davon immer eine vortheilhafte Nachwirkung erwarten ließ.

Nur darüber konnte sich Niemand täuschen, daß Frankreich, wenn es gleich mit Oesterreich gut zu stehen wünschte, doch übrigens entschlossen war, in dem bevorstehenden Kriege bei seinem bisherigen System, namentlich der Allianz mit Preußen, zu beharren.

Es ist nicht zu beschreiben, welchen Eindruck die Nachricht von den in Amerika begonnenen Feindseligkeiten in Frankreich hervorbrachte. Die Angriffe der Engländer empfand die französische Nation als eine Beleidigung, welche sie rächen müsse Die späteren Monate des Jahres 1755 waren mit Kriegsrüstungen zu Land und zur See erfüllt. Die Auflagen wurden erhöht, Ersparnisse, von denen der König selbst betroffen wurde, angeordnet, auch die Mitglieder des Hofes zu beträchtlichen Beiträgen herbeigezogen: Maßregeln, die sonst nur in dem Mo-

1) In einer ferneren Denkschrift (a. a. O. S. 50) billigt Kaunitz, daß sich die Krone Frankreich Nieuwport und Ostende bemeistere; darin liege ein „honetter Vorwand, wie nicht nur die diesseitige Vorbereitung zum Kriege gegen Preußen, sondern das ganze Geheimniß bis zum wirklichen Ausbruch verborgen gehalten werden könne". (A. d. n. A.)

ment großer Gefahr ergriffen worden waren. Marschall Belleisle, dessen Kriegskunde ihm das allgemeine Vertrauen im Lande verschaffte, und der mit beiden Parteien gut stand, erhielt den Oberbefehl über die oceanische Küste von Dünkirchen bis Bayonne — ein Commando, wie es in diesem Umfang seit den großen Kriegsgefahren des Jahres 1693 Niemand anvertraut worden war, — um alle Küstenplätze in Vertheidigung zu setzen [1]. Viele meinten jedoch, es sei nicht allein auf Vertheidigung abgesehen, sondern auf eine Invasion in England, selbst unter Wiederaufnahme der Sache des Prätendenten. Wie bisher so oft, so erschienen auch jetzt Jacobiten, welche es für eine leichte Sache hielten, die englische Regierung, die nur wenig vorbereitet sei, zu überraschen: mit 8000 Mann würde man zum Ziele kommen [2].

Ueber die Berathungen, die am französischen Hofe gepflogen, und die Pläne, welche gefaßt wurden, finde ich nur Eine glaubwürdige und zuverlässige Nachricht [3].

Der für die außerordentliche Gesandtschaft nach Berlin bestimmte Herzog von Nivernois hatte die Notiz erhalten, und zwar durch Rouillé, daß der Conseil des Königs geschwankt habe und noch darüber schwanke, ob man sich auf einen Seekrieg beschränken oder auch zugleich einen Krieg zu Lande gegen England führen solle. Er bemerkte: wenn er dem König Friedrich nicht von einem mit Bestimmtheit gefaßten Plane Nachricht geben könne, so würde er demselben kein Vertrauen einflößen, noch eine Confidenz von seiner Seite erwarten dürfen. Er ließ das durch den Abbé Bernis, der als der Vermittler aller geheimen Eröffnungen, nicht allein der österreichischen, erscheint, dem Minister Rouillé hinterbringen. Rouillé antwortete wörtlich: „der König (von Frankreich) kennt keinen andern Feind als den König von England; er hat sich vorgenommen, alle Mittel, welche Gott in seine Hand gelegt hat, anzuwenden, um sich an diesem Fürsten zu rächen, sei es durch seine Seemacht, für deren Verstärkung er unaufhörlich arbeitet, sei es durch einen Angriff auf Hannover, oder indem er ihn selbst in London aufsucht. Alle Maßregeln sind so getroffen, daß Niemand den eigentlichen Gegenstand der Unternehmungen voraus wissen kann. Der König glaubt nicht, daß

1) Mémoires du duc de Luynes XIV, 352.

2) Mémoires du marquis d'Argenson, 7. août 1755.

3) Ueber die geringe Glaubwürdigkeit von Duclos vergleiche die Analecten.

ihm oder seinem Verbündeten ein Angriff auf dem Continent bevorstehe [1])."

Das heißt denn doch, da das Unternehmen gegen England immer einen chimärischen Beigeschmack hatte, daß der Landkrieg hauptsächlich auf eine Ueberwältigung von Hannover zielte.

Den bevorstehenden Krieg mit England sah man in Versailles als einen Kampf um die Oberherrschaft in der Welt an. Indem England die Seemacht von Frankreich breche, denke es zugleich die Ueberlegenheit auf dem Continent zu erlangen, den wahren Gegenstand seines Ehrgeizes und seines Hasses gegen Frankreich. Die herrschende Partei werde dem König Georg vorstellen, daß sie ihn durch die Subsidien der Nation zum Schiedsrichter von Europa, zum Herrn der See und des Landes mache: „die englische Nation ist begierig nach Neuerungen: jeder Entwurf, der ihr die Aussicht auf die Erniedrigung von Frankreich und die Herrschaft zur See eröffnet, wird enthusiastisch von ihr aufgenommen, sie giebt dafür den letzten Schilling her."

Um dem zu widerstehen, meinte Ludwig XV. noch einmal die föderative Macht, welche er besaß, um sich her zu vereinigen.

Obwohl es in dem Augenblicke zweifelhaft erschien, erwartete er doch mit Sicherheit, daß er Spanien und Sardinien auf seiner Seite haben werde: denn nur in der Hoffnung, daß es zwischen England und Frankreich nicht wirklich zum Kriege komme, habe der König von Spanien bisher noch nicht Partei ergriffen; so wolle auch der König von Sardinien nicht übereilt den Vortheil aufgeben, den ihm seine Stellung zwischen den beiden Parteien verschaffe. Aber auf die eine und die andere dieser Mächte glaubte man mit Sicherheit zählen zu können, wenn es zum Bruch komme. Und noch wichtiger, als der Süden, erschien bei dem engen Verhältniß zwischen England und Rußland der Norden. Die Absicht war, Dänemark, Schweden und Preußen im französischen Interesse zu vereinigen.

Für Dänemark rechnete man vor allem auf Moltke, von dem die meisten dortigen Minister abhängig seien: er habe noble Gedanken,

[1]) Le roi ne se connoit d'ennemis que le roi d'Angleterre; il se propose d'employer tous les moyens que Dieu a mis en ses mains pour se venger de ce prince, soit par ses forces navales, soit en attaquant les états de Hannovre, soit en l'allant chercher jusques dans Londres Toutes les mesures qu'on prendra sont telles, qu'on ne pénètre le véritable objet auquel on se livrera. Sa Majesté ne s'imagine pas qu'on l'attaque ni ses alliés, sur le continent.

wolle die dänische Macht durch Manufactur und Commerz verstärken, und bilde die festeste Stütze des französischen Systems im Norden. In Schweden war man bemüht, die Streitigkeiten der Krone mit dem Senat beizulegen, und zählte vor allem auf Höpken, der an Stärke des Geistes und richtiger Denkweise die anderen Senatoren übertreffe und vollkommen französisch gesinnt sei. In dieser Combination war es, daß man daran dachte, den Churfürsten von Sachsen, König von Polen, von England abzuziehen: unter allen Umständen müsse man ihn verhindern, nicht in die Hände einer russischen Partei zu gerathen. Bei weitem das Meiste aber kam doch, wie für den Norden, so auch für Deutschland auf den König von Preußen an. Von Friedrich, der das größte Gegengewicht gegen die Feinde Frankreichs, welche auch die seinen seien, bilde, zweifelte man nicht, daß er zur Erneuerung des Vertrags von 1741 die Hände bieten und sich über einen politisch-militärischen Plan mit Frankreich vereinigen werde. Denn ihm sei ja die französische Allianz noch nothwendiger, als den Franzosen die preußische; er sei der Gegenstand der Eifersucht, des Mißtrauens und der Furcht aller seiner Nachbarn; er habe keinen andern Verbündeten als den König von Frankreich.

Trotz jener Eröffnungen Oesterreichs dachte Frankreich Preußen zum Eckstein seiner continentalen Allianz zu machen.

Fünftes Capitel.

Erwägungen des Königs von Preußen.

Friedrich II. war in dieser Epoche, diesem Zeitpunct sehr friedlich gestimmt.

Wenn der Hof zu Wien seine feindselige Haltung gegen den König hauptsächlich darauf begründete, daß er unaufhörlich mit einer neuen Schilderhebung, namentlich mit einer Aggression gegen Oesterreich umgehe, so muß das wohl den Zeitgenossen sehr wahrscheinlich vorgekommen sein; es war der Ruf, den sich Friedrich durch den zweiten schlesischen Krieg zugezogen hatte; und noch immer wird es angenommen: Niemand will glauben, daß ein Kriegsführer, der seiner Armee einen nicht hoch genug anzuschlagenden Erfolg zu danken hatte, alsdann auf Frieden gedacht habe. Dennoch verhält es sich so.

Nicht als ob Friedrich auf alle weiteren Erwerbungen Verzicht geleistet und sich auf immer friedlichen Intentionen hingegeben hätte; dazu war die Lage seines Staates nicht angethan. Er hat sich vielmehr sein ganzes Leben hindurch damit beschäftigt, welche Erwerbungen eventuell zur Befestigung desselben erwünscht und nöthig sein würden. Aber in der damaligen Zeit schien ihm der Friede ein Gebot der Nothwendigkeit zu sein.

In den Aufzeichnungen über die für seinen Staat wünschenswürdige äußere und innere Politik, die er 1752 unter dem Titel eines politischen Testamentes verfaßt hat, geht er die ganze Reihe seiner Feinde und seiner Freunde durch. Er bezeichnet das damalige Europa als eine Republik der Souveräne, getheilt in zwei große Parteien unter der Führung von England und von Frankreich: der Gegensatz ihrer Streitkräfte und die Zahl ihrer Alliirten bringe das Gleichgewicht hervor, bei dem ein Jeder seinen Schutz finde. Friedrich hegte nicht den geringsten Zweifel, daß Oesterreich Schlesien nicht vergessen habe, und daß ihn die Kaiserin, sobald sie ihren innern Staatshaushalt geordnet, ihre Armee wiederhergestellt habe, und ihre

politische Lage gesichert sei, angreifen werde, um Schlesien wieder zu erobern; damals meinte er, sie werde den Anlaß von den polnischen Angelegenheiten nehmen, in Verbindung mit Rußland und selbst mit dem König von England, der des Wiener Hofes seiner hannoverschen Angelegenheiten wegen bedürfe. Dagegen ist er überzeugt, daß Frankreich eine Wiedereroberung von Schlesien nicht begünstigen noch dulden könne, weil Oesterreich ihm dadurch zu stark werden würde; Frankreich habe ein Interesse gegen England, wie er selbst gegen Hannover, es könne ihm auch im Norden zu Hülfe kommen; seine Allianz mit Frankreich sei eine solche, die nicht auf Negotiationen, sondern auf der Natur der Sache beruhe; eine neue Landerwerbung würde sich am ersten im Bunde mit Frankreich erlangen lassen. „Bei alle dem", ruft er aus, „und obgleich wir durch den Krieg gewinnen könnten, ist mein gegenwärtiges System, den Frieden zu erhalten, so lange es mit der Ehre des Staates nur irgend vereinbar ist [1]). Durch ihre innere Unordnung wird es der französischen Macht unmöglich, mit der Energie, die ihr zukäme, auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Ein Schlag wie die Eroberung von Schlesien konnte einmal gelingen, aber sie ist wie ein originelles Werk, das keine Nachahmung erträgt; diese Erwerbung hat uns den Neid von Europa zugezogen, alle unsere Nachbarn sind auf der Hut gegen uns. Wollen wir einen Krieg wagen, während Rußland, an den Grenzen gewaltig gerüstet, nur einen günstigen Augenblick abwartet, um Preußen anzugreifen? Da müßte erst Bestuschew in Rußland gestorben, und England, von dem derselbe unterstützt wird, in die Unruhen einer vormundschaftlichen Regierung verwickelt sein; ein Soliman müßte in Constantinopel regieren, und ein erster Minister, ehrgeizig und allgewaltig, in Frankreich Meister sein."

Von allen jenen Planen zum Nachtheil des Hauses Oesterreich, in Verbindung mit Frankreich, von welchen Kaunitz so viel sprach, war also, man kann es mit Bestimmtheit sagen, niemals ernstlich die Rede; eben so wenig von einer Absicht auf Sachsen, die man in jener Epoche nicht einmal voraussetzte. Wenn sich in Friedrichs Nachlaß ein politischer Erguß über die für seinen Staat wünschenswerthen Erwerbungen gefunden hat, welcher auch Sachsen umfaßt, so ist dieser mehrere Jahrzehnte später unter ganz andern Conjuncturen entstanden — und auch dann von sehr eventueller Natur —,

1) Mon système présent est, de prolonger la paix autant que cela se pourra sans choquer la majesté de l'état.

auf die damaligen hat er keinerlei Beziehung. Man darf dem König Friedrich den Entschluß, auf weitere Erwerbungen Verzicht zu leisten, nicht zuschreiben; aber die ruhige Erwägung der Umstände und des Möglichen, die ihn vor andern unternehmenden Kriegsführern auszeichnet, hielt ihn damals von allen weitausgreifenden Absichten zurück. Er ermaß das Uebergewicht der Kräfte, welches das seegewaltige England und das wiederhergestellte waffenmächtige Oesterreich besaßen, die damals verbündet über unermeßliche Streitkräfte verfügten, und fühlte keine Anwandlung sich mit den Schwächeren und Schlechtergeübten in einen Kampf gegen die Stärkeren zu stürzen. Daß ein Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England bevorzustehen schien, machte hierin keine Aenderung.

Er hätte sich an ihrer Feindseligkeit ebenso wenig zu betheiligen gedacht, wie in den letzten Jahren des österreichischen Erbfolgekrieges, als England und Frankreich einander in den Niederlanden bekämpften. Nur eines war, was ihn dabei unangenehm berührte: die Möglichkeit, daß Hannover von den Franzosen angegriffen würde.

Charakteristisch ist ein Gespräch Friedrichs mit dem französischen Gesandten an seinem Hofe, de la Touche: im Juli 1755, als es bereits zu martimen Feindseligkeiten kam, die nicht wohl anders als zum Kriege führen konnten, bemerkte Friedrich, daß es für Frankreich immer noch Zeit sei, selbst in dem laufenden Jahr eine oder die andere der großen Städte in den Niederlanden zu nehmen: Mons, Brüssel, vielleicht selbst Antwerpen. De la Touche bemerkte, dann würde die Rache Frankreichs nicht auf England fallen, sondern auf dessen Verbündete. „Was wollt Ihr denn thun?“ erwiderte der König, „die Engländer sind Euch zur See überlegen, und Hannover könnt Ihr nicht angreifen, aus Mangel an Plätzen für Magazine.“ — „Warum nicht“, versetzte der Gesandte, „mein König hat in Deutschland Anhänger und Verbündete, die ihm ihre Plätze öffnen werden.“ Friedrich empfand, daß das auf ihn selbst ging; er antwortete mit Lebhaftigkeit, es werde nie geschehen, und mahnte von dem Unternehmen ab. Er kam auf den Feldzug in den Niederlanden zu sprechen, für den er gute Rathschläge gab [1]).

Aber anders war es nicht; was de la Touche aussprach, war

1) Sr. de la Touche (chev. de l'ordre de S. Louis, maréchal de camp) 25. Juli 1755. Nach diesem Schreiben sagte der König: „Faites assembler et marcher une armée assez nombreuse et frappez des coups d'importance et vous forcerez par-là l'Angleterre et ses alliés à vous respecter.“

in der That die Absicht der Franzosen; König Friedrich mußte sich darauf gefaßt machen, nicht allein seine rheinischen und westphälischen Gebiete von dem Kriegsgetümmel erreicht zu sehen, sondern auch selbst zur Theilnahme an demselben aufgefordert zu werden.

Er war in seiner ganzen Seele dagegen. Schon ein paar Mal hatte er es empfunden, daß ihn Frankreich als einen König von untergeordnetem Range zu behandeln schien: Vorschläge, die ihm der Gesandte machte, nach denen die Dienste, die er leistete, durch entsprechenden Vortheil erwidert werden sollten, hatten sein eigenstes Selbstgefühl tief verletzt. Auf welche Art er auch immer an einem französischen Unternehmen gegen Hannover theilnahm, so wäre er von dieser Krone abhängig und subaltern erschienen. Einen Krieg der Franzosen in seiner Nähe wollte er überhaupt nicht, selbst wenn man ihm erlassen hätte, an demselben theilzunehmen; war er doch dereinst einer Festsetzung derselben im inneren Deutschland entgegengetreten, als sein Glück mit dem ihren auf das engste verbunden war.

Da bot man ihm nun von englischer Seite her die Hand.

Eben in diesem Augenblicke war es, daß zwischen Oesterreich und England jene Erörterungen stattfanden, die zu einer nur noch nicht geradezu ausgesprochenen Entzweiung führten. Wenn es die Absicht des Königs von England war, sein Hannover nicht in den bevorstehenden Krieg verwickeln zu lassen und gegen einen Einbruch von Frankreich zu schützen, so bewiesen die Erklärungen von Oesterreich, daß vielmehr ein Angriff dieser Macht gegen Preußen bevorstehe, welcher, mit dem Vorrücken der Franzosen verbunden, das Churfürstenthum zum Schauplatz des Krieges gemacht haben würde.

Georg II. und der ihn begleitende englische Minister Holderneß faßten die Hoffnung, den König Friedrich, an dessen deutsch-patriotische Gesinnung sie sich wandten, zur Zusage der Neutralität zu vermögen.

Den Anlaß der Verhandlung gab die Beziehung Hannovers zu Braunschweig, welches zu der entgegengesetzten Bundesgenossenschaft gehörte; denn Herzog Carl von Braunschweig war auf das engste mit Preußen, also auch mit Frankreich verbunden, obwohl er ein Mitglied der welfischen Familie war, die in König Georg ihr Oberhaupt verehrte. An dies Verhältniß anknüpfend, wandte sich Holderneß durch den Herzog, der mit einer Schwester Friedrichs II. vermählt war, aber doch wieder die Vermittelung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, Generals in preußischen Diensten, in Anspruch nahm, an den König Friedrich mit einer auf die allgemeine Gefahr, die aus der Lage der Welt entspringe, bezüglichen Anfrage. Sie war

zunächst nur, ob der König die Vertheidigung Hannovers gegen eine französische Invasion weder direct noch indirect verhindern werde.

So allgemein wie möglich gehaltene, unverfängliche Worte, gleichsam ein zaghaft gewagter erster Schritt, von dem aber eine große Wendung in den allgemeinen Verhältnissen ausging.

Indem das englische Ministerium die Note des österreichischen Staatskanzlers, die eine Intention gegen Preußen ankündigte, zu beantworten unterließ, wandte es sich an den König und bot ihm, wenn auch nur von weitem her, die Möglichkeit eines Verständnisses an.

Der König antwortete mit eben so viel Vorsicht: einem Jeden stehe es frei, sich selbst zu vertheidigen; gegen die zu diesem Zweck von Hannover mit seinen Nachbarn geschlossenen Verträge habe er keine Einwendung zu machen; aber zu einer öffentlichen Erklärung sei die Zeit noch nicht gekommen.

Für Holderneß war es schon genug, daß seine Anfrage nicht zurückgewiesen wurde; er begab sich nun selbst zu dem Herzog Carl nach Braunschweig; demselben eine schriftliche Proposition zu geben, vermied er noch; aber er gestattete, daß ein braunschweigischer hoher Beamter seine Eröffnung, wie er sie aussprach, niederschrieb. Er drückt darin sein Erstaunen aus, daß der König von England wegen eines in Amerika ausgebrochenen Krieges mit Frankreich von dieser Macht in seinem Reichslande angegriffen, und Deutschland mit fremden Truppen überschwemmt, mit den Verwüstungen eines Krieges heimgesucht werden solle. Ueberzeugt, daß das dem Sinne des Königs von Preußen widerspreche, fordert er den Herzog auf, denselben zu der Erklärung zu vermögen, daß er weder selbst die deutschen Reichslande des Königs von England angreifen, noch auch die Franzosen bei einem Angriff auf dieselben unterstützen, sie vielmehr verhindern werde, einen solchen zu unternehmen. Er macht dem Herzog bemerklich, daß es ihm und seinem Hause ein nicht geringes Ansehn bei der englischen Nation verschaffen werde, wenn sie sehe, daß der König von Preußen auf ihn Rücksicht nehme [1]).

König Friedrich sprach hierauf zunächst seine Hoffnung aus, daß der Friede sich überhaupt werde behaupten lassen: er bot seine Vermittelung dazu an, und zwar unter Theilnahme der Kaiserin-

1) Précis du discours de Mylord Holderness; mit den übrigen auf die braunschweigische Vermittelung bezüglichen Actenstücken bei Schäfer, Geschichte des siebenj. Krieges I. 605.

Königin. Die Antworten der Engländer, die unbedingt auf ihrem Recht bestanden, schlossen jedwede Vermittelung aus. Holderneß betonte: es komme nur darauf an, was der König in dem Fall zu thun gedenke, daß Frankreich in Folge einer rein englischen Streitigkeit die deutschen Staaten des Königs von England angreife; was sich in der allgemeinen Angelegenheit erreichen lasse, stehe dahin; gewiß aber könne der König, wenn er nur wolle, es verhindern, daß Deutschland in diesen Krieg verwickelt werde. König Friedrich erwiderte: man verlange viel von ihm; für sich selbst könne er gut sagen: Preußen habe keine Absicht gegen die hannoverschen Lande, aber wie könne man erwarten, daß er sich für künftige Eventualitäten verpflichte, während ihm der König von England keinerlei Mittheilungen über seine eignen Absichten mache?

Noch behielt sich Friedrich, wie man sieht, seine definitive Entscheidung vor: aber weniger auf gegenseitige Erklärungen, als auf die Entwickelung der großen Angelegenheiten kam es dabei an. So wichtig die Rücksicht auf Hannover auch war, sie bildete doch nur den letzten Ausläufer der großen europäischen Frage. Diese faßte sich für Friedrich darin zusammen, ob er seine Allianz mit Frankreich, die im nächsten Jahre ablief, wieder erneuern wolle; was dann nicht wohl anders als in dem Sinne geschehen konnte, den man in Frankreich damit verband, dem einer vollen Vereinbarung der beiderseitigen Interessen im Gegensatz mit England.

Dann aber war für Friedrich nichts Anderes zu erwarten, als ein offener Kampf mit den Verbündeten von England. Es war eben der Fall, den er sich von seinem Standpunkte aus im voraus überlegt hatte. Er sah, wie wir wissen, in Frankreich seinen natürlichen Verbündeten, aber er hielt es für viel zu schwach und unzuverlässig, um im Verein mit ihm den gefährlichen Kampf mit seinen Nachbarn aufzunehmen. Aber auch sich von Frankreich loszureißen, mußte ihm großes Bedenken erregen. Bei andern Regierungen wird man über die Motive ihrer Handlungen durch die Deliberationen unterrichtet, die in ihrem geheimen Rath gepflogen wurden. Berathungen dieser Art fanden in Berlin nicht statt. Friedrich pflegte seinen beiden Cabinetsministern, Podewils und Finkenstein, obgleich er viel mit ihnen correspondirte, doch die Entschlüsse in großen Angelegenheiten erst dann mitzutheilen, wenn er in der Hauptsache mit sich selbst einig geworden war. In dieser geheimnißvollen und absoluten Autonomie sah er das Wesen seines Staates.

Glücklicherweise liegt ein Actenstück vor, in welchem er seine damaligen Erwägungen niedergeschrieben hat [1]).

Er legt sich zuerst die auf den Inhalt seines Bündnisses mit Frankreich bezüglichen Zweifel vor, die er die Rechtsfrage nennt.

„Ich habe Frankreich seine amerikanischen Besitzungen nicht garantirt; da der bevorstehende Krieg aus denselben entspringt, so geht er mich nichts an. Meine Allianz ist nur defensiv; da Frankreich in seinen europäischen Besitzungen nicht angegriffen ist, so bin ich zu keiner Theilnahme verpflichtet. Und da meine Allianz in Kurzem zu Ende ist, so bin ich vollkommen frei, nach meinem Interesse zu handeln."

Er geht dann zur Erwägung der Lage fort, in welche ihn die Theilnahme an dem Kriege, den Frankreich ihm ansinne, bringen würde. „Ich müßte", sagt er, „gegen die beiden Kaiserinnen und Hannover agiren; Oesterreich kann 100,000 Mann, Rußland 60,000, Hannover 40,000 Mann ins Feld stellen; ich kann nur mit 100,000 ihnen gegenüber erscheinen. Würden die Feinde sämmtlich in einem Lager beisammen sein, so würde ich sie angreifen; aber durch ihre geographische Stellung werden sie mich nöthigen, meine Kräfte zu theilen, um mich zu vertheidigen.

„Darf man einen Krieg unternehmen, wenn man um die Hälfte schwächer ist, als der Feind? Nein. Ist es rathsam, einen Krieg anzufangen, wenn er von vorn herein ein defensiver sein muß? Nein. Denn ein solcher Krieg ist von allen der beschwerlichste und gefahrvollste."

„Darf ich aber unthätig bleiben und die andern Mächte thun lassen, was sie wollen? Auch das nicht. Denn ich kann nicht dulden, daß die Russen in das Reich eindringen; ich würde mich mit ihnen schlagen müssen und so doch in den Krieg gezogen werden. Das einzige Mittel, das Eindringen der Russen zu verhüten, ist die Neutralität, welche mir England anbietet. Ich muß sie also annehmen."

Er bemerkt, daß das auch für Frankreich das Beste sein werde. Denn zugleich gegen dieses würden die Russen heranziehen. „Und

1) „Die höchsteigenhändige königliche Piece", wie sie Podewils nennt, dem sie etwas später mitgetheilt wurde, und der dann „zu seiner Direction" davon Abschrift nahm, enthält eine Erörterung erstlich der question de droit und dann der question de fait. Einige Artikel des Autographs haben zwei verschiedene Fassungen der Worte; der Sinn ist derselbe.

wenn in Deutschland der Krieg ausbricht und Alles in Verwirrung geräth, ist das ein Vortheil für Frankreich? Er würde nicht allein dabei nichts gewinnen, sondern den Ruin seiner Freunde, die ihm unter andern Umständen nützlich werden können, herbeiführen."

Noch dachte Friedrich an keine Feindseligkeit gegen Frankreich: er wollte nur Deutschland vor dem Verderben beschützen, das ohne Zweifel eintreten mußte, wenn der Krieg der großen Mächte innerhalb seiner Grenzen ausgefochten wurde.

Nachdem er den Franzosen die Voraussetzung der Superiorität, in der sie lebten, lange Zeit nachgesehen hatte, zuweilen nicht ohne Ironie, war doch die Zeit gekommen, wo er sich von ihnen absondern mußte: wie sollte er sich für ihre Sache in einen Krieg stürzen, der ihm und dem gesammten Deutschland höchst verderblich werden konnte?

Von der nationalen Idee ist nicht in vielen Worten die Rede; aber wie konnte sie sich factisch besser manifestiren, als in dem Entschluß, den Krieg, der Deutschland nichts anging, von demselben fern zu halten? Und wenn der Einfluß, den Frankreich in Deutschland bereits besaß, durch die Verbindung mit einer der beiden vorwaltenden Mächte, welche es auch sein mochte, verdoppelt werden mußte, so lag ein nationales Interesse in der Abwendung von ihm.

In der Verflechtung menschlicher Dinge wird ein Jeder doch immer von dem ihm zunächstliegenden Momente berührt und meistens bestimmt. Aber das ist das Eigenthümliche großer Stellungen, daß ihre Bedeutung über die Beziehungen hinausreicht, die unmittelbar ins Bewußtsein treten. Ist es nicht einleuchtend, daß Friedrich, indem er sich von Frankreich, welches die englisch-amerikanischen Colonien in ihrer Ausbreitung zu hindern entschlossen war, lossagte, zugleich die Sache der germanischen Race in Nordamerika führte? Ich wage zu behaupten, daß ihm ein Antheil an der mächtigen Entwickelung, welche dieselbe in der andern Hemisphäre gewonnen hat, zukomme. Denn wenn Frankreich in Europa die Oberhand behielt, würde es auch jenseits des Meeres in den Stand gekommen sein, seine Befestigungen am Ohio zu behaupten.

Noch war jedoch diese Stellung nicht vollständig genommen.

Sechstes Capitel.

Preußisch-englischer Neutralitätsvertrag für Deutschland.

Von der anderen Seite her kamen das Ministerium und das Parlament von England in Folge eigenster innerer Anliegen den Tendenzen Friedrichs entgegen.

Die englische Nation wollte den Krieg mit Frankreich; denn das amerikanische Interesse, welches von den Franzosen gefährdet wurde, war zugleich das national-englische; im Gefühle der maritimen Uebermacht, welche die letzten Seeschlachten zu Tage gebracht hatten, erwartete sie, bei einem erneuten Zusammentreffen einen unzweifelhaften und entscheidenden Sieg davon zu tragen.

Die einzige Rücksicht, die davon abmahnen konnte, lag in dem Verhältniß des Churfürstenthums Hannover, welches nach den ursprünglichen Vereinbarungen über die Succession vertheidigt werden mußte, wenn es um Englands willen in Krieg verwickelt wurde; wie man eben jetzt als gewiß voraussetzte, daß es von den Franzosen ohne langen Verzug angegriffen werden würde.

Der alten Allianz zufolge war nun wohl Oesterreich bereit, diese Vertheidigung zu übernehmen: aber welche Bedingung knüpfte es daran. Nicht sowohl gegen Frankreich als gegen dessen Bundesgenossen Preußen wünschte es die Waffen zu kehren. — Und nicht anders war es mit der Theilnahme beschaffen, welche sich von Rußland erwarten ließ. Wir werden der russischen Politik noch eingehender gedenken: vor Augen lag, daß diese Macht die Intentionen Oesterreichs gegen Preußen theilte.

Dagegen hatten, wie berührt, die Eröffnungen Oesterreichs den Minister, der in der Begleitung Georgs II. in Deutschland war, und diesen selbst bewogen, sich dem König von Preußen zu nähern: einen ähnlichen Erfolg brachte der mit Rußland verabredete Subsidientractat im Parlament bei den Ministern in England hervor, als er

zur Ratification vorgelegt wurde. Denn kein Mensch zweifelte, daß die Russen gegen König Friedrich vorgehen, freilich auch nicht, daß sie in dessen schlagfertigem Heere den gewaltigsten Widerstand finden würden: dadurch würde aber ein Krieg in dem innern Deutschland hervorgerufen werden, dessen Ausgang Niemand absehen könne.

Die alten Whigs wollten ihren Freund, den König von Preußen, mit dem sie sich lieber verbunden hätten als mit Oesterreich, nicht in einen neuen gefährlichen Krieg verwickeln, bei dem Hannover schwerlich behauptet werden könne. William Pitt der Aeltere hat die auffallende Ansicht geäußert, es wäre besser, Hannover von Preußen, selbst von den Franzosen in Besitz nehmen zu lassen, um es dereinst nach errungenem Siege zur See wieder zu fordern und dem König zurückzugeben.

Unmöglich konnten die Minister es wagen, mit dem Tractat so geradhin vor das Parlament zu treten. Aber auch ihn zurückzunehmen, mochten sie sich nicht entschließen, da er doch auf ihr Anfordern geschlossen war.

Da faßte nun der so eben neu eingetretene Staatssecretär, Henry Fox, den Gedanken, diesem Vertrag die gegen Preußen gerichtete Spitze dadurch abzubrechen, daß zugleich eine Abkunft mit dieser Macht zur Sicherung der Ruhe des Continents und besonders von Deutschland geschlossen würde. Ohne dies wäre der Vertrag, welcher die antipreußische Tendenz nicht wörtlich ausdrückte, nimmermehr in dem Parlament durchzuführen gewesen; das Ministerium hätte sich wahrscheinlich nicht behaupten können.

Was König Georg aus dynastischer Rücksicht eingeleitet hatte, nahm das englische Ministerium in politischem und parlamentarischem Interesse auf.

Noch hatten jene von Hannover angebahnten Annäherungen zu keinem Resultat geführt, man wußte selbst nicht, ob der neue Staatssecretär Fox davon Kunde habe; aber bei dem ersten Besuch, den ihm der preußische Geschäftsträger, Michel, machte, trat Fox mit einer verwandten Eröffnung hervor. Er versicherte, daß man von englischer Seite in dem Kriege mit Frankreich alles zu vermeiden wünsche, was dem König von Preußen unangenehm fallen oder seine Interessen verletzen könne. Den Engländern müsse daran liegen, in dem bevorstehenden Kriege die deutschen Besitzungen ihres Königs gegen die Franzosen zu schützen; und auf den Fall, daß Hannover von Frankreich angegriffen werde, sei der Vertrag mit Rußland berechnet, aber nur auf diesen; einen andern Zweck habe er nicht: mit König

Friedrich wünsche man auf das dringendste in gutem Vernehmen zu stehen. Michel antwortete: der Vertrag werde doch so ausgelegt, als ob dabei noch weitere Absichten zu Grunde lägen; sein König könne unmöglich mit Gleichgültigkeit zusehen, daß die Russen nach Deutschland kämen; man möge denselben doch von der Unschädlichkeit der gefaßten Absichten überzeugen. Fox erklärte sich bereit, den mit Rußland geschlossenen Tractat dem König von Preußen mitzutheilen und erneuerte seine freundschaftlichen Zusicherungen.

Der ältere Staatssecretär Lord Holderneß, von dem wir wissen, daß er sich durch Vermittelung von Braunschweig an den König gewendet hatte, sah jetzt von diesem umständlichen Wege ab und trat in unmittelbaren Verkehr mit Michel. An die Aeußerungen von Fox anknüpfend, wiederholte er dem Gesandten das Erbieten, den russischen Tractat dem König mitzutheilen und zwar mit seinen geheimen und besonderen Artikeln. Er fügte noch bestimmter, als Fox es ausgedrückt hatte, hinzu, englischerseits sei man bereit, dem König Friedrich die Garantie für Schlesien auf das bündigste zu erneuern. Die Meinung in England sei noch immer, die Franzosen zu einem befriedigenden Abkommen in Bezug auf unleugbare Rechte zu nöthigen, sonst aber Niemand zu beleidigen, noch einen Krieg auf dem Continent zu veranlassen. Dazu um einen solchen zu verhindern, wünsche man die Mitwirkung des Königs von Preußen, der in der einen Hand den Oelzweig, in der andern das Schwert halte; in diesem Sinne denke England mit ihm eine Vereinigung zu treffen. Der Premier, Herzog von Newcastle, bestätigte dies alles, die bisherigen Differenzen bezeichnete er als leicht beizulegende und betonte besonders, daß König Georg persönlich das Verlangen habe, in ein gutes Verständniß mit dem König von Preußen zu treten [1]).

Wie sehr dabei das eigene Interesse der englischen Regierung mitwirkte, sieht man aus dem Widerstand, auf den die Annahme der von ihr vor Kurzem abgeschlossenen Verträge in dem Parlamente stieß. Es war eine der großen Debatten jener Zeit, in denen mancher oratorische Ruf auf immer begründet worden ist. Die De=

1) En y ajoutant les protestations les plus fortes — du désir sincère oû elle étoit de vivre en bonne harmonie et intelligence avec Vostre Majesté, aussy bien que de l'envie qu'elle auroit de se lier plus étroitement avec elle, et de finir à l'amiable les differends qui subsistoyent entre les deux Cours au sujet de l'affaire des Prises: Michel an den König 28. November.

batte betraf ein Moment, in welchem die auswärtigen Angelegenheiten mit den inneren, die großen Gesichtspunkte mit persönlicher Leidenschaftlichkeit zusammenfielen. Die beiden zuletzt geschlossenen Subsidientractate mit Hessen-Kassel, welches 8000, und mit Rußland, welches 55,000 Mann zur eventuellen Vertheidigung von Hannover ins Feld stellen sollte, wurden mit gleicher Lebhaftigkeit bekämpft. Gegen den ersten wendete man ein, daß vor einigen Jahren, einem ähnlichen Vertrage zum Trotz, die hessischen Truppen in dem Lager der Feinde von England Dienste genommen hätten. Der andere erregte die dringendsten Besorgnisse wegen der Erhaltung des continentalen Friedens; darauf aber komme es doch hauptsächlich an: denn, indem England sich anschicke, den Seekrieg mit aller möglichen Kraft zu führen, dürfe es nicht auf dem Continent übermäßige Ausgaben machen, durch die es sich erschöpfe, und Feindseligkeiten anregen, deren Verlauf höchst gefährlich werden könne. Wenn man Russen nach Deutschland ziehe, so werde sich Frankreich doppelt berechtigt glauben, seine Truppen dahin vorrücken zu lassen und Niemand könne bezweifeln, daß der russische Vertrag eine feindselige Intention gegen den König von Preußen in sich schließe: man werde diesen Fürsten veranlassen sich noch enger mit Frankreich zu verbinden und dadurch einen blutigen Krieg herbeiführen, an dem England nothwendig Theil nehmen müsse. Wenn darauf geantwortet wurde, der Tractat laute doch sehr friedlich; er trete nur bei der Eventualität eines Angriffs auf Hannover und auch dann nur auf die Aufforderung Englands in Kraft; dem König Friedrich könne er insofern selbst erwünscht sein, als ihm dadurch ein guter Grund geboten werde, die Anmuthungen der Franzosen zurückzuweisen: so waren diese Bemerkungen doch viel zu schwach, um Eindruck zu machen. Die allgemeine Ueberzeugung war, daß Feindseligkeiten von weitester Aussicht unvermeidlich sein würden. Manche setzten voraus, daß es darauf sogar abgesehen sei. Sie erinnerten an die umfassenden Pläne, mit denen man sich vor einigen Jahren getragen hatte, die preußischen Landschaften zu erobern und zu theilen; wahrscheinlich solle der russische Vertrag den Weg zu ihrer Erneuerung bahnen.

Die Verlegenheit des Ministeriums entsprang daher, daß der Vertrag mit Rußland doch in der That in einer gegen Preußen feindseligen Intention unterhandelt und abgeschlossen, diese Intention aber bei dem Parlamente nimmermehr durchzuführen war. Die Minister selbst hatten sie bereits fallen lassen; sie mußten es thun, um mit der öffentlichen Meinung nicht zu zerfallen; sie wollten es aber

auch, denn bei jenen Eröffnungen Oesterreichs hatten sie erst die ganze Gefahr der bisherigen Politik erkannt. Die vornehmste Debatte wurde in dem Oberhause gepflogen. Um die Aufregung, die dabei entstand, zu dämpfen, griff Holderneß zu der unerwarteten Auskunft, daß er von dem Plane einer Verständigung mit Preußen zwar nicht eigentlich Nachricht gab — denn derselbe war noch in der ersten Einleitung begriffen, — aber doch eine Andeutung zu machen sich erlaubte; er erklärte, man habe dem König von Preußen den russischen Vertrag mitgetheilt, um ihn von dessen Unschädlichkeit zu überzeugen. Diese Erklärung, die eigentlich einen Wechsel des Systems in sich schloß, hatte die Wirkung, daß die Tractate in den beiden Häusern gebilligt wurden: das Unterhaus votirte eine Summe, um die darin gemachten Zusagen zu erfüllen. Die Worte blieben, der Sinn war verändert. Um so unbedingter waren die Minister an die friedlichen Eröffnungen gebunden, die sie dem Könige von Preußen gemacht hatten [1]).

Obgleich mit parlamentarischen und, wenn man will, egoistischen Rücksichten versetzt, bildeten diese Eröffnungen doch den wichtigsten Antrag, der dem König Friedrich noch aus England gekommen war; — die Stellung der beiden Parteien in Europa, vor allem seine eigene Sicherheit, hing damit zusammen.

Wir wissen, wie höchst gefährlich es ihm vorkam, im Bunde mit Frankreich in einen Krieg mit England, Rußland und Oesterreich zu gerathen. An eine Verbindung mit England, und zwar zum Zwecke der Neutralisirung von Hannover knüpften sich dagegen in demselben

1) Die Mittheilungen der parlamentarischen Debatten sind auch in dieser Epoche noch sehr unzureichend; in dem funfzehnten Bande der Parlamentary history finden sich die Reden von Temple und Halifax gegen, von Chesterfield und Hartwicke für die Tractate. Auch wird in einer Note erwähnt, daß Holderneß gesprochen habe, doch finden wir Nichts von dem Inhalt seiner Rede. Die entscheidende Notiz entnehmen wir aus den Berichten Michels vom 13. December. Le ministère sortit des propos généraux usités dans ces occasions, en faisant déclarer par la bouche du Lord Holdernesse dans la chambre haute, que bien loin que le Roi eût intention de provoquer V. M. par cette mesure, c'est qu'il avait reçu des ordres positifs de S. M. de me communiquer le traité en question, pour le faire parvenir à V. M., en l'assurant en même tems, qu'on n'avait point eu intention de l'offenser par là, ni d'allumer la guerre en Allemagne, qu'au contraire, comme ce n'était qu'une précaution prise pour tâcher de l'éviter, on espéroit, que S. M. l'envisagerait de cette façon et que c'était dans ce but pour preuver de la sincérité des intentions du Roi, que lui Lord Holdernesse le déclarait à la chambre.

Maße die vortheilhaftesten Aussichten. Es ließ sich erwarten, daß Frankreich von einem Angriff innerhalb Deutschland abstehen, England dagegen ein gutes Verhältniß zu Rußland herbeiführen und schon hiedurch Oesterreich der Mittel berauben würde, die Wiedereroberung von Schlesien, wofür es nur die erste Gelegenheit erwarte, zu unternehmen.

So erklärt er selbst seine Politik; es war die Erhaltung des Friedens, — die Sicherstellung sowohl Hannovers gegen die Franzosen, als Schlesiens gegen Oesterreich, was seine Erwägungen bestimmte.

Seit den Erörterungen von Braunschweig hatte er die Sache ihrem Gange überlassen und nur einige einschlagende Erkundigungen eingezogen; bei der ersten Mittheilung Michels war sein Entschluß gefaßt. Die Depesche desselben ist vom 28. November; er ließ sie durch einen seiner Diener nach dem Haag bringen, von wo sie durch eine Staffette nach Potsdam befördert wurde; bei der Beschaffenheit der damaligen Communication kann sie schwerlich vor dem fünften December eingetroffen sein; die Antwort Friedrichs ist schon von dem siebenten, sie ist ausführlich und von Anfang bis Ende eigenhändig.

Friedrich dankt darin für das ihm durch die Mittheilung des mit Rußland geschlossenen Vertrages bewiesene Vertrauen und erklärt sich zur Annahme der ihm gemachten Propositionen bereit: denn die Erhaltung des allgemeinen Friedens lasse sich nur hoffen, wenn man die Ruhe in Deutschland befestige. Er trug seinem Gesandten auf, dem englischen Minister Wort für Wort, wie er es schreibe, den Abschluß eines Neutralitätsvertrags für Deutschland anzubieten, ohne dabei weder Franzosen noch Russen zu nennen: — denn wenn den Engländern am meisten an der Abwehr der Franzosen, so lag ihm nicht weniger an der Fernhaltung der Russen. Doch würde es ihm nicht gerade unangenehm gewesen sein, die Franzosen zu nennen, weil er sich noch immer Unterhandlungen zwischen den entzweiten Potenzen zur Herstellung des allgemeinen Friedens vorbehielt. Das Erbieten einer neuen Garantie von Schlesien nahm er an, obgleich er an dem Festhalten der im Frieden von Aachen gegebenen nie gezweifelt habe. Außerdem brachte er die maritimen Verhältnisse, und besonders die alte Streitigkeit wegen der Beraubung einiger preußischen Schiffe zur Sprache; jedoch nur, damit nicht in Zukunft aus dieser Bagatelle ein Mißverständniß entspringe.

Michel, dem ein Courier dies Schreiben nach London brachte,

säumte nicht, dem leitenden Minister davon Meldung zu thun. Den andern Tag empfing er durch ihn die Versicherung des König Georg: „nichts könne ihm zu größerem Vergnügen gereichen als die Erneuerung der Verbindung und gegenseitigen Garantie, die von jeher zwischen den beiden Mächten bestanden habe". Henry Fox machte sich seinerseits anheischig, wenn die Sache zu Stande komme, Alles zu thun, um das gute Vernehmen zwischen der englischen Nation und dem König von Preußen aufrecht zu halten.

Um keine Zeit durch eine formelle Verhandlung in gewohnter Weise zu verlieren und dem König ihren Eifer in der Sache zu beweisen, faßten die englischen Minister selbst einen Vertragsentwurf in dem Sinne ab, der aus der Mittheilung des Königs hervorleuchtete. In einer Nebenerkärung gaben sie Mittel und Wege der Beilegung der übrigen Streitigkeiten an [1]).

Der Entwurf enthielt außer der Erneuerung der alten, zwischen beiden Mächten bestehenden Verträge und Garantieen in dem vornehmsten Artikel das Uebereinkommen, den Frieden im deutschen Reiche zu erhalten und in dem Falle, daß eine fremde Macht, unter welchem Vorwand auch immer, ihre Truppen daselbst einrücken lasse, sich dem zu widersetzen.

Das Wesentliche ist: England willigt ein, keinen Einmarsch der Russen zuzugeben; Friedrich: auch den Franzosen einen solchen zu versagen.

Der Courier, der das Schreiben Friedrichs an Michel gebracht hatte, ging mit dem Vertragsentwurf an den König zurück.

Erst als derselbe angekommen war, aber dann ohne Zeitverlust, am ersten Januar 1756, ließ Friedrich seinen ersten Minister Podewils in sein Cabinet rufen, um ihm von dem, was bereits ohne ihn geschehen war, Kunde zu geben. Er las ihm den letzten Brief Michels und dessen Beilage von Anfang bis Ende vor und bat ihn, seine Meinung darüber zu sagen. Podewils erklärte sich in der Hauptsache vollkommen einverstanden; denn in der Abkunft liege das einzige Mittel, den König selbst außer Gefahr zu sehen: er hatte nur Eine Bemerkung zu machen. Diese betraf den in dem Entwurfe gebrauchten Ausdruck: das deutsche Reich. Denn unter demselben begreife man die Niederlande als den burgundischen Kreis, und leicht möchte es sein, daß England beabsichtige, auch diese durch den Tractat zu garantiren. Er schlug vor, den Ausdruck Deutschland dafür

1) Schreiben Michel's vom 23. December.

zu wählen, denn nur darauf komme es an, in den eigentlich deutschen Landschaften den Frieden zu erhalten [1]).

Es wäre einer besonderen Untersuchung werth, wie sich der Begriff Deutschland und deutsches Reich im Laufe der Zeit zu einander verhalten haben. Der letzte ist immer der bei weitem umfassendere gewesen: eine Zeit ist gekommen, wo er der minder umfassende geworden ist, noch niemals sind sie zusammen gefallen. In dem Conflict zwischen Preußen und Oesterreich oder vielmehr der auf denselben folgenden Vereinbarung hat man den Versuch gemacht, sie zu sondern. Schon in dem Frieden von Dresden hat man ausdrücklich nur davon gesprochen, daß die Besitzungen der Kaiserin in Deutschland garantirt sein sollten: denn sonst würde der König an dem Kriege in den Niederlanden haben Theil nehmen müssen; und dabei sollte es nach dem Vorschlage von Podewils sein Verbleiben haben.

Friedrich eignete sich die Bemerkung des Ministers mit einsichtiger Gelehrigkeit an. Nicht allein wurden im Vertragsentwurf die Worte geändert, sondern man fügte demselben auch noch einen besonderen Artikel hinzu, in welchem die österreichischen Niederlande von dem Gebiete, über welches sich die Neutralität erstrecken sollte, ausdrücklich ausgenommen wurden.

Der König bemerkt: in Wien könne man das nicht einmal übel nehmen, da es den vorangegangenen Friedensschlüssen entspreche; er würde sonst leicht in den Krieg selbst zur Unterstützung von Oesterreich verwickelt werden. „Der Freund des Königs von England kann ich sein, aber nie der Freund der Kaiserin-Königin. Ich verlange keine Garantie von ihr und will ihr keine geben" [2]).

In England regten sich nicht die mindesten Einwendungen gegen die in Berlin gemachten Verbesserungsvorschläge. Die Minister

1) Schreiben von Podewils an Hertzberg 13. Jan.

2) Nach dem achten Artikel des Dresdner Friedens garantirt der König von Preußen: tous les états, que sa Majesté l'Impératrice, Reine d'Hongrie, possède en Allemagne. Wie dies verstanden wurde, zeigt die Bemerkung des Königs in dem eigenhändigen Schreiben an Mitchell vom 4. Januar: Dans le Traité de Breslau (ein Gedächtnißfehler; denn in den Verträgen von Breslau und Berlin geschieht der Sache keine Erwähnung) et dans celui de Dresde je n'ai étendu ma garantie que sur ses possessions en Allemagne en excluant l'Italie et la Flandre, — diese Garantie bleibt immer vorausgesetzt, eine Garantie, welche die Niederlande eingeschlossen hätte, würde der König als eine neue angesehen haben. Auch in dem Frieden von Hubertusburg § 16 ist von den Besitzungen der Kaiserin en Allemagne die Rede.

empfingen die Mittheilung derselben mit erfreutem Angesicht. Michel, den Friedrich umgehend zu seinem bevollmächtigten Minister ernannt hatte, — und in der That verdiente er das, seine Berichte sind voll von Dienstbeflissenheit, ohne Servilität und verständig — konnte dann auch den König Georg sehen, welcher die Andeutung des Königs von Preußen, daß er mit ihm wieder in engere Verbindung zu treten wünsche, mit dem Ausdruck einer ungeheuchelten Freude aufnahm und in derselben Gesinnung erwiederte. Hierauf schritt man, am 16. Januar 1756, in dem Arbeitszimmer des Lord Holderneß zur Unterschrift des Vertrags. Michel unterschrieb das Exemplar, in welchem der König von Preußen, der englische Minister das andere, in welchem der König von England zuerst genannt wurde; bei der Ratification sollten sie ausgetauscht werden.

Gewiß hatte der König sehr Recht, wenn er die Engländer auf den großen Dienst aufmerksam machte, den er ihnen durch diesen Vertrag leistete. Der Sorge für Hannover wurden sie dadurch ohne alle Kosten ledig. Der Vertrag rettete den Minister und das Land aus nicht geringen innern Verlegenheiten: die Opposition war beruhigt und befriedigt. Was schon damals den Maßstab des öffentlichen Vertrauens bildete, die Actien stiegen wieder. Für Preußen selbst aber begann nun erst die Schwierigkeit. Die große Frage war, in wie fern sich diese Annäherung an England mit einem erträglichen Verhältniß zu Frankreich vereinigen lasse.

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Nivernois in Berlin.

Der Vertrag mit England war noch nicht geschlossen, man erwartete selbst dessen Abschluß noch nicht so bald, als der Herzog von Nivernois in Berlin anlangte.

Barbon Mancini-Mazarin, Duc de Nivernois, durch seine Mutter, eine Spinola, Grand von Spanien, — nahm in Frankreich eine nicht unbedeutende Stellung in der Mitte des Hofes, der Literatur und der politischen Geschäfte ein; er hatte bereits die Botschaft in Rom verwaltet und sich dabei das Verdienst erworben, den vornehmsten Werken Montesquieu's, der sein Freund war, das Schicksal zu ersparen, auf das Verzeichniß der verbotenen Bücher gesetzt zu werden. Er hatte sich selbst einen Platz in der Akademie errungen, und schien recht eigentlich der Mann dazu, um mit Friedrich zu verhandeln. Die französische Regierung meinte, durch die Sendung eines großen Herrn würde sich dieser Fürst geschmeichelt fühlen. Und besonders hoch nahm Friedrich es auf, daß Nivernois, der schon Ambassadeur gewesen war, doch die Stelle eines außerordentlichen Gesandten angenommen hatte, um ihn in Berlin aufzusuchen.

Am 14. Januar 1756, den Tag nach seiner Ankunft, hatte Nivernois seine Antrittsaudienz im Schloß zu Berlin. Es bezeichnet Friedrich, daß er gleich bei der ersten Zusammenkunft nicht, wie der Gesandte erwartete, nur bei Allgemeinheiten stehen blieb, sondern sofort auf die Geschäfte einging und die für ihn selbst wichtigste Frage zur Sprache brachte.

Er begann damit, daß er es noch immer für möglich erklärte, den Frieden zu erhalten, da der König von England nicht für den Krieg zu sein scheine, nicht einmal das Ministerium, wahrscheinlich auch Fox nicht, nachdem er die Stelle erreicht habe, die der Gegenstand seines Ehrgeizes gewesen sei. Nivernois ließ ihm wenig Hoff-

nung auf einen friedlichen Austrag übrig; wie andere verwickelte Streitsachen, z. B. einst die schlesische, so werde auch diese durch die Waffen entschieden werden müssen; in der Voraussetzung, daß hauptsächlich die Besorgniß vor einer Gegenwirkung der Russen es sei, was den König abhalten werde, für Frankreich Partei zu nehmen, brachte er unverweilt die guten Verhältnisse Frankreichs zu Polen, Schweden und der Türkei in Erinnerung, durch welche die Russen vor einem thätigen Eingreifen zurückgehalten werden würden. Friedrich antwortete, die Russen würden nicht durch Polen gegen ihn heranziehen, sondern durch Curland, wo sie schon in die Bironschen Besitzungen eingerückt seien, die sie, als durch russisches Geld erworben, für russisches Eigenthum ansähen; — und was die Pforte anbetreffe, so fürchte man sich in Rußland vor keiner Demonstration derselben; der Großherr leide an einer tödtlichen Krankheit und werde von den Janitscharen gehaßt und verachtet; er sei unfähig einen großen Entschluß zu fassen. Eben so wenig sei von Schweden zu erwarten, dies falle jetzt seinen Verbündeten mehr zur Last, als daß es ihnen Vortheil gewähren sollte; der König von Schweden selbst neige zu Rußland; durch den Hader zwischen Hof und Senat werde vollends Alles gelähmt: er seinerseits könne nichts zur Beilegung desselben thun, seine Schwester sei nicht ohne Geist, aber launisch und hartnäckig, er vermöge nichts über sie.

Der König drückte sich über die Gefahr eines Anfalles der Russen, welche sein Gebiet ohne Mühe überfluthen könnten, ohne daß er ihnen etwas anzuhaben vermöge, und über die Unzuverlässigkeit oder Nichtigkeit der entgegengesetzten Veranstaltungen mit so viel Geist und überzeugender Beredtsamkeit aus, daß ihn Nivernois mit Bewunderung verließ [1]).

Die Verwickelung des Geschäfts aber begann erst, als der König in der nächsten Audienz den Schluß aus seinen Prämissen zog und dem Gesandten von seinen Verhandlungen mit England, ihrer Entstehung, ihrem Fortgang und dem bevorstehenden Abschluß eines

1) Nivernois an Rouillé 17. Jan.: S. M. me garda cinq-quart d'heures et pendant tout ce tems il me fit parler beaucoup sur les affaires générales. J'eus un grand plaisir à l'entendre et il s'exprima avec toute l'éloquence, tout l'esprit et toute la sagesse imaginable. — Ich entnahm die Aktenstücke dieser Negociation schon im Jahre 1843 aus dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Paris mit Erlaubniß der trefflichen Männer Guizot, der damals Minister, und Mignet, welcher Vorsteher des Archives war.

Neutralitätsvertrags Kunde gab. Nivernois war gekommen, um nicht allein die alte Allianz zu erneuern, sondern den König recht eigentlich in ein Bündniß gegen England zu ziehen und mußte nun vernehmen, daß derselbe eben mit dieser Macht in Unterhandlungen über einen Vertrag, der dem Abschluß nahe, begriffen war. Wie er dann die Lage auffaßte, sieht man besonders aus einem Gespräch, das er bald darauf mit Podewils hatte; die beiderseitigen Gesichtspunkte traten einander dabei scharf und umfassend entgegen.

In Versailles, bemerkt Nivernois, werde man in dem Vertrage Preußens mit England einen Wechsel des politischen Systems erblicken und in Besorgniß gerathen, daß sich Friedrich ganz und gar auf die Seite von England schlage. Podewils warf ein, man würde sehr Unrecht haben, das vorauszusetzen, da König Friedrich vielmehr die Absicht hege, seine Allianz mit Frankreich zu erneuern: die Neutralitätsconvention mit England werde Frankreich nur in Bezug auf Deutschland Rücksicht auferlegen; während es doch viele andere Unternehmungen gebe, durch welche der König von England genöthigt werden könne, die Hand zur Wiederherstellung des Friedens zu bieten. Durch einen Angriff auf Hannover würde Frankreich das deutsche Reich und die Kaiserin in die Waffen bringen, die Russen würden heranrücken und der Krieg ausbrechen, dessen Schauplatz unvermeidlich das preußische Gebiet werden müsse. Nivernois antwortete: Wenn wir die Engländer weder zur See besiegen, noch auf ihrer Insel heimsuchen können, wo sollen wir dem König Georg, von dem sich das ganze Uebel herschreibt, beikommen, als in dem, was ihm das Liebste ist, dem Churfürstenthum Hannover, und darin will uns Preußen die Hände binden[1]? Podewils versetzte, man kenne die Maximen der Engländer schlecht, wenn man meine, sie würden aus Rücksicht auf die deutschen Besitzungen ihres Königs auch nur das Geringste ihrer nationalen Interessen fahren lassen; die Nation werde vielmehr Alles hergeben, um wie die Russen, so auch Oesterreich durch große Subsidien zum Schutz von Hannover aufzubieten, so daß ein Heer im Feld zu erwarten sei, welches die Franzosen zur Räumung Deutschlands nöthigen und sie selbst in Frankreich angreifen könne; das preußische Gebiet werde von der größten Bedrängniß betroffen werden. Aber, sagte Nivernois, der König mein Herr hat ein Kriegs-

1) Où voulez-vous que nous attaquions le Roi d'Angleterre comme auteur de tous nos maux et l'arbitre de la paix et de la guerre chez lui dans ce qu'il a de plus cher qui est son électorat.

heer von 160,000 Mann, über welche Preußen verfügen mag. Und wenn deren noch einmal so viel wären, fiel Podewils ein, so würden sie weder Ostpreußen gegen Rußland, noch Schlesien gegen Oesterreich sicher zu stellen vermögen. Selbst wenn man der Kaiserin die Niederlande entrisse, so würde sie das wenig empfinden, wenn sie dafür Schlesien wiedergewönne. Nivernois bemerkte, durch den Neutralitätsvertrag, welcher Hannover schütze, erspare Preußen dem König Georg über 50 Millionen, die ihm die zu zahlenden Subsidien kosten würden [1]). Gleich als ob, versetzte Podewils, die Subsidien diesem Fürsten einen Pfennig kosteten; die Nation wird sie zahlen; die Verbindung Englands mit Oesterreich und Rußland wird um so enger werden und kann die allergefährlichsten Folgen haben. Einen Schritt zurückweichend schlug Nivernois hierauf vor, die Negociation mit England, wenn man sie nicht abbrechen könne, wenigstens aufzuschieben. Podewils erwiederte, dazu sei sie zu weit gediehen: er könne den Franzosen nur den freundschaftlichen Rath geben, die Sache nicht mit zu viel Lärm und Ungeduld zu behandeln, in Zukunft könne König Friedrich ihnen vielleicht wieder gute Dienste leisten; man möge ihn nicht erbittern [2]). Darauf aber wollte sich Nivernois nicht verweisen lassen. Er erklärte die Erneuerung des preußisch-französischen Vertrags für unnütz, wenn dabei Hannover gegen Frankreich gesichert werde; hätte man in Versailles das voraussehen können, so würde man ihn, den Herzog, nicht hergeschickt haben. Podewils antwortete, Frankreich müsse über den Vortheil, den ihm die Erneuerung des Vertrages künftig einmal verschaffen könne, mit sich selbst zu Rathe gehen; König Friedrich werde es in seiner Entschließung darüber nicht stören [3]).

Nun aber hatte damals der König die Erneuerung seiner alten Verbindung mit Frankreich, in wie fern sie mit dem eben geschlossenen Neutralitätsvertrag vereinigt werden könne, noch keineswegs aufgegeben.

1) Par une convention de neutralité qui lui épargnera plus de 50 millions livres de France en subsides, qu'il aurait été obligé de payer de plus à la Russie, à la cour de Vienne et à ses autres subsidiaires.

2) De n'en pas faire trop de bruit pour ne pas cabrer entièrement votre Majesté, qui au bout de comte avoit les mains libres après l'expiration de son traité avec la France et qui devoit songer préférablement à toute autre chose au salut de son état et mieux savoir, que d'autres ce qui lui convenait en cela.

3) Podewils 23. Januar an den König. Staatsarchiv zu Berlin.

Am 26. Januar ließ er den Gesandten zu sich bescheiden und theilte ihm mit, daß sein Vertrag mit England, wie eine eben eingetroffene Depesche melde, abgeschlossen sei; man habe ihn dort rascher beim Wort genommen, als er gemeint hätte. Indem er nochmals ausführte, wie unumgänglich nothwendig der Neutralitätsvertrag für ihn gewesen [1]) sei, fügte er hinzu, durch denselben werde er nicht gehindert, eine neue und solidere Defensiv-Allianz mit Frankreich zu schließen, und sich mit der Türkei, mit Dänemark und Schweden zu verbinden; nie werde er die mancherlei Unbill vergessen, die er von dem König von England erfahren habe. Noch einmal ging er selbst tiefer, als man erwarten sollte, auf das Interesse von Frankreich ein, mit dem sich sein Neutralitätstractat sehr wohl vertrage; denn das bestehe darin, daß Frankreich alle seine Kräfte auf die Seemacht wende. Wenn es vollends den Franzosen gelänge, eine Invasion in England auszuführen, so würden sie eine allgemeine Verwirrung hervorbringen und die Bedingungen des Friedens ohne Weiteres dictiren können. In Deutschland wollte er die Franzosen nicht sehen: aber über die Möglichkeit und die Bedingungen einer Invasion von England ließ er sich unbedenklich aus: er hatte dafür vom Standpunkt des Strategen selbst einen Plan ausgedacht. Er sagte, wäre er an der Stelle Ludwigs XV., so würde er eine doppelte Landung unternehmen, die eine mit 8000 Mann in Irland, die andere mit 24,000 Mann in England; und zwar diese nicht gerade bei London, sondern etwa in der Nähe von Portsmouth; der General, der sie commandire, müsse es verstehen, gute Stellungen zu nehmen, und diese immer auf das Beste verschanzen; vieler Cavallerie bedürfe er dabei nicht, sie würde ohnehin die Landung erschweren. Dem Gesandten fiel es auf, daß der König des Prätendenten nicht erwähnte; er vermuthete, ein geheimer Artikel des Neutralitätsvertrages werde ihm das verbieten [2]). Allein so ernstlich meinte es der König mit seinem Vorschlage überhaupt nicht. Er wollte nur sagen, — denn als Bundesgenosse von England so ganz im Allgemeinen betrachtete er sich noch nicht, — daß er die Franzosen eher an allen andern Orten im Kampfe mit den Engländern zu sehen wünsche, um das

1) Worte des Königs aus der ersten Audienz: Qu'il est bloqué et assiégé de tout part, qu'il ne peut se dispenser de pourvoir solidement à sa sûreté et qu'il ne saurait se délivrer d'une inquiétude que par sa convention avec l'Angleterre.

2) Il pourroit y avoir par rapport à ce prince (le prétendant) un article, qu'on ne nous communique pas.

Gleichgewicht zur See aufrecht zu halten, — er nannte auch Gibraltar und Port Mahon — als in Deutschland, wo sie nur den verderblichsten Krieg hervorrufen konnten.

Ohne Zweifel hätten die Franzosen besser gethan, seinem Rath zu folgen, als auf ihrem Sinne bestehen und die Engländer in Deutschland bekämpfen zu wollen. Und welchen Vortheil hätte es für Deutschland in sich geschlossen. Mochten Frankreich und England ihren Kampf an ihren Küsten und auf allen Meeren, in beiden Indien und der Nähe von Amerika, nach dem Maße der ihnen innewohnenden Macht, ausfechten; für Deutschland war es geboten, an diesem Kampfe, an welchem es keinen directen Antheil nahm, sich auch indirect nicht zu betheiligen. Ein stolzes und selbstbewußtes Vorhaben, das damit in den Gesichtspunkt trat und das von unermeßlicher Bedeutung für die Nation in ihrer Gesammtheit geworden wäre.

Doch war die Zeit dafür noch lange nicht gekommen; es lief nicht allein allen Tendenzen der vorangegangenen Epoche entgegen, sondern indem Friedrich den Schritt dafür that, setzte er seine eigene Stellung in Gefahr. Denn er riß sich eben von der Macht los, auf die er sich bisher gestützt oder doch zu stützen geschienen hatte. Von den alten Politikern in Berlin schüttelte Mancher den Kopf dazu, daß ein Bruch mit Frankreich in Aussicht trete.

Friedrichs Meinung war es nun nicht, einen solchen zu veranlassen, er dachte sein Verhältniß zu Frankreich im Sinne der Erhaltung des Friedens zu modificiren; auch auf der andern Seite sah es aus, als würde man darauf eingehen.

Die ersten Antworten, welche Nivernois auf seine Mittheilungen von Versailles empfing, zeugen nicht gerade von großer Entrüstung des Hofes. Der Gesandte sollte darnach nur zu erkennen geben, daß man erwartet hätte, von den Verhandlungen mit England im voraus in Kenntniß gesetzt zu werden: bei dem großen Vertrauen Ludwigs XV. zu dem König von Preußen müsse es ihn um so empfindlicher berühren, daß dieser ohne sein Vorwissen mit seinem mächtigen Feind Abkunft getroffen habe. Zugleich äußerte man die Besorgniß, daß außer der mitgetheilten Convention zwischen den beiden Höfen noch manches andere verabredet sein werde, wie man ja auch die in denselben angezogenen früheren Verträge und ihre Stipulationen nicht kenne; jetzt gewinne es fast das Ansehen, als liege es in der Absicht der beiden Konige, einen protestantischen Bund zu Gunsten ihrer Religion abzuschließen, was den Intentionen von Frankreich entgegen-

laufen würde[1]). Man höre schon von einer Zusammenkunft der rheinischen Churfürsten, gewiß nicht zum Vortheil von Frankreich: der König von Preußen habe seinen englischen Vertrag dem Churfürsten von Köln mitgetheilt und ihn aufgefordert, demselben beizutreten. Heiße das nicht, den Alliirten des Königs von Frankreich von ihm abwendig machen?

Nivernois entnahm aus diesen Briefen, daß es hauptsächlich darauf ankomme, ob nichts weiter in dem englisch-preußischen Vertrag enthalten sei, als was der König ihm mitgetheilt hatte. Friedrich trug Sorge, ihn darüber auf das Vollkommenste zu beruhigen.

Um die Mitte des Februar folgte Nivernois dem König nach Potsdam, wo ihm, für einen Fremden eine seltene Auszeichnung, eine Wohnung im Schloß eingeräumt wurde.

In der nächsten Nacht nach seiner Ankunft brachte ein Courier aus dem Haag die in London ausgewechselten Vollmachten und Ratificationen. Der König ließ Nivernois am andern Morgen zu sich rufen. Er übergab ihm die beiden Kapseln, die mit dem Staatssiegel von England verschlossen waren: der Herzog öffnete selbst und nahm von den darin enthaltenen Originalactenstücken Kenntniß. In der einen fanden sich die erwähnten Vollmachten, in der andern der ratificirte Vertrag, wörtlich so wie er mitgetheilt worden, sammt dem besondern Artikel in der ihm mitgetheilten Fassung, der ebenfalls ratificirt war. Wenn das französische Ministerium daran Anstoß nahm, daß es die im Neutralitätsvertrage angeführten Conventionen nicht kenne, so half Friedrich diesem Mangel dadurch ab, daß er dem Gesandten nicht allein die Copien, sondern auch die Originale derselben vorlegen ließ. Dieser überzeugte sich, daß sie nichts enthielten, als was man ihm schon vorher davon gesagt hatte; nur von einem Artikel ward keine Copie mitgetheilt, weil dies ausdrücklich verboten worden war, aber man ließ ihn das Original lesen. Dies enthielt nichts weiter, als daß die von Preußen ausgesprochene Garantie der englischen Staaten sich nicht auch auf Gibraltar und Port Mahon beziehen sollte.

Der König fügte hinzu, daß diese Garantie auch wie sie vorliege, schwerlich jemals realisirt werden würde, England verlange

1) Rouillé an Nivernois 5. Februar: Nous croyons avoir lieu de soupçonner, qu'il y auroit un projet formé entre le roi de Prusse et plusieurs princes d'anciennes maisons protestantes, pour faire sous le prétexte de reformer les abus de la diète, une ligue des protestants en faveur de leur religion.

nichts weiter als die Sicherheit von Hannover; und so sei auch der Vertrag einzig auf Deutschland berechnet, er habe in England erklären lassen, er wolle in Ruhe bleiben und sich weder auf die eine, noch auf die andere Seite schlagen.

Noch einmal entwickelte er dem Gesandten die große Gefahr, der er ausgesetzt gewesen sei, als er seine Convention geschlossen habe; dieser fand seine Erwägung sehr einleuchtend; er bemerkte, wenn dem König von Frankreich die Sache in ihrem wahren Lichte vorgestellt worden wäre, so würde derselbe der Erste gewesen sein, ihm einen zu seiner Rettung so nöthigen Schritt anzurathen. Friedrich antwortete, es thue ihm leid, aber die Mittheilung würde unmöglich und gefährlich gewesen sein; das eine, weil er die ersten Eröffnungen von London zu einer Zeit erhalten habe, in der Nivernois bei ihm bereits angemeldet und vielleicht schon unterwegs gewesen sei; das andere, weil man auch von Seiten Frankreichs Einwendungen und Rathschläge hätte erwarten müssen, deren Erörterung in den für seine Rettung nothwendigen Maßregeln eine unzuträgliche Verzögerung herbeigeführt und dem Könige von England Zeit verschafft haben würde, indeß den Marsch der Russen zu bewirken. Um einen Fürsten, der eine Verpflichtung eingehe, zu beurtheilen, müsse man sich das Interesse desselben vergegenwärtigen; das seine sei, in diesem Augenblick nicht von Rußland angegriffen zu werden, sondern in Ruhe zu bleiben, nur auf eine würdige Weise. Mit Frankreich werde er immer gern verbunden sein.

Auf die Frage, ob Frankreich, wenn es unbeschadet der Neutralitätsacte auf die Erneuerung der Allianz eingehe, alsdann sich eine gewisse Hülfe von Preußen würde versprechen können, — versicherte Friedrich, daß das keine Schwierigkeit habe.

Die Unterhandlungen des Königs mit Nivernois, die mit Hervorholung der entgegengesetzten Gesichtspunkte begonnen hatten, nahmen eine Wendung zur Verständigung, mit Vorbehalt des Neutralitätsvertrags.

Er hielt damals noch an der Hoffnung fest, der Welt den allgemeinen Frieden zu erhalten, er hatte den beiden Mächten seine Vermittelung angeboten, die Franzosen hatten sie wenigstens nicht zurückgewiesen; es schien sogar, daß sie ihnen angenehm sei, und so war er bereit, Hand ans Werk zu legen. Aus einem französischen Memoire nahm er ab, daß Frankreich Concessionen in Nordamerika nicht abgeneigt sein würde, wenn England die Herausgabe der in offenem Kampf

eroberten oder durch Ueberraschung aufgebrachten französischen Schiffe Kriegsfahrzeuge und Kauffahrer, bewillige [1]). Darauf fußend, dachte er nun folgendergestalt zu verfahren. Er wollte zuerst bei den Franzosen anfragen, welche Vortheile sie den Engländern in diesem Falle zugestehen und alsdann bei den Engländern, ob sie die Schiffe herausgeben und sich mit diesen Bedingungen begnügen würden, für den Fall, daß man sie ihnen verschaffe. Sollten sie darauf eingehen, was er an sich für sehr möglich hielt, denn eine ansehnliche Partei in England sei gegen den Krieg, und König Georg selbst nicht für denselben, so werde er sich als Garanten dieser Präliminarien aufstellen; die Herausgabe der Schiffe müsse erfolgen und alsdann ein Congreß zwischen den Deputirten beider Nationen veranstaltet werden, um die streitigen Fragen friedlich auszumachen.

Er fordete Nivernois auf, ihm seine Meinung über diese Vorschläge zu sagen.

Mehr um den König, der vorsichtiges Stillschweigen sehr ungern sah, gefällig zu sein, als weil er sich besondern Erfolg davon versprochen hätte, ließ sich Nivernois zu einer Aeußerung darüber herbei. Er meinte, Friedrich möge die Engländer vor allen Dingen zur Rückgabe der von ihnen genommenen Schiffe auffordern, und dagegen nur garantiren, daß der König von Frankreich nichts von den schon früher angebotenen vortheilhaften Bedingungen zurücknehmen werde. Friedrich antwortete ihm, das werde in dieser Allgemeinheit wenig helfen. In Kurzem hörte er von England, man kenne keine von Frankreich gemachten vortheilhaften Anerbietungen.

Wahr ist es jedoch, daß die Unterhandlungen noch nicht vollständig abgebrochen waren; und guter Wille von allen Seiten konnte vielleicht doch noch so viel bewirken, daß das bereits gezückte Schwert eingehalten wurde.

Mochte es aber zu einem Austrag kommen, dessen Möglichkeit freilich nur an einem Faden hing, oder dieser abgerissen werden, und der Krieg unwiderruflich ausbrechen, in jedem Fall erschien es für Preußen, und selbst für Frankreich nützlich, daß eine bedingte Erneuerung der früheren Allianz sicher gestellt würde [2]).

1) Wie zahlreich diese waren, erkennt man aus dem Etat des vaisseaux français pris par les Anglais avant la déclaration de la guerre. Vie privée de Louis XV., III., App. nr. II.

2) Lettre du roi de Prusse au duc de Nivernois 18. März: Je crois avoir entrevu que ce ne serait pas les contestations de l'Amérique qui

Podewils machte einen Vertragsentwurf zu diesem Zweck, den dann Finkenstein prüfte und billigte; er sollte so abgefaßt sein, daß er auch in England vorgelegt werden könne, und Preußen zugleich vor den möglichen Rückwirkungen der Wechselfälle des Krieges gesichert werde. Auch Nivernois legte Hand ans Werk und schickte eine eigene Fassung des Entwurfs nach Versailles.

Danach sollten nach wie vor zwischen den beiden Fürsten freundschaftliche und selbst brüderliche Beziehungen bestehen, und der Tractat von 1741 mit der Garantie der beiderseitigen Besitzungen in Europa im Allgemeinen erneuert sein, der König von Preußen aber sich anheischig machen, den Franzosen bei einem Angriff auf ihr Gebiet mit 10,000 Mann zu Hülfe zu kommen und überdies, in deutschen Angelegenheiten, namentlich bei einer römischen Königswahl, nichts zu unternehmen, ohne sich mit Frankreich darüber benommen zu haben.

Nivernois meinte, daß es viele Schwierigkeiten haben werde, in Berlin mit alle dem durchzudringen; in Versailles war man damit noch lange nicht zufrieden.

Wohl fand man die Erklärungen Friedrichs vollkommen geeignet, um alle Besorgnisse, die aus den auftauchenden Gerüchten hervorgegangen waren, zu zerstreuen und wies den Vorschlag einer Erneuerung der Allianz nicht schlechthin von der Hand; aber man machte sehr weitaussehende Einnerungen.

Man behauptete dort, in dem englisch-preußischen Tractat werde eines der vornehmsten Rechte der deutschen Fürsten verletzt, das Recht, Krieg zu führen: denn dazu gehöre auch die Befugniß, fremde Mächte anzurufen und Hülfstruppen in das Reich einrücken zu lassen [1]).

Die Franzosen brachten überdies die Sache des Erbprinzen von Hessen zur Sprache, den England für regierungsunfähig zu er-

arrêteroient la paix pourvu que les Anglais restituassent avant tous leurs prises. Die letzte Erklärung der Franzosen vom 2. Januar 1756 forderte vor allen Dingen eben die Herausgabe der Schiffe und die Schlichtung der Streitigkeiten durch einen Congreß.

1) Dans le traité est blessé un des droits les plus importants des princes d'Allemagne c. a. d. le droit de faire la guerre dans le quel est compris cela d'appeller les troupes étrangères à sa defense contre l'oppression d'un tiers.

klären die Absicht habe, so daß die Autorität des Landes an seine Gemahlin, d. h. deren Vater, den König von England, gelangen würde, sie forderten die Abberufung der hessischen Truppen aus dem englischen Dienst. Ueber diesen Punkt sprach Nivernois zuerst mit dem König. Friedrich billigte nicht Alles, was in Hessen geschehen war; er urtheilte jedoch, das Verfahren des Landgrafen gegen seinen Sohn sei nicht so weit gegangen, daß man es schlechthin hart nennen dürfe und dieser habe sich erbärmlich betragen; er habe die Absicht gehabt, unter dem Einfluß seines Beichtvaters nach Wien zu flüchten [1]; unter allen Umständen müsse man Vorkehrungen treffen, daß das Bekenntniß und das Gewissen seiner Unterthanen, welche die eifrigsten Protestanten in Deutschland seien, gesichert werde [2]).

Wenn sich nun aber hierüber schwerlich ein Verständniß erwarten ließ, so war ein solches bei anderen Forderungen der Franzosen noch weniger zu hoffen.

Sie nahmen Anstoß daran, daß in dem preußisch-englischen Tractat kein Termin, bis zu welchem er gelten solle, festgesetzt sei: was eine immerwährende Neutralisirung Hannovers in sich schließe, die sich Frankreich nicht könne gefallen lassen; der König solle erklären, daß sein Vertrag mit der Beilegung der gegenwärtigen Streitigkeit aufhöre: und das Versprechen geben, keinen andern Fürsten zu demselben herbeizuziehen. Sie sagten: wenn der König von Frankreich jetzt auch darauf Verzicht leiste, Hannover zu besetzen; so würde ihm doch, im Falle daß der Krieg mit England einen unerwünschten Verlauf nähme, nichts Anderes übrig bleiben, als dazu zu schreiten; man wolle sich dann mit Preußen berathen, wie dies geschehen könne, ohne einen Krieg in Deutschland zu veranlassen. Dadurch wurde aber das Princip verletzt, von welchem Friedrich ausging, Hannover überhaupt nicht in die Hände der Franzosen gerathen zu lassen. Und wie hätte dem König von England eine Abkunft mitgetheilt werden können, welche diese Eventualität in Aussicht stellte.

Jede Bemerkung der Franzosen verräth, daß sie ihr Uebergewicht in Deutschland nicht allein zu erhalten, sondern bei Gelegenheit des

1) Que la pluspart des conventions de Hanau ne pouvaient pas être approuvées.

2) Qui n'ont pour but que d'offenser la conscience des futurs sujets de ce prince, qui sont les peuples de toute l'Allemagne les plus attachés au protestantisme. (Nivernois 9. Mars.)

Krieges zu verstärken trachteten. König Friedrich konnte dazu nimmermehr seine Hand bieten.

Seine damalige Intention war, von den beiden Mächten die eine für sich, die andere nicht gegen sich zu haben, eine Politik, durch die sich der österreichische Staatskanzler in jeder Bewegung gehemmt fühlte und die hauptsächlich seine Eifersucht und seine Gegenwirkung erweckte.

Achtes Capitel.

Momente der Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich.

Zwischen Oesterreich und England bemerkte man in dieser Epoche noch keine feindselige Gesinnung, aber eine auffallende Erkältung. Der englische Gesandte sah die österreichischen Minister fast alle Tage, von der obschwebenden großen Frage aber war zwischen ihnen niemals die Rede. Er erwähnte sie nicht; sie erwähnten sie nicht. Die Kaiserin-Königin hat selbst einmal ihr Mißvergnügen über dies Verhältniß ausgesprochen. Nach ihrer Entbindung im December 1755 — es war Marie Antoinette, deren sie damals genaß, — sah sie den englischen Gesandten, der sich während ihres Wochenbettes nach ihrem Befinden erkundigt hatte, wieder. Sie dankte ihm, daß er sie nicht auch vergessen habe, wie so viele Andere; sie seien ja alte Freunde, und wenn auch Mißverständnisse zwischen ihnen vorgekommen, jederzeit als Freunde geschieden: möchte es doch immer so bleiben.

Sehr unsicher war damals noch der Erfolg der Unterhandlungen mit Frankreich, welches von Preußen nicht lassen wollte, wodurch dann Oesterreich auch bewogen wurde, seine Entfremdung von England nicht weiter greifen zu lassen.

Da erfuhr man nun von dem zwischen England und Preußen geschlossenen Vertrag.

Kaunitz blieb bei der ersten Mittheilung, die ihm Keith davon machte, sehr ruhig. Er setzte sich nieder, um davon Act zu nehmen, und sagte nur, die Gesandtschaft in London habe ihm Notiz von dem Vorhaben gegeben, er habe es ohnehin längst vermuthet [1]).

England stellte in Wien den Vertrag unter dem Gesichtspunkte einer Erneuerung der großen Allianz dar, zu welcher einst auch Brandenburg-Preußen gehörte. Wenn Oesterreich bisher auf nichts so sehr gedrungen habe, als darauf, gegen Preußen sichergestellt zu zu werden, so habe das auf zweierlei Weise geschehen können, ent-

1) So erzählt Keith an Klinggräf. S. dessen Depesche 7. Febr.

weder durch einen Krieg Oesterreichs und Rußlands gegen Preußen, der aber mit englischen Subsidien hätte geführt werden müssen und zuletzt verderblich geworden wäre, oder aber durch eine Abkunft mit Preußen; diesen Weg habe England vorgezogen. Die vornehmste Einwendung des Staatskanzlers gegen den Vertrag betraf die Ausnahme der österreichischen Niederlande von der zwischen Preußen und England stipulirten Neutralität. Es scheine, als zeige man dadurch mit Fingern auf das Land, welches Frankreich angreifen könne [1]. Die Engländer bezogen sich auf die letzten Verträge, in denen ebenfalls nur die Besitzungen in Deutschland garantirt, also die Niederlande ausgeschlossen worden seien. Oesterreichischer Seits wollte man das nicht eingestehen; man schrieb dem Wort Deutschland dieselbe Bedeutung zu, wie dem Wort: das Reich, welches noch den burgundischen Kreis in sich begreife. Keith erwiederte, Preußen habe bei seinen Garantien die Niederlande und Italien allezeit ausgenommen. Eines Tages fragte Kaunitz, ob man denn in England wirklich glaube, daß der Vertrag die Folgen hervorbringen werde, die man erwarte. Der Gesandte antwortete, er sei überzeugt davon: denn dadurch werde die Besorgniß, welche Kaunitz so oft geäußert, von Preußen angegriffen zu werden, gehoben: es stehe nicht zu erwarten, aber sollte es jemals geschehen, daß Friedrich II. die Kaiserin-Königin angreife, so sei der König von England entschlossen, alle die Verpflichtungen zu erfüllen, die er gegen das Haus Oesterreich habe. Anfangs hatte Kaunitz die Meinung kund gegeben, der Vertrag sei ihm nicht vollständig mitgetheilt, er werde gewiß noch andere Stipulationen zum Vortheil Preußens enthalten. Diese Vermuthung ließ er wenigstens in so fern fallen, als in solchen eine Gefährdung Oesterreichs liegen konnte. Er sagte, er habe den König Georg nie für fähig gehalten, durch einen neuen Tractat seinen Verpflichtungen gegen die alten Alliirten Eintrag zu thun. Keith erwiederte, die Bemerkung sei sehr richtig [2], und ergriff den Augenblick, um des Gerüchts zu gedenken, das über eine Verbindung zwischen Oesterreich und Frankreich verlaute; aber er könne das nicht glauben, es würde dem ausgesprochenen Grundsatz entgegenlaufen und die alte Allianz

1) Que S. M. (l'impératrice) se n'étoit pas attendue, de voir designé par un traité fait par S. M. Britannique la partie de ses états, que la France pourrait attaquer. Vgl. Raumer: Contributions to modern history 249, die ich durch Einsicht der Originale zu vervollständigen Gelegenheit hatte.

2) I replied, that his observation was very just.

völlig zersprengen. Kaunitz antwortete, wiewohl nicht, ohne daß es schien, als bereue er die Wendung, die er dem Gespräch gegeben hatte: die Kaiserin-Königin werde nie etwas thun, worüber sie sich Vorwürfe zu machen hätte, oder was ihrem alten Alliirten gerechten Grund zu Beschwerden geben könne.

So lehnte auch Maria Theresia noch immer die Vermuthung ab, als würde sie sich jemals mit den Franzosen vereinigen, zu denen sie schlechterdings kein Zutrauen fassen könne.

Es gab auch auf ihrer Seite einen triftigen Beweggrund gegen eine solche Vereinbarung; er lag in der Absicht Frankreichs, Hannover anzugreifen, die es nicht allein nicht verhehlte, sondern zu deren Ausführung es die Mitwirkung des Wiener Hofes verlangte; dieser sollte die Intervention der Russen verhindern, weil man voraussetzte, sie gehe vor allen Dingen auf eine Vertheidigung Hannovers eben gegen einen französischen Angriff. Aber Oesterreich hatte selbst das Subsidienverhältniß zwischen England und Rußland, das zu diesen Erwartungen den Anlaß gab, eingeleitet; die russische Allianz war die vornehmste, die der Wiener Hof besaß; so viel war unter jenen Umständen die Annäherung an Frankreich nicht werth, um darüber die Kaiserin von Rußland zu beleidigen. Und dabei ward damals auch noch ein anderer Gesichtspunkt hervorgekehrt: man sagte den Franzosen, Hannover sei ein Reichsland und das Reichsoberhaupt verpflichtet, es zu schützen.

Die Uebereinkunft Preußens mit England machte noch keinen entschiedenen Eindruck dagegen.

Von Rußland hörte man, daß dort dieser Vertrag nur deshalb gemißbilligt werde, weil er ohne Vorwissen der andern Alliirten geschlossen worden sei; man schreibe das dem Mißtrauen zu, das bisher zwischen den alten Alliirten geherrscht habe; denselben zum Trotz erwarte man immer dort die Herstellung eines besseren Verständnisses zwischen England und Oesterreich. Maria Theresia schien nur darüber verlegen zu sein, wie das mit Schicklichkeit werde geschehen können. Man sagte ihr: sie brauche ja nur zu erklären, daß sie sich von der Unschädlichkeit des Vertrags überzeugt habe. Das ginge an, sagte die Kaiserin [1]).

Es ist der russische Gesandte am Wiener Hofe, Kaiserling, welcher dem englischen diese Nachricht gab; er selbst billigte diese Auskunft.

1) „That would do", wie der englische Gesandte es ausdrückt.

Kaunitz sprach sich dann und wann in einer Weise aus, als ob er eine Verbindung von Preußen und England nicht eigentlich fürchte. Er ließ vernehmen, die beiden Könige würden nicht lange gute Freunde bleiben; Georg II. werde, wenn er sich mit dem preußischen Fritz entzweie, um so besser gesinnt zu Oesterreich zurückkehren.

So lauteten die Aeußerungen, in so fern man sich überhaupt dazu verstand, das Vorgefallene zu berühren, gemäßigt und gleich, als wolle man sich in die Sache finden. Ganz anders waren die Tendenzen, die man wirklich verfolgte. Daß die beiden Könige, die bisher den entgegengesetzten Parteien angehörten, jetzt fest verbunden waren, bildete ein Ereigniß, das am österreichischen Hofe den unerfreulichsten Eindruck machte und machen mußte. Besonders fiel der angedeutete allgemein politische Gesichtspunkt auf das stärkste ins Gewicht.

Friedrich hatte sich durch den Neutralitätsvertrag nicht allein gegen eine augenscheinliche Gefahr gesichert, sondern wenn es ihm gelang, dabei ein gutes Verhältniß mit Frankreich zu behaupten, eine Stellung von der größten Aussicht gewonnen; er würde zugleich auf die englische und die französische Politik Einfluß ausgeübt haben. Oesterreich fürchtete dadurch in eine isolirte und wenn es an seinem Bunde mit England festhielt, in eine secundäre Position gebracht zu werden. Man klagte in Wien, die englische Regierung verwende bereits ihren Einfluß in Holland zu Gunsten Preußens, nur noch für diese Macht habe sie Aufmerksamkeiten; in der deutschen Reichsversammlung werde Hannover fortan mit Preußen stimmen [1]) und dadurch bewirken, daß sich ihnen nicht allein die protestantische Partei, sondern auch die katholische anschließe. Oesterreich würde alles Ansehen im deutschen Reiche und ebenso in Europa seine Geltung verlieren, der König von Preußen werde sich nach Lage der Umstände abwechselnd bald auf die eine, bald auf die andere der beiden vorwaltenden Mächte stützen können [2]).

Unerträglich war dies für die hochstrebende Kaiserin und ihren weit um sich schauenden Staatskanzler, die Friedrich zu vernichten

1) Schreiben der Kaiserin an ihren Schwager Carl von Lothringen.

2) Placé entre la France et l'Angleterre (ce prince) il pourrait s'appuyer alternativement sur l'une ou sur l'autre de ces puissances, me priver moyennant cela du secours de l'une et de l'amitié de l'autre, me réduire ne pouvoir plus me confier à mes amis, ni me fier à mes ennemis, et à me trouver, en un mot, sans sûreté, sans crédit, sans influence, sans poids et sans considération dans les grandes affaires de l'Euorpe. (Bulletin de l'Académie de Bruxelles année 1850 p. 178.)

dachten und jetzt in den Fall kamen, seine politische Ueberlegenheit fürchten zu müssen. Alle ihre Gedanken gingen dahin, eben dies zu vermeiden.

Von doppelter Wichtigkeit wurden nun die mit Frankreich eingeleiteten Unterhandlungen. Sie hatten schon insofern Werth, als sie sich auf die Neutralität und gegenseitige Garantie bezogen. Denn darin lag immer eine Sicherstellung vor den Angriffen Frankreichs [1]. Soviel war bereits erreicht, daß die Sache von England und Oesterreich nicht mehr als identisch erschien, wenngleich die beiden Mächte noch als Verbündete betrachtet wurden.

Bald aber eröffneten sich noch viel weitere Aussichten. Wir wissen schon, daran war nicht zu denken, daß Frankreich sich entschlossen hätte, eine große continentale Neutralität, obwohl davon die Rede war, zu gestatten und seinen Streit mit England lediglich zur See auszufechten. Es wollte den Seekrieg, da es sich aber der Inferiorität seiner maritimen Kräfte bewußt war, zugleich den Landkrieg. Die Marine war nicht das Element, in welchem die französische Vergangenheit glänzte; aller große Ruhm, an dem die Nation ihr Selbstgefühl nährte, war zu Lande errungen worden. Wenn, wie wir sahen, Ludwig XV. die Interessen der Engländer und des Königs Georg vermischte, so daß er an diesem zu rächen gedachte, was eigentlich die Anderen ihm zu Leide thaten, so hielt man umsomehr an diesem Gesichtspunkte fest, weil er den Anlaß bot, zugleich einen Landkrieg in altem Styl, vor Allem nach Deutschland hin zu unternehmen.

In so fern wurde nun der Neutralitätsvertrag des Königs von Preußen mit England, der diesem Plan entgegenlief, in Versailles auf das peinlichste empfunden. Gewohnt, eine große Rolle auf dem Continent zu spielen und sich die Ehre davon selbst noch in höherem Grade, als Grund dazu vorlag, anzumaßen, schrieb sich der französische Hof selbst das Emporkommen von Preußen zu. Er erblickte in dem Verhalten des Königs eine Art von Abfall von Frankreich. War dies aber nicht eben das, was der Graf Kaunitz in seinen letzten Eröffnungen als geschehen bezeichnet hatte, eine Verbindung Friedrichs mit England, im Gegensatz gegen Frankreich? Wie Kaunitz selbst sagt, der Same des Mißtrauens, welchen er in die

1) Mémoire de Kaunitz: moyennant les offres qu'on nous faisoit, nous étions désormais sans appréhension d'être attaqués par la France.

Seele der Franzosen geworfen hatte, schlug in Folge des Neutralitätsvertrages Wurzel darin [1]).

In dem Maße, als dies geschah, gewann die entgegengesetzte Tendenz, mit Oesterreich eine engere Abkunft zu treffen, Boden und bei den Franzosen Eingang.

In den Tagen, in welchen Nivernois bei Friedrich II. in Potsdam weilte, erschien der österreichische Gesandte, Starhemberg, in Versailles; er verhandelte viel mit Rouillé und Sechelles, am meisten mit Bernis, der eine Ehre darin setzte, die unter seiner Vermittelung begonnene Unterhandlung in den Händen zu behalten.

Das Gespräch fiel wie von selbst auf den so eben bekannt gewordenen Neutralitätsvertrag. Starhemberg bemerkte: so lange nur von Vermuthungen über die Politik des Königs von Preußen die Rede gewesen sei, habe er geglaubt, sie dem französischen Hofe mittheilen zu müssen; nachdem derselbe aber einen Vertrag mit England geschlossen, brauche er nichts mehr hinzuzufügen. Er sah wohl, daß man ihm entgegenkommen werde, und war sehr zufrieden damit, daß er nicht in aller Form die ersten Schritte zu thun brauche. Da sagte ihm nun Bernis: man erkenne jetzt auch in Frankreich die Unzuverlässigkeit, den Ehrgeiz und die gefährlichen Absichten des Königs von Preußen [2]); gewiß werde der Vertrag auch noch geheime Artikel von Bedeutung enthalten, denn ohne großen Vortheil würde er sich nicht der Gefahr aussetzen, seine Allianz mit dem König von Frankreich zu verlieren. Indem er nun bemerkte, daß dieser sein Herr den Tractat von 1741 als aufgelöst betrachte, obwohl er es noch nicht geradezu ausspreche, gedachte er zugleich der früheren geheimen Anträge Oesterreichs, von denen man jetzt hoffen dürfe, daß sie zum größten Theil angenommen werden würden. Dabei warf er jedoch eine vorläufige Frage auf, von deren Erledigung alles weitere abhänge. Sie war, ob in dem Fall, daß Frankreich die Allianz mit Preußen fallen lasse, Oesterreich auf seine Verbindung mit England Verzicht leisten werde, und ob der Gesandte ermächtigt sei, seine Versicherung hierüber zu ertheilen [3]). Als Starhemberg

1) Le germe de méfiance, que nous avions fait naître dans le coeur des Français contre ce prince y jetta par sa défection de profondes racines.

2) L'ambition, la mauvaise foi, les vues dangereuses du roi de Prusse. (Brief Starhembergs vom 26. Februar 1756).

3) Si en cas, que le roi se déterminât à renoncer à l'alliance de la Prusse, j'étois autorisé à assurer que ma cour renonceroit aussi de son côté à cette de l'Angleterre. Brief Starhembergs 20. Februar.

antwortete, er sei darauf nicht instruirt, zeigte Bernis Verwunderung, denn man hätte diese Forderung voraussehen können, und gewiß werde Frankreich darauf bestehen: ohne Reciprocität der Verpflichtungen könne die Verbindung keinen Bestand gewinnen [1]). Er wiederholte bei einer folgenden Conferenz, daß dies der fundamentale Punkt sei, auf den alles ankomme; sobald man über denselben einig sei, werde sich alles andere ohne Schwierigkeit finden.

Es ist dies der Moment gewesen, in welchem die Unterhandlung die Höhe ihrer historischen Bedeutung erreichte. Die Veränderung des politischen Systems, wie es sich seit dem Ende des vorangegangenen Jahrhunderts in dem Gegensatz der beiden Hauptmächte darstellte, die Gründung eines andern von sehr abweichendem Charakter und weiterer Bildungsfähigkeit trat damit in Aussicht.

Wahrscheinlich ist die Idee in dem Kopfe des Abbé von Bernis entsprungen; in dem König von Frankreich, dessen intimes Vertrauen er damals besaß, fand sie entgegenkommende Beistimmung. Zu einer Allianz mit Oesterreich gegen Preußen wäre Ludwig XV. an sich kaum zu bringen gewesen; aber das System zu wechseln, sodaß die Veränderung der Allianz zugleich seinem Wunsche, an Georg II. Rache zu nehmen, seinem gereizten Selbstgefühl und der Intention der Machterweiterung in Deutschland entsprach, dazu verstand er sich.

Der Gedanke war in den höchsten und allein entscheidenden Kreisen bereits gefaßt, als die Entwürfe des Herzogs von Nivernois über die Erneuerung der Allianz von 1741 eintrafen. Er empfahl die Annahme derselben, weil Frankreich dadurch die Politik der Engländer zu Schanden machen, und dem Neutralitätsvertrag eine Wendung zum Nachtheil Englands geben werde; er hoffe den König von Preußen so zu fesseln, daß er sich niemals wieder losmachen könne. Ohne alle Wirkung blieb das nicht, wie wir ja sahen, daß das französische Ministerium den eingesandten Entwurf mit Gegenvorschlägen beantwortete: so hochfahrend diese aber auch noch immer lauteten, so waren sie doch nicht ernstlich gemeint; der Grund, daß man sie überhaupt mache, lag, wie Rouillé verlauten ließ, darin, daß man die Erneuerung des Vertrags mit Preußen nicht eher ablehne, als bis man sich mit dem Wiener Hofe verständigt habe [2]).

1) Qu'on resisterait ici sur cette demande que sans une parfaite reciprocité nos engagements ne pourrait pas subsister.

2) Starhemberg: Le refuser absolument, avant que d'être convenu de ses faits avec nous.

Eigentlich ergriff jetzt Frankreich die Initiative in den Verhandlungen. Sein Antrag an Oesterreich war ein doppelter, einmal, daß es sich von England völlig lossage; dann würde auch Frankreich auf sein Verhältniß mit Preußen Verzicht leisten: und sodann, daß es in gleichem Maße zur Verkleinerung des Königs von England beitrage, wie Frankreich zur Schwächung des Königs von Preußen.

Das Bundesverhältniß zu England aufzulösen war man nun, wie wir wissen, in Wien schon sehr geneigt: bei der Bedeutung dieses Schrittes für die Universalgeschichte des neuern Europa ist es jedoch der Mühe werth, die Motive, die zu dem für die allgemeine Gefahr von Europa entscheidenden Systemwechsel führten, wie sie in einem zur Mittheilung an Rußland bestimmten Ministerialrescript zusammengefaßt sind, zu vergegenwärtigen [1]).

Das vornehmste ist, daß England alle Anstrengungen seiner Alliirten nur gegen Frankreich zu richten gedenke, gegen die besondern Feinde derselben aber nichts thun wollte. Es habe in seinen früheren Defensiv-Verträgen mit dem Haus Oesterreich die Pforte ausdrücklich ausgenommen, und alle Hoffnung zu einer Hülfeleistung bei einem etwaigen Einfalle der Türken abgeschnitten. So habe es die Garantie gegen Preußen nur zögernd gegeben, die englische Nation ziehe aus religiöser Sympathie das preußische Bündniß dem österreichischen vor. Da nun Oesterreich den König Friedrich als seinen gefährlichsten Feind betrachte, so entstehe eine große Verschiedenheit der Staatsinteressen. England habe den russischen Subsidientractat nur deshalb nachgesucht, um den König von Preußen durch die Gefahr, die ihm dadurch erwachse, auf seine Seite zu ziehen; durch die Vereinigung aller continentalen Mächte denke es Frankreich zu Lande zu beschäftigen, um seine eigenen Streitkräfte ungetheilt auf die See zu wenden, und zuletzt für Krieg und Frieden das Heft allein in der Hand zu behalten. Aber der Beruf von Oesterreich sei es nicht, zum Vortheil der Krone von England Krieg zu führen; und schon sehe man in England die Verbindung mit Oesterreich und mit Rußland nicht mehr als nothwendig an; man gehe dort mit einem neuen Systeme um, bei welchem Preußen noch weiter um sich greifen werde, unterstützt von England. Denn zwischen diesen Mächten gebe es keinen Grund mehr zur Eifersucht; auch in den Reichsangelegenheiten seien sie verbunden: nicht allein

1) Auszug aus den Berathungen der Conferenz, 23. Jan. 1756 in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin. Bei Arneth S. 407.

erfahre der katholische Theil Zudringlichkeiten von ihnen, die Autorität des Kaisers werde vernachlässigt; man schreite zur Selbsthülfe gegen den Herzog von Mecklenburg, mit welchem der König über seine Soldatenwerbungen in Streit gerathen war; sei es nicht, als wolle man den König von Preußen zum Gegenkaiser machen?

Aus allem dem wird der Schluß gezogen, daß sich Oesterreich und dann auch Rußland von England absondern und eher zu Frankreich halten müsse, welches gewiß nicht dulden könne, daß es durch seinen bisherigen Alliirten verhindert werde, Feindseligkeiten gegen das hannoversche Gebiet auszuüben. Setze sich doch Friedrich II. auch den ruhmvollen Unternehmungen der Kaiserin von Rußland entgegen; er nehme die Miene des Erhalters und Beschützers der Ruhe von ganz Deutschland an [1]).

Das wesentliche Motiv der Auflösung der alten Allianz ist und bleibt, daß England nicht allein seinen Beistand gegen Preußen versage, obwohl man ihm einen solchen gegen Frankreich leisten würde, sondern den König von Preußen unterstütze und ihn zur überwiegenden Gewalt in Deutschland zu fördern trachte.

Wenn die Unterhandlung zu Versailles zu der Aufforderung führte, daß Oesterreich die Auflösung der französisch-preußischen Allianz mit der Lossagung von England erwiedern müsse, so war ein solcher Schritt in Wien von allen Seiten erwogen und rathsam gefunden worden: überdies fühlte man, daß schon die bisherige Unterhandlung mit Frankreich über die Neutralität und gegenseitige Defensive wider die Natur des alten Bündnisses streite, und in ihrem Fortgang, namentlich in Bezug auf die Niederlande, dasselbe noch mehr durchbrechen werde [2]).

Man trug kein Bedenken, auf den Gedanken der Reciprocität in dem angetragenen Sinn einzugehen und zwar in richtiger Voraussetzung des nächsten Zweckes: denn Frankreich, welches sich nun einmal nicht auf den Seekrieg beschränken wolle, könne sich den preußisch-englischen Tractat nimmermehr gefallen lassen: durch die Sicherheit, welche derselbe dem Churfürstenthum verschaffe, werde auch eine Landung in England, wohin jetzt hessische Soldaten übergeführt würden,

1) Hauptrescript an Esterhazy 11. Febr. 1756.

2) Zumalen der Barrieretractat durch unsern gefaßten Entschluß, dem Don Philipp ein Etablissement in den Niederlanden einzuräumen eo ipso gänzlich aufgelöst werden.

für König Ludwig unmöglich: ohne Zweifel hege er die Absicht, seine Waffen gegen Hannover zu wenden; dahin führe sein Interesse und seine Ehre; nur dadurch bekomme er Gelegenheit, seinem Feinde zu schaden und die Unternehmungen desselben zu vereiteln.

Wenn wir nicht irren, so liegt hierin das wichtigste, für die Nachwelt wirksamste Moment von allen. Der König von Preußen wollte eine Invasion der Franzosen in Deutschland verhindern; er wagte es darüber, die vornehmste Allianz, die er hatte, die mit Frankreich auf das Spiel zu setzen, sollte es der kaiserliche Hof, mit seinen reichsoberhauptlichen Pflichten vereinbar finden, in diese Invasion zu willigen? Ganz und gar waren diese nicht vergessen; aber unter den veränderten politischen Conjuncturen sah man darüber hinweg. Jetzt brauchte man nicht mehr zu fürchten, wie zuvor, daß man sich deshalb mit Rußland entzweien könne. Man hatte kein Bedenken die neutrale Stellung, welche man zwischen Frankreich und England einzunehmen entschlossen war, auch auf Hannover auszudehnen; man war bereit, das Unternehmen der Franzosen gegen Hannover zuzulassen, zumal dadurch die Ausführung des eigenen gegen Preußen gerichteten Vorhabens ungemein erleichtert werde [1]).

Es liegt uns fern, darüber eine moralische Anklage auf den Grund des erst soviel später zum Bewußtsein gekommenen Begriffes der Nationalität zu erheben; unleugbar ist, daß wenn Friedrich II. denselben hervorhob, er dazu auch allerdings durch seine besondere Lage veranlaßt wurde. Aber eben das bildet den Unterschied der beiden Staaten. Preußen wurde durch seine Machtstellung und seine geographische Lage darauf gewiesen, die fremden Truppen von Deutschland fern zu halten und die gemeindeutsche Sache als seine eigene zu betrachten: darin liegt der Ursprung des preußisch-deutschen Gedankens, der später so mächtig werden sollte. Oesterreich dagegen wurde durch seine italienischen, niederländischen und allgemein europäischen Interessen veranlaßt, davon abzusehen; indem es die Allianz

1) Rescript an Starhemberg 6. März 1756. Nachdem wir zu unserer bereits gefaßten Entschließung während diesem uns nicht im geringsten betreffenden Krieg in Ansehung der englischen und hannoverschen Lande eine genaue Neutralität zu beobachten, aus so vielen wichtigen Ursachen offenbar und ohngezweifelt berechtigt seien, so fallet das Bedenken von selbst hinweg, ob auch das französische Unternehmen gegen Hannover von uns gestattet werden könne, vielmehr würden andurch unsere allein gegen Preußen zu richtenden Operationen ungemein erleichtert, und die gefährlichen protestantischen Absichten auf einmal zernichtet.

mit England aufgab, glaubte es sich jeder Rücksicht auf Hannover überhoben. Friedrich wollte Russen und Franzosen von Deutschland fern halten; Oesterreich bedurfte ihre Mitwirkung zu dem großen Vorhaben, mit dem es umging. In Wien gelangte der Gedanke einer Allianz mit Frankreich und Rußland eben in diesem Moment zu einer alle anderen Rücksichten ausschließenden Geltung; um die Hoheit des Hauses Oesterreich zu wahren und seine Macht in vollem Umfang herzustellen, wurden die nationalen Pflichten des Kaiserthums hintenangesetzt.

So hängt es zusammen, daß der Vorschlag der Reciprocität, welchen Frankreich machte, in seiner ganzen Tragweite angenommen wurde.

Ein Einverständniß, welches zugleich auf die politischen Verhältnisse Frankreichs einwirkte. Zunächst bekam es der Herzog von Nivernois zu empfinden, der noch immer über die Erneuerung der französisch-preußischen Allianz unterhandelte und sie unter gewissen Abänderungen zu Stande zu bringen hoffte.

Wie rasch und plötzlich der Umschlag eintrat, erkennt man bei einer Durchsicht der gesandtschaftlichen Papiere. Am 13. März war von dem französischen Ministerium noch ein auf die Erneuerung der Allianz von 1741 unter den vorgeschlagenen Modificationen eingehender Bescheid ausgegangen, allein unter demselben Datum schrieb bereits der Minister Rouillé eigenhändig an den Gesandten: der König von Frankreich glaube nicht, mit dieser Erneuerung eilen zu müssen; König Friedrich habe von derselben nichts eher hören wollen, als nachdem er seinen Vertrag mit England geschlossen habe; unter den gegenwärtigen Umständen sei der König von Frankreich nicht geneigt, sich dafür zu entscheiden; der Gesandte könne auf seine Rückreise denken. Ludwig XV. hatte diesen Brief gelesen und gebilligt.

Nivernois hielt es für anständig, jeden Schein eines Bruches sorgfältig zu vermeiden. Er sagte dem König, seine Gesundheit erlaube ihm nicht, zur Vollendung eines Werkes mitarbeiten zu können, von dem Niemand mehr wünsche als er, daß es zu Stande kommen und ewige Dauer haben möge. Sie schieden in bester Stimmung von einander.

Noch einmal trat hierauf Marquis Valori als französischer Gesandter in Berlin auf. Nivernois fühlte sich zu sehr als großer Herr, um sich zu eingehenden Mittheilungen an ihn herbeizu-

lassen; in Unkunde über die wirkliche Lage der Geschäfte trat Valori sein neues Amt an. Die französische Politik bedurfte keines vertrauten Vertreters in Berlin: sie bewegte sich in neuen Bahnen, die, abgewendet von Preußen, zu einer Allianz mit den Gegnern dieser Macht, Oesterreich und dessen nordischem Bundesgenossen, führen sollten.

Wir können nicht länger verschieben, dieses Verhältnisses näher zu gedenken.

Neuntes Capitel.

Rußland in seiner Beziehung zu der großen Allianz und zu Preußen.

In Bezug auf den Streit der beiden deutschen Mächte hatte sich der russische Hof bisher in den auffallendsten Schwankungen bewegt. Feldmarschall Münnich, der eine Zeit lang unter der Regentin Anna das Ruder führte, forderte den König Friedrich auf, sich nicht mit der Eroberung von Schlesien zu begnügen, sondern nach Wien vorzudringen: nach Münnich's Sturz ist in den Zimmern derselben Regentin durch den österreichischen Gesandten, Marquis Botta, der Plan einer Verbindung Rußlands und der Seemächte mit Oesterreich zu einem umfassenden Angriff gegen den König, wo möglich zu seiner Vernichtung, entworfen worden.

Aehnlich ging es nach der Revolution, welche die Kaiserin Elisabeth auf den Thron erhob; Revolutionen dieser Art änderten in Rußland das Wesen des Staates nicht. Anfangs stand Elisabeth in enger Verbindung mit dem französischen Gesandten, durch dessen Beistand ihre Erhebung gelungen war, und in gutem Vernehmen mit König Friedrich; unter dessen Mitwirkung wurde für den Thronfolger, Carl Peter Ulrich von Holstein, eine Gemahlin aus einem deutschen Hause ausgesucht; eine Verbindung mißvergnügter Großen gegen die Kaiserin, von der man behauptet, daß der Marquis Botta dabei seine Hand im Spiel gehabt habe, veranlaßte ein diplomatisches Zerwürfniß mit Oesterreich, das für diese Macht höchst unbequem wurde. Allein bald darauf fiel der fränzösische Gesandte, der eine Zeit lang Meister des Staates und des Hofes zu sein meinte, weil der Kaiserin abschätzige Urtheile desselben über ihre Person zu Ohren gekommen waren, bei ihr in Ungnade: ein Umschlag der Gesinnung, von dem auch, — wie man versichert, aus ähnlichen Gründen, — der damalige Verbündete Frankreichs, König Friedrich, betroffen wurde. Dann kam Oesterreich wieder empor, jedoch nicht, ohne daß

sich der kaiserliche Gesandte zu der Erklärung herbei ließ, daß jener, sein Vorgänger, ein fluchwürdiges Verbrechen begangen habe, obwohl man von seiner Schuld in Wien nicht überzeugt war [1]).

Zum Verständniß der Lage wird es beitragen, wenn man sich das Naturel dieser Fürstin und die Eigenschaften ihres vornehmsten Ministers vergegenwärtigt.

Die Tochter Peter des Großen, Kaiserin Elisabeth, stellte durch ihre Erscheinung bei dem ersten Blick Alles in Schatten, was sie umgab. Mit einer imponirenden Gestalt verband sie Anmuth und Grazie in jeder Bewegung. Sie galt für die Persönlichkeit im Reich, welche am höflichsten sei und die meiste Lebensart besitze. Sie war keineswegs ohne Geist; man bemerkte an ihr rasche Fassungsgabe, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und des Ausdrucks. Auch zeigte sie Wohlwollen und Edelmuth, nur konnte man zweifeln, ob nicht jenes auf Schwäche, dieser auf Eitelkeit beruhe; aus ihrer Herablassung und Zuvorkommenheit durfte man nicht immer auf ihre Gnade schließen. Der griechischen Kirche bis zur Bigotterie ergeben, meinte sie mit dem äußerlichen Dienst aller sittlichen Pflicht genügt zu haben, rücksichtslos überließ sie sich ihren Vergnügungen und ihrer Sinnlichkeit, — wie ein österreichischer Gesandter sich glimpflich ausdrückt: sie denke nur darauf, was ihren menschlichen Regungen vollkommenes Genüge verschaffen könne; vor dem anbrechenden Morgen komme sie nicht zu Bett; auch in Putz, Spiel und Ueppigkeiten wolle sie die erste sein. Mit einer Art Raffinerie suchte man jede ihrer Stunden mit zerstreuendem Genuß auszufüllen. Von alle dem hingenommen, konnte sie die Staatsgeschäfte nicht lieben, wollte sie aber doch nicht aus der Hand verlieren, — hauptsächlich aus dem ehrgeizigen Wunsche, auf die europäischen Angelegenheiten einzuwirken, denn sie wollte allezeit als die Fortsetzerin ihres großen Vaters gelten.

Unter allen den Factionen, die den Hof entzweiten, hatte es ihr erster Minister, Graf Bestuschew, doch dahin gebracht, die Geschäfte unbedingt in seiner Hand zu vereinigen. Wie man an den Russen überhaupt noch orientalische Art und Sitte bemerkte, so erschien er lange Jahre hindurch beinahe wie ein Großwesir in Rußland. Gestützt auf den vornehmsten Günstling der Kaiserin, hatte er seine Nebenbuhler, — auch die, durch deren Hülfe er emporgekommen war — zu entfernen und seine Creaturen in die ersten Stellen zu bringen

1) Arneth, Maria Theresia III, S. 44.

gewußt. Nur selten sah ihn die Kaiserin, der er durch seine Trunksucht unangenehm wurde: man behauptete, er freue sich dessen, denn dadurch werde er um so unabhängiger. Der Aufwand, mit dem er lebte, verwickelte ihn in stete Verlegenheiten; er galt für höchst bestechlich. Aber inmitten des Genusses und der Intriguen entwickelte er eine bewundernswürdige Arbeitskraft; ganze Nächte saß er über den Akten; er hatte das Verdienst eines Geschäftsmannes, der seine Sache durchaus kennt, aber zugleich den Egoismus, ihrer ausschließlich Meister bleiben zu wollen. An Widersachern fehlte es ihm nicht, und noch immer regten sie sich: er lebte und webte in seinen Antipathien. Daß ihn der französische Gesandte hatte stürzen wollen, machte ihn zum Gegner des französischen Hofes und seiner Verbündeten; er schürte die Erbitterung seiner Fürstin mit einer Leidenschaftlichkeit gegen Frankreich, als hinge seine eigene Existenz davon ab. Hauptsächlich durch seinen Einfluß geschah es, daß Kaiserin Elisabeth, überdies geschmeichelt durch die geschickte Art und Weise, mit welcher der Wiener Hof sie behandelte, die wärmste Anhängerin desselben wurde [1].

Zu den persönlichen Einwirkungen kamen nun aber auch allgemeine politische Rücksichten. In dem größten nationalen Interesse, dem antiosmanischen, hatte Rußland seit mehreren Jahrzehnten Oesterreich auf seiner Seite, während Frankreich die Türkei noch immer in Schutz nahm und gegen die Kaiserhöfe aufreizte. So erschien Preußen als der natürliche Verbündete Schwedens; und sehr unangenehm ward man davon berührt, wenn Friedrich mit dem Churfürsten von Sachsen brach, der zugleich als König von Polen in jedem seiner Schritte seine Abhängigkeit von Rußland an den Tag legte. Die Feindseligkeiten gegen Frankreich und Preußen unterstützten einander, denn der russischen Uebermacht trat das eine im Orient, das andere im Norden entgegen: Bestuschew verfolgte beide mit gleichem Haß. Nach der unerwarteten Kriegserneuerung des Königs Friedrich im Jahre 1744 war es ihm leicht, die Kaiserin zu überreden, daß sie in demselben den unzuverlässigsten Nachbar habe, welcher vor Allem ein gefährlicher Nebenbuhler ihrer Autorität im Norden sei.

Die Entwürfe, die man Botta zuschrieb, wurden von Bestuschew

1) Der österreichische Gesandte, Graf Esterhazy, von dem sich eine ausführliche Depesche 26. Juli 1754 über den Hof verbreitet, und der preußische, Graf Finkenstein, von dem wir eine Relation vom Jahre 1749 über denselben haben, stimmen in den Hauptsachen vollkommen überein.

wieder aufgenommen und jene Allianzen geschlossen, die dem Feldzuge von 1745 vorausgingen. Einverstanden in der Absicht der Beraubung Friedrichs, bereitete sich die russische Regierung zu einer unmittelbaren Theilnahme an dem Kriege vor: die Kaiserin hat eines Tages vor ihrem Hausaltar knieend ein Gelübde gethan, das ihren Verbündeten gegebene Wort zu erfüllen, — als die raschen und entscheidenden Siege Friedrichs eben diese Verbündeten nöthigten, Frieden mit ihm zu schließen. Man begreift, wenn gleich darauf jener Vertrag von 1746 in einer diesem Frieden entgegengesetzten Intention zu Stande kam. Und nichts ward versäumt, um die Kaiserin auch fortan in dieser Stimmung zu erhalten. Man trug Sorge, daß die diplomatischen Berichte in einem entsprechenden Sinne abgefaßt wurden. Ein österreichischer Gesandter rühmt sich einmal, durch seine Mittheilungen über Preußen den Unwillen der Kaiserin auf das Aeußerste gesteigert zu haben [1].

Wie sehr diese Richtung damals in Rußland vorwaltete, zeigt ein Ukas, in welchem die Anordnung einer neuen Rekrutirung durch die Gefahr, welche dem russischen Reiche aus der Kriegsmacht des Königs von Preußen erwachse, motivirt wird. Denn dieser unbeständige und bundesbrüchige Fürst trachte nur danach, die Oberhand über alle seine Nachbaren zu erlangen. Sein in steter Uebung und Bewegung gehaltenes Heer sei jeden Augenblick zu einer Unternehmung gegen Rußland und dessen Verbündete fertig; er stehe mit den Feinden des Reiches, namentlich auch den Franzosen, in enger Verbindung; von allen Feinden sei er aber selbst der gefährlichste [2].

Im Anfang des Jahres 1748, als das Zustandekommen des Friedens in Aachen zweifelhaft wurde, setzte sich ein russisches Hülfscorps in Bewegung, um das Gewicht von Rußland für Oesterreich in die Wagschale zu werfen: ein guter General ward von dem Commando ausgeschlossen, weil er ein Unterthan des Königs von Preußen war.

Eine Demonstration, die keine weiteren Folgen hatte, da der Friede indeß wirklich zu Stande kam.

Seitdem waren jene Zeiten des Gleichgewichts zwischen England

[1] par des communications confidentes de la part de sa cour au sujet des plusieurs menées du roi de Prusse.

[2] Eigenhändig bestätigter Befehl der Kaiserin Elisabeth an den dirigirenden Senat. St. Petersburg, 27. Januar 1747.

und Frankreich, Oesterreich und Preußen eingetreten, die mit einer allgemeinen Agitation der europäischen Höfe verbunden waren. In Rußland wuchs die feindselige Agitation gegen Preußen noch immer an [1]). Wir erfahren von einer großen Conseilssitzung, die im Mai 1753 zu Moskau gehalten, und deren Resultat von den verschiedenen Mitgliedern unterschrieben worden war, nach welchem es als eine Fundamentalmaxime des russischen Reiches betrachtet werden solle, sich den Vergrößerungen des preußischen Staates zu widersetzen. König Friedrich sah darin das Werk seiner deutschen Feinde, doch waren darum die österreichischen Gesandten mit der Lage der Dinge in St. Petersburg nicht zufrieden. Sie klagen über die geringe Bedeutung, welche eine russische Verheißung habe, und das Hin- und Herwogen der einander bekämpfenden Parteien; jeder suche nur immer seinen Gegner zu stürzen, ohne Rücksicht auf die Folgen zu nehmen. Bestuschew fand eine immer wachsende Opposition, besonders unter Denen, welche er aus dem Collegium für die auswärtigen Angelegenheiten, weil sie ihm nicht bequem waren, gestoßen hatte, was denn nicht ohne Wirkung auf die Staatsgeschäfte blieb, wie das bei der im September 1755 verabredeten Truppenconvention zwischen England und Rußland zu Tage kam. Bestuschew hatte sie unterhandelt und abgeschlossen: er war reichlich dafür belohnt worden und hatte das ansehnliche Geschenk dieses Mal mit besonderer Freude empfangen; er wurde dadurch von einer drückenden Geldverlegenheit befreit. Auf seinen Rath war auch der Vicekanzler Woronzow durch gleiche Mittel dafür gewonnen worden. Es fehlte nichts, als die Ratification der Kaiserin. Unerwarteter Weise nahm diese Anstand, sie zu vollziehen: eine Bewegung dagegen trat ein, von der man in St. Petersburg kaum ein Beispiel hatte. Bei den in dem englischen Parlament gepflogenen Debatten war die Convention allgemein bekannt geworden: die Zeitungen hatten sie auch nach Rußland gebracht. Man las sie, noch ehe sie von der Kaiserin ratificirt war. Die Gegner Bestuschews ließen sie ins Russische übersetzen, kritisirten sie Artikel für Artikel und brachten ihre Ausstellungen dagegen an die Kaiserin. Die vornehmsten waren, einmal, daß die russischen Truppen, deren man eben ausgebrochener Unruhen halber im Innern bedürfe, laut des Vertrages in entfernte Regionen, in die österreichischen Niederlande geführt werden konnten, und sodann, daß die stipulirten

1) Partikular-Relation des Grafen Esterhazy, 10. Juli 1754. Wiener Staatsarchiv.

Subsidien nicht hinreichen würden, die Truppen in Gegenden, wo Alles so theuer sei, zu unterhalten [1]): Bestuschew habe da einen für das Reich und die Kaiserin nachtheiligen Handel abgeschlossen; Argumente, für welche die Kaiserin sehr empfänglich war. Nachdem sie die Ratification, mannichfachen Mahnungen zum Trotz, von einem Termin zum andern hatte liegen lassen, entschloß sie sich endlich, sie zu unterschreiben, aber den geheimen Besprechungen die sie darüber pflog, zufolge mit einer limitirenden Declaration, von weitester Bedeutung. Die russischen Truppen, heißt es darin, sollten weder nach den Niederlanden, noch selbst nach Hannover geführt werden, so daß die Verwendung derselben einzig gegen Preußen möglich geblieben wäre. Denn nur gegen diese Macht unmittelbar an den Grenzen hatte die Kaiserin Neigung vorzugehen. Sie war darin von dem englischen Gesandten Williams bestärkt worden, welcher der bisherigen Politik gemäß die Versicherung gab, — nur eben gegen Preußen solle die russische Armee gebraucht werden.

Allein in England konnte man die Convention in ihrer modificirten Gestalt nicht brauchen. Was man den casus foederis nennt, wurde dadurch auf den Angriff Preußens gegen England und Hannover beschränkt. Dies war jedoch eine Eventualität, die sich nach den soeben mit König Friedrich getroffenen Verabredungen nicht mehr erwarten ließ. Das Ereigniß ist, daß in der Politik von England und von Rußland eine Abwandelung nach den entgegengesetzten Seiten hin vor sich ging. Die Direction gegen Preußen, welche bei der Convention ursprünglich intendirt war, wurde von England verlassen, von Rußland dagegen um so stärker hervorgehoben.

Auch ohne von dem Allen unterrichtet zu sein, und trotz seiner Vorliebe für die alte Verbindung zwischen England und Rußland, konnte doch der englische Gesandte sein Mißvergnügen über den Umfang der dem Vertrage hinzugefügten Modificationen nicht unterdrücken. Erst als man ihm sagte, man werde sie, wenn er sich weigere sie anzunehmen, durch den russischen Botschafter in England vorlegen

1) Esterhazy 17. Februar: „Hat man hiesiger Seits dem englischen Ministerio bei der Auswechselung einer Declaration vorgelesen, vermöge welcher der hiesige Hof sich entschuldigte und expresse Vorbehalts, seine Truppen weder nach den Niederlanden noch nach Hannover marschieren zu lassen, zumal da die englischen Subsidien bei weitem nicht zureichend wären, solche in diesem theuern Lande unterhalten zu können.“ Die von Williams bekannt gewordenen Notizen sind sehr unzureichend. Ob diese Declaration irgendwo authentisch mitgetheilt worden ist, ist mir unbekannt geblieben.

lassen, nahm er sie an. Kaum aber war dies geschehen: zwei Tage darauf empfing er die Neutralitätsacte, die zwischen Preußen und England vereinbart war, die er dann mit einer Erläuterung darüber dem russischen Hofe zu notificiren hatte. Diese besagte, daß damit das System der alten Allianz keineswegs aufgehoben sei, noch der Freundschaft der beiderseitigen Souveräne Eintrag geschehen solle. Aber wie wäre der schneidende Widerspruch, der zwischen den beiden Actenstücken obwaltete, auch nur einen Augenblick zu verhehlen gewesen. Die Kaiserin nahm das schwerste Aergerniß daran. Sie hatte sich gewöhnt, den König von Preußen als ihren Feind, den König von England als ihren Verbündeten zu betrachten und mit dem letzten gegen den ersten vorzugehen gemeint, und mußte nun erleben, daß in dem Augenblicke, als sich diese Absicht zu realisiren schien, ihr Verbündeter mit ihrem Feinde einen Vertrag abschloß, der diesen vor ihren Steitkräften sicherte. Sie glaubte dadurch eine Mißachtung zu erfahren, die sie nicht dulden dürfe. Was in Wien mehr Vorwand gewesen, ward in Petersburg eine Wahrheit. Erfüllt von feindseligen Gefühlen gegen Preußen, wie die Kaiserin war, wurde sie, die Tochter Peter des Großen, durch die Verbindungen Englands mit dieser Macht in hohem Grade aufgeregt. Sie bereute jetzt, die von ihrem Großkanzler mit England geschlossene Convention auch nur unter den erwähnten Bedingungen angenommen zu haben. Wir lernen da einmal die Kaiserin Elisabeth in ihrer persönlichen Stellung in Bezug auf die Staatsgeschäfte kennen. Eines Tages bei einem Hoffeste, welches die Vermählung einer Staatsdame veranlaßte, ergriff sie die Gelegenheit, die ihr die Gegenwart des österreichischen Botschafters, Grafen Esterhazy, darbot, mit ihm zu sprechen. Sie sagte ihm, sie könne ihr Erstaunen über den Schritt, welchen der König von England durch die Abkunft mit Preußen gethan habe, nicht bergen. Wenn derselbe versichere, daß dadurch seiner Freundschaft mit ihr nicht der mindeste Abbruch geschehe, so werde das mehr als zweifelhaft durch das Geheimniß, mit welchem die Verhandlung gepflogen worden und zwar zu einer Zeit, in welcher die Convention über die Verwendung ihrer Truppen ihr zur Ratification vorgelegen habe. Zwischen beiden sei der größte Widerspruch. Bei der Convention zwischen Rußland und England liege die Absicht zu Grunde, der Vergrößerungsbegier des Königs von Preußen ein Ziel zu setzen, der englische Gesandte habe dieser Intention den unzweideutigsten Ausdruck gegeben: sie entspreche dem Zwecke der alten Allianz und dem gemeinen Besten der Verbündeten. Aber die so eben

mitgetheilte Convention des Königs von England mit Preußen erwecke den Argwohn, daß dieser Fürst überhaupt von dem System der alten Allianz abzugehen entschlossen sei. Sie fragte Esterhazy, wie man diese Angelegenheit in Oesterreich auffasse. Der Botschafter, der durch vorläufige Andeutungen aus der Umgebung der Kaiserin schon darauf vorbereitet war, daß sie über diese Sache mit ihm reden werde, antwortete mit Bedacht, er sei über die Meinung seines Hofes noch nicht unterrichtet, aber auch ohnedies könne er versichern, daß derselbe die nämliche Gesinnung hege, die sie ausspreche; was in Petersburg gemißbilligt werde, mißfalle auch in Wien, denn so bringe es das gemeinschaftliche Interesse der beiden Höfe mit sich: er habe dies vor einigen Monaten in einer Denkschrift, von der ihr der Großkanzler Kunde gegeben haben werde, auseinandergesetzt, sie werde daraus die bundesgemäße und freundschaftliche Gesinnung des Wiener Hofes gegen den russischen ersehen haben. Ihm in das Wort fallend, bemerkte die Kaiserin, sie habe von einer solchen Denkschrift niemals etwas vernommen, sie erkenne daran das Verfahren ihres ebenso nachlässigen, wie herrschsüchtigen Großkanzlers. Sie erging sich dann in heftigen Ausrufungen gegen Bestuschew, seine Eifersucht gegen Jeden, der ihm etwa gefährlich zu werden drohe, seine persönlichen Eigenschaften, durch die er ihr unausstehlich werde, selbst seinen, wie sie sagte, die Worte zwischen den Zähnen hervorzischelnden Vortrag. Sie verbreitete sich mit Unwillen über sein Verhältniß zu dem Großfürsten, mit dem er gut stehe, und zu dessen Gemahlin; sie beschwerte sich laut über die Hartnäckigkeit, mit welcher der präsumtive Thronfolger ihr entgegentrete. Dagegen drückte sie ein unbedingtes Vertrauen zu der Zuverlässigkeit und Geradsinnigkeit Esterhazy's aus. Alles was sie sagte, gab davon Zeugniß [1]).

Der persönlichen Uebereinstimmung der Herrscherin mit seinem

1) Ausführliche Erzählung Esterhazy's in dem Post scriptum dato 23. Februar 1756. — Nur eine Stelle mag ihrer sonstigen Merkwürdigkeit wegen wörtlich notirt werden. „Hiernach verfielle die Rede auf den Großfürsten und Beschwerte Sich die Kaiserin, wie wenig Vernunft und application bei den Herrn vorwalte, wie kindisch und unausgemessen sein ganzer Betrag überhaupt und sonderlich, wie hartnäckig Er wegen des Hollsteinischen Austausches auf seiner Meinung verseßen sei; ohne daß weder Gut noch üble Worthe, Bitten, noch ernstliche und scharffe Angehungen den mindesten Eindruck all — Ihres Verwendens ungeachtet erwürken können. Mit den Groß-Canzler dargegen, den weder Er, noch seine Gemahlinn vor Kurzem gut gewollt, seyen dermalen Beide die allerbesten." Aus den Memoiren Katharinas ergiebt sich, daß das bessere Verhältniß 1753 begonnen hat. (Mémoires de l'Impératrice Catherine II., précédées par A. Herzen S. 185.)

Hofe sicher, wendete sich nun Esterhazy an den Großkanzler. Was auch die Kaiserin gegen ihn gesagt haben mochte: in dieser Sache stimmte er mit ihr überein. Und auch von Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Woronzow war keine Rede. Sie lehnten die Vermuthung ab, als sei die Truppenconvention, wie man argwöhne, der Subsidien halber geschlossen worden; lediglich zum allgemeinen Besten der Allianz sei es geschehen. Wäre die mit Preußen verabredete Neutralitätsacte nur zwei Tage früher eingetroffen: so würde die Truppenconvention niemals ratificirt worden sein: die Kaiserin müsse sich für betrogen halten, da dadurch alle ihre mit Vorwissen von England getroffenen Vorkehrungen aus dem Geleise gebracht worden wären. Und wenn nun Graf Esterhazy sich auf entsprechende Weise über die Neutralitätsacte äußerte, so gaben ihm die beiden Kanzler die Versicherung, daß ihre Gebieterin an ihrem Bunde mit der Kaiserin-Königin festzuhalten entschlossen sei. Die Entfremdung von England diente nur dazu, das Einverständniß mit Oesterreich inniger und vertraulicher zu machen.

Nicht alle russischen Staatsmänner waren dieser Ansicht. Ganz eine andere hegte der Gesandte in Wien, Graf Kayserling. Der in Stockholm beglaubigte Minister Panin gab die Meinung kund, daß die Neutralitätsacte, durch welche die Verbindung Schwedens mit Preußen im Gegensatz gegen Rußland gelockert werde, dem russischen Staatsinteresse eher vortheilhaft sei, als nachtheilig. Sie machten jedoch damit keinen Eindruck in Petersburg.

Hier wurde man soeben veranlaßt, die Frage über das Verhältniß zu England in formelle Berathung zu ziehen.

Denn da in einem geheimen Artikel der Convention stipulirt war, daß nach Auswechselung der Ratificationen hunderttausend Pfund Subsidien gezahlt werden sollten, und diese Zahlung nunmehr fällig wurde, wie denn das Geld bereit lag: so war Beschluß zu fassen, ob dieselbe auch nach den der Ratification beigefügten Beschränkungen des Vertrages noch annehmbar sei, da diese in London nicht hatten vorausgesetzt werden können und die Annahme des Geldes den Schein einer Bestätigung der ursprünglichen Convention haben werde. Die Frage war von so hoher Wichtigkeit, — denn sie entschied zugleich über das Verhältniß zwischen Rußland und England überhaupt, daß man sie in einer großen Conseilsversammlung zu erörtern für rathsam hielt. Dies war die Form, welche Bestuschew jeder andern Art, seinen Ansichten Beistimmung zu verschaffen, vorzog. Die Sitzung fand am 25. März 1756 Statt: — in Gegenwart der Kaiserin und

des Großfürsten-Thronfolgers. Die beiden Kanzler waren zugegen und andere Großwürdenträger des Staates, der Admiral und der General der Landarmee, der Oberprocurator, der Oberhofmarschall; auch die beiden Schuwalows, der Günstling und dessen Bruder, der in hoher Würde stand, fehlten nicht. Bestuschew eröffnete die Sitzung mit einem Gutachten, das nach mancherlei Windungen damit schloß, die Annahme des Geldes anzurathen. Die Kaiserin, wenig gerührt durch die für sie eingeflochtenen Lobeserhebungen, erklärte vielmehr, sie würde dadurch vor den Augen Europas entehrt werden. Sie wendete sich mit Heftigkeit gegen den Urheber der Convention, den Großkanzler, der von seinen besonderen Absichten geleitet, die Geschäfte allein in den Händen zu behalten suche. Sie verwies ihn mit Nachdruck auf die von ihrem großen Vater getroffenen Anordnungen, nach denen ein Collegium für die auswärtigen Angelegenheiten bestehen und über dieselben Berathung pflegen sollte. In diesem Sinne erhoben sich nun auch einige andere Stimmen; der Großkanzler gerieth in Bestürzung; die Thränen traten ihm in die Augen; aber er blieb dabei, daß er nichts annehmen könne, was seiner Ehre zuwider laufe. Insofern die Berathung das allgemeine Verhältniß zu England betraf, wich er keinen Schritt breit zurück. Vielleicht zum ersten Male hat sich hierbei der Einfluß der Gemahlin des Großfürsten-Thronfolgers, der späteren Kaiserin Katharina der Zweiten, wirksam erwiesen. Der englische Botschafter stand mit ihr in einer Correspondenz politischen Inhalts und kann den Eifer nicht genug rühmen, mit dem sie die Meinung, daß man das englische Bündniß der preußischen Neutralitätsacte zum Trotz nicht fallen lassen dürfe, weil sie doch das System der alten Allianzen in sich schließe, vertheidigte und ihr Raum verschaffte. Bei der Abstimmung waren sechs Stimmen, zu denen die des Großfürsten und des Großkanzlers gehörten, für die Beibehaltung der nun einmal abgeschlossenen Convention mit England: vier Mitglieder, unter ihnen der Vicekanzler, sprachen sich dagegen aus. In Bezug auf die Subsidien einigte man sich, daß die Annahme derselben aufgeschoben und von der Antwort abhängig gemacht werden solle, welche der englische Hof auf die der Ratification beigefügte beschränkende Declaration geben werde [1]).

Wenn nun aber hierbei wirklich die Hoffnung zu Grunde gelegen hat' daß die beschränkende Declaration in England angenom-

1) Ueber diese Vorgänge sind die Berichte des Grafen Esterhazy an den österreichischen Staatskanzler vom 30 März 1756 ausführlich und unterrichtend. Einige Notizen stammen von dem englischen Gesandten Williams.

men werden würde, so zeigte sich bald, wie falsch es sei. Ihre Mittheilung wurde mit Beschwerden über das Verfahren Englands in dieser Sache eingeleitet. Der englische Minister fand diese sehr schwach und glaubte sie ohne Mühe widerlegt zu haben; was aber die Declaration anbetreffe, so bat er nur dieselbe mit undurchdringlichem Geheimniß zu bedecken: England dürfe sie unter keinen Umständen annehmen, denn sie würde den König von Preußen mit Recht im höchsten Grade aufregen. So kam sie nach Petersburg zurück, wo man doch Bedenken trug, das alte Verhältniß mit England deshalb abzubrechen. Man verschob die definitive Entscheidung darüber auf den Ausgang der mit Oesterreich begonnenen Unterhandlungen, die nun ohne weitere Rücksicht auf England geradezu gegen Preußen gerichtet waren. Denn dahin führte nun einmal die Antipathie der Kaiserin und die Direction, welche der Staat überhaupt genommen hatte. Dem früheren Beschlusse, den wir kennen, ward damals der neue hinzugefügt, ohne weitere Discussion auf den König von Preußen loszugehen, sobald derselbe einen Alliirten Rußlands angreife oder auch wenn er von einem solchen angegriffen werde. Auf eine für Fernstehende kaum begreifliche Weise widerspruchsvoll wurde nun die russische Politik. Durch die zwischen Preußen und England verabredete Neutralitätsacte beleidigt, wäre Kaiserin Elisabeth ihrerseits bereit gewesen, die Verbindung Rußlands mit England überhaupt fallen zu lassen und auch hierin den Vorgang Oesterreichs zu folgen. So weit ging ihr Großkanzler nicht; er meinte mit England nicht zu brechen und Preußen dennoch anzugreifen. Hierbei ging er dann so entschieden wie möglich zu Werke; auf das unter seinem Einfluß gefaßte Conseilsdecret gestützt, war er bereit, ohne daß der in der Allianz von 1746 vorgesehene Fall vorgelegen hätte, mit der Kaiserin-Königin zur Wiedereroberung Schlesiens gemeinsame Sache zu machen. Der Abschluß einer nähern Vereinbarung zu diesem Zwecke wurde nur dadurch verzögert, daß Maria Theresia nichts unternehmen wollte, ohne Frankreichs gewiß zu sein. Esterhazy berichtet, die Russen seien ihm mit ihren „vigorosen" Entschließungen zuvorgekommen. Er bat sie nur um das tiefste Geheimniß, weil die Negociation mit Frankreich doch ja auch noch fehlschlagen könne. Am 5. April 1756 hatte er noch einmal eine sehr eigenthümliche Audienz bei der Kaiserin in Gegenwart der beiden Kanzler. Er gab ihr Nachricht von dem Fortgang der Unterhandlung mit Frankreich, von dem man jetzt erwarten dürfe, daß es sich von der Allianz mit Preußen lossagen und die Eroberung von Schlesien zulassen werde: wenn diese Unterhand-

lung zum Ziele führe, — sonst aber nicht, sei die Kaiserin-Königin entschlossen, den gemeinsamen Feind beider Kaiserstaaten, den König von Preußen, in engere Grenzen einzuschließen und ihm Schlesien wieder zu entreißen; in Oesterreich werde man alle Kräfte dazu anspannen; man halte sich überzeugt, von russischer Seite werde dasselbe geschehen. Die Kaiserin hörte den Vortrag mit großer Aufmerksamkeit an. In ihrem Namen antwortete Bestuschew, Oesterreich könne auf sie zählen, möge nun die Verhandlung mit Frankreich zu dem erwünschten Ergebniß führen oder auch nicht. Schon seit drei Jahren habe sie sich im Einverständniß mit England dazu vorbereitet: wenn der König von England sich plötzlich mit ihrem Feinde verbinde, so könne sie sich dadurch in ihrem Vorhaben nicht irre machen lassen. Eben sei sie im Begriffe gewesen, der Kaiserin-Königin eine Offensiv-Allianz anzutragen: sie werde ihr Hülfe leisten, nicht allein in Hoffnung auf einen zu erlangenden Vortheil, sondern selbst auf die Gefahr hin, Schaden zu erleiden. Mit Lebhaftigkeit sprach sich auch der Vicekanzler in diesem Sinne aus: Esterhazy wollte bemerken, daß er verschiedene Argumente und Betrachtungen, welche in den österreichischen Vorstellungen vorgekommen waren, wiederhole. Nicht aber eine Audienz von gewohnter Form war es, in der alles dies vorfiel. Es war der Zwischenact einer großen Cour, bei der auch der englische Gesandte Williams zugegen war, ohne eine Ahnung davon zu haben, was zwischen der Kaiserin, den beiden Kanzlern und dem österreichischen Botschafter vorging. Um ihn nicht etwa doch Verdacht schöpfen zu lassen, trat Kaiserin Elisabeth unmittelbar nachher an ihn heran, mit aller möglichen Unbefangenheit in ihren Mienen, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, von dem sie voraussetzte, es würde ihm angenehm sein.

Es leuchtet ein, daß diese, wenngleich vorbereiteten, doch formlosen gegenseitigen Versicherungen noch nicht genügten. Am Tage darauf wurden sie zwischen Esterhazy und den beiden Kanzlern ministeriell bestätigt und fixirt. Jedoch war Alles, wie sich versteht, vorläufig und unverbindlich, so lange man Frankreichs nicht sicher war, dessen Mitwirkung die Kaiserin-Königin zur Bedingung des Unternehmens überhaupt machte.

1) Die ausführlichen Berichte Esterhazy's hierüber sind vom 22. April.

Zehntes Capitel.

Fernere Verhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich im März und April 1756.

Dem Wiener Hofe war von Frankreich die Wahl gelassen worden, ob er auf den Grund seiner ersten geheimen Vorschläge oder über den in Paris aufgestellten Entwurf der Neutralität und Defensivallianz unterhandeln wolle. Kaunitz fand die Wahl nicht rathsam; denn leicht könne man mit dem ersten völlig scheitern, und wenn der andere Weg auch nicht dazu führe, Frankreich von Preußen zu trennen, so diene er doch immer, ein gutes Vernehmen mit demselben zu begründen, und man habe dann einen Feind weniger. Er fürchtete dabei noch immer den Widerstand des Ministeriums, das sich den gewohnten Einwirkungen von preußischer Seite nicht entziehen werde; dessen Absicht wohl nur dahin gehe, den König zu dem Geständniß, daß er gefehlt habe, zu bringen, und dann die alte Vertrautheit wieder zu erneuern. Wie viel schwerer aber mußte alles werden, wenn nun neben den von Frankreich ausgegangenen Anträgen auch die österreichischen geheimen Vorschläge zur Erörterung gebracht wurden. Dennoch entschloß sich Kaunitz, sie mit den andern zu verbinden, denn nur auf diesem Wege war der große Zweck, den er vor Augen hatte, zu erreichen. Es mußte als ein Glücksfall angesehen werden, daß eine der größten Schwierigkeiten, die für Oesterreich aus seinen Anträgen hervorgingen, durch die Lage der Dinge am französischen Hofe so gut wie hinweggeräumt wurde.

Es war die dem Prinzen von Conti eröffnete Aussicht, ihn zum polnischen Thron zu befördern. Denn das würde bei dem russischen Hofe auf starken Widerspruch gestoßen sein. In Wien vernahm man mit Vergnügen, daß die persönliche Stellung des Prinzen von Conti es nicht mehr nöthig mache [1]). In so fern lag für Oesterreich ein

1) „Den verminderten Credit des Prinzen von Conty, und die abgeänderte Gesinnung des Königs". Rescript vom 6. März.

wesentlicher Vortheil darin, daß die Verhandlung mit dem König in die Hände der Frau von Pompadour gerathen war. Man erwartete in Wien überhaupt, daß der französische Hof aus einer künftigen Königswahl in Polen keine Hauptbedingung machen, sondern sich mit den ihm näher liegenden Gegenständen begnügen werde.

Ueber einen von diesen, die Nothwendigkeit der Erneuerung eines guten Verhältnisses zwischen Frankreich und Spanien, verständigte man sich ohne Mühe. Es war jetzt auch der Vortheil von Oesterreich, den englischen Einfluß am spanischen Hofe auszuschließen und, wie man sich ausdrückte, den Bourbonismus wiederherzustellen. Einen entscheidenden Moment bildete dafür die mit Parma vorgeschlagene Auskunft. Denn die Entfernung Don Philipps aus Italien machte auch den Ansprüchen desselben auf den neapolitanischen Thron ein Ende; — man meinte, aus diesem Grunde selbst auf einen Beitrag Spaniens zu den erwachsenden Kosten rechnen zu können [1]). Erhebliche Geldbeiträge forderte man auch deshalb, weil der Ausfall der englischen Subsidien am russischen Hofe durch französisch-österreichische gedeckt werden müsse, Oesterreich solche aber schlechterdings nicht zu leisten vermöge, vielmehr bedürfe es selbst einer monatlichen außerordentlichen Beihülfe.

Es liegt auf der Hand, wie unendlich schwer es werden mußte, in alle dem etwas Definitives zu erreichen. Von Spanien wurden auch geringfügige Zahlungen schon deshalb verweigert, weil sie einen Wechsel des Systems andeuten würden, zu dem man sich nicht entschließen konnte. Ueber den beabsichtigten Austausch selbst gingen die Ansichten zwischen Frankreich und Oesterreich noch weit auseinander. Die wesentlichste Differenz aber, an der alles scheitern konnte, stellte sich noch immer in Bezug auf den König von Preußen heraus.

Die Reciprocität, welche Oesterreich annahm, legten Rouillé und Bernis so aus, daß Frankreich der Kaiserin-Königin freie Hand gegen Schlesien lasse, so wie diese dem französischen Hofe gegen England; jeder Theil erlaube dem andern, an seinem Feinde Rache zu nehmen; selbst aber offensiv gegen den König von Preußen vorzugehen, dazu sei man von französischer Seite nicht entschlossen, wie man auch von Oesterreich keine Offensive gegen England fordere.

1) „Durch die Vorstellung, was der spanischen Monarchie durch das Etablissement des Don Philipp und durch die Berichtigung der künftigen neapolitanischen Thronfolge für eine ungemeine Größe und mit keinen Schätzen zu bezahlender Vortheilen zuwachse".

Nun gingen aber die Vorschläge Oesterreichs noch viel weiter. Von Anfang machte man sich in Wien wenig Hoffnung, den König von Preußen ohne Beihülfe auch seiner andern Nachbarn niederzuwerfen; wie ja Kaunitz schon im Jahre 1749 alle Aussicht auf Erfolg an diese Bedingung geknüpft hatte. Der österreichische Antrag war auch jetzt, den Fürsten, die man gewinne, eine Schadloshaltung aus den Gebieten des Königs von Preußen zu versprechen und sie zugleich vor seiner Rache sicher zu stellen; dazu aber sei nothwendig, den König zu einer solchen Ohnmacht herabzubringen, daß er Niemand mehr schaden könne [1]).

Hierin lag die Summe des ganzen Antrags; aber es springt in die Augen, wie schwer es werden mußte, damit durchzudringen.

König Ludwig XV. zeigte sich geneigt, Subsidien an Oesterreich zu zahlen, aber selbst an einem Angriff gegen seinen bisherigen Verbündeten Theil zu nehmen, lehnte er mit Bestimmtheit ab [2]).

Wenn nun aber von einer völligen Niederwerfung des Königs von Preußen, eigentlich einer Vernichtung seiner Machtstellung die Rede war, wie hätte man nicht in Frankreich der politischen Nothwendigkeit gedenken sollen, die dem alten Verhältniß mit Preußen zu Grunde lag. Würde nicht das Haus Oesterreich wieder allzumächtig werden? Wer stehe dafür, daß Oesterreich, wenn Preußen bezwungen sei, nicht seine Allianz mit den Seemächten wieder aufnehme und seine Kräfte gegen Frankreich richte? Die Beschränkungen, unter welchen dem Prinzen von Parma ein Theil der Niederlande angeboten wurde, schienen eine Rückkehr zu der alten Allianz offen erhalten zu sollen.

Bedenken, die so sehr auf der Hand lagen, daß man nirgends, wohin auch immer die Gerüchte von einer Annäherung zwischen Frankreich und Oesterreich drangen, an das Zustandekommen irgend einer Verbindung zwischen ihnen glaubte; von der Tragweite der damaligen Vorschläge hatte vollends Niemand eine Ahnung. Am wenigsten glaubte der Fürst daran, gegen den ihre Spitze gerichtet war. Friedrich hörte von einer wachsenden Vertraulichkeit des französischen Gesandten in Wien, Aubeterre, mit dem Grafen Kaunitz, aber die

1) „Réduire ce prince“ dans un état à ne pouvoir jamais nouir à personne.

2) Mémoire de Kaunitz: qu'on nous laisseroit agir contre le roi de Prusse, et qu'on nous fourniroit des secours d'argent, le roi ne voulant pas nous donner des secours offensifs.

Zeichen der Freundschaft schienen ihm zu stark, als daß er an ihre Wahrhaftigkeit geglaubt hätte. Was man ihm aus Paris von den Conferenzen zwischen Starhemberg und Bernis schrieb, verlor seinen Stachel, als man ihm das Aufhören derselben meldete, das durch eine Unpäßlichkeit des Abbé veranlaßt wurde. Er traute dem französischen Ministerium die Kühnheit eines solchen Entschlusses, durch den es sich einem allgemeinen Krieg aussetzen würde, nicht zu. In der Meinung, nur eben aus seinem Neutralitätsvertrag nehme man österreichischer Seits das Motiv her, die französischen Minister zu gewinnen, hielt er es für rathsam, denselben die Beweggründe seiner Politik noch einmal ausführlich darlegen zu lassen [1]).

Die ihm von Oesterreich beigemessene Absicht auf eine neue Gebietsvergrößerung wies er mit aller Entschiedenheit zurück. „Ich berufe mich auf das Urtheil aller nicht im Voraus eingenommener Menschen, ob ich bei dem Abschluß einer Neutralitätsconvention daran habe denken können, mich auf Kosten meines Nachbarn zu vergrößern, ob ich nicht im Gegentheil dadurch den Entschluß an den Tag gelegt habe, Deutschland, meinem Vaterland, vollkommene Ruhe zu sichern, sowie den Besitzungen, die ich von der Vorsehung erhalten habe. Die Fürsten des Reiches haben mich größtentheils ihrer Dankbarkeit und Hingebung dafür versichert. Die Neutralität auf die Niederlande zu erstrecken, habe ich in der Absicht vermieden, um nicht in die allgemeine Unruhe verwickelt zu werden und die Action der Franzosen nicht zu beeinträchtigen." Er erinnert nun an sein in den letzten Jahren beobachtetes Verhalten gegenüber den Oesterreichern. „In einem Augenblicke (1745), wo ich nach meinem Belieben über Sachsen verfügen konnte und Niemand im Stande war, mir dieses Land zu entreißen, habe ich meine Eroberung freiwillig aufgegeben, einzig aus Liebe zum Frieden. Ich fordere Jedermann auf, anzugeben, ob ich in dem seitdem verflossenen elfjährigen Zeitraum die allermindeste Absicht an den Tag gelegt habe, mich zu vergrößern. Von keiner Anmuthung habe ich mich dazu hinreißen lassen, meine Aufmerksamkeit ist einzig auf das Wohl meiner Staaten und meiner Unterthanen gerichtet gewesen. Wie ganz anders dagegen die Kaiserin-Königin!"

1) An Knyphausen, 16. März: Un projet pareil seroit trop biscornu et s'accorderoit mal avec la variation et la timidité du ministère de France, — il me paroit être impossible, qu'il voudroit songer à présent d'entreprendre des choses, qui par une suite immanquable rendroient la guerre générale.

Er bemerkt, daß sie durch die Vermählung eines Erzherzogs mit der Erbin von Modena und Mirandula diese Herzogthümer an ihr Haus zu bringen gesucht; in der Sache von St. Remo habe sich ihre Regierung mit anmaßendem Stolze gegen Genua betragen, denn Oesterreich halte sich nun einmal für befugt, den anderen italienischen Staaten Gesetze vorzuschreiben; im Widerspruch mit unzweifelhaften Rechten des Hauses Baiern habe es sich zum Meister von Wasserburg machen wollen, eines wichtigen Platzes für den Krieg und den Handel; es habe seine Intriguen in Polen spielen lassen, um einen Prinzen seines Hauses, oder einen Czartorisky auf den polnischen Thron zu setzen und nichts verabsäumt, um den russischen Hof dafür zu gewinnen.

Der König wußte wohl nicht, daß auch noch in dem damaligen Augenblick über die Angelegenheit von St. Remo zwischen dem kaiserlichen und dem französischen Hofe widerwärtige Noten gewechselt wurden; er erinnerte diesen an den Einfluß, den sich Oesterreich im Gegensatz mit ihm sogar in Spanien zu erwerben gewußt, und an die Nachrichten, die er von seinem Gesandten in Regensburg über den Despotismus, welchen der kaiserliche Hof am Reichstag auszuüben trachte, erhalten haben werde. Wofern nun dennoch Frankreich, wie man sage, den Plan, das Kaiserthum in dem Hause Oesterreich zu verewigen, begünstige, so müsse er sich zu trösten wissen, trotz seiner Meinung, daß darüber nur durch einhellige Wahl der Churfürsten verfügt werden dürfe.

Wenn es die heutige Form der Geschichtschreibung noch zuließe, mehr oder minder fingirte Reden in die Erzählung einzuflechten, so würde man sich versucht fühlen, die Argumente Friedrichs mit oratorischem Schmuck zu umgeben und dadurch vielleicht noch eindringlicher zu machen; man würde weiter so fortgehend auch die Erwägungen, die in Frankreich gepflogen wurden, in Rede und Gegenrede einander gegenüberstellen können.

Eigentlich der größte Theil der angesehenen französischen Staatsmänner war für den König von Preußen. Sie hatten sich ihren Ruf, und was mehr sagen will, ihr politisches und militärisches Bewußtsein im Bunde mit Preußen, dessen Emporkommen sie als ihr Werk betrachteten, im Gegensatz mit Oesterreich, das sie als den unversöhnlichen Feind von Frankreich ansahen, erworben. Und weshalb solle man sich mit Oesterreich, von dem man nichts mehr zu befürchten habe, verbinden? Auch in Italien sei das Uebergewicht der bourbonischen Macht gesichert. Man würde sich nur eine Last auflegen

und die kleineren deutschen Staaten entfremden, die Vortheile, die man dem westphälischen Frieden verdanke, vernichten. Ein System, bei dem man sich wohl befinde, dürfe man nicht so leicht aufgeben [1]).

Dagegen aber wendete man von der andern Seite ein, wenn Oesterreich für Frankreich nicht mehr zu fürchten sei, so folge daraus, daß auch Frankreich nicht mehr furchtbar für Oesterreich zu sein brauche.

Der französische Gesandte in Wien, der von den eingeleiteten Unterhandlungen nichts wußte, und nur eben das wiederholte, was in der Gesellschaft des Staatskanzlers geäußert wurde, sendete eine Denkschrift über die Politik von Oesterreich ein, in der er die Motive gegenseitiger Verständigung auf eine Weise hervorhob, die wieder auf das Ministerconseil vielen Eindruck machte.

In seinen Berichten nimmt er überhaupt Partei für die Haltung Oesterreichs im Verhältniß zu Preußen, selbst noch ehe eine Differenz Friedrichs mit Frankreich zum Vorschein gekommen war; doch bleibt auch er bei dem Gedanken stehen, daß Frankreich die beiden rivalisirenden Mächte von Deutschland im Gleichgewicht halten müsse. Um vieles weiter aber gingen jetzt die vorwaltenden Tendenzen. Man meinte den König von Preußen für seine geheimen Verhandlungen mit dem Feinde von Frankreich strafen zu müssen, auch verbunden mit Oesterreich werde man doch die kleinen Fürsten in Schutz nehmen können; und überhaupt liege ein Vortheil darin, an Stelle der vielen kleinen Bundesgenossen Einen großen zu haben, auf den man sich verlassen dürfe und gegen den man die alte Animosität nicht mehr nähre; im Bunde mit Oesterreich werde Frankreich sicher sein, die Oberhand auf dem Continent zu behaupten: Holland, nicht mehr bedroht, werde neutral bleiben; Spanien, wegen Italiens unbesorgt, werde alle seine Kräfte zum Kampfe gegen England zu verwenden im Stande sein.

So lauten die Argumente, die man einander entgegenstellte.

Aber nicht durch allgemeine Erwägungen pflegen die Entschlüsse der Menschen bestimmt zu werden; persönliche Impulse, die jenseit derselben liegen, haben daran in der Regel den meisten Antheil.

Die Marquise de Pompadour, durch welche die erste Verhandlung über eine engere Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich eingeleitet worden war, gewann an Ansehen bei dem König, als ihre Antipathie gegen Preußen durch den Neutralitätsvertrag gerechtfertigt

1) Vergl. das Schreiben Starhembergs an Madame de Pompadour. Flassan VI. 15.

zu werden schien. Ihre Mitwirkung war bei der Wiederaufnahme der geheimen Verhandlung unendlich wichtig. Sie vermittelte, daß der dabei unentbehrliche Abbé Bernis in dem Vertrauen des Königs befestigt wurde.

Kaunitz säumte nicht, sich noch einmal an sie zu wenden, wie er sagte, an die liebenswürdigste Frau der Welt; die Marquise antwortete ihm auf eine Weise, durch die auch er sich persönlich geschmeichelt fühlte. Diese wunderliche Beziehung, aus früheren gesellschaftlichen Begegnungen stammend, wurde in dem damaligen Augenblick ein wesentliches Moment für die Führung der großen Geschäfte.

Man hat oft behauptet, und es ist allgemein geglaubt, in unzählige Geschichtsbücher ist es aufgenommen worden, die Kaiserin-Königin selbst habe sich überwunden, der Maitresse des Königs von Frankreich in einem sie fast als eine Gleiche behandelnden Ton zu schreiben. Maria Theresia hat das später in vertrauten Privatbriefen in Abrede gestellt[1]; man muß diese Erzählung ohne Zweifel verwerfen. Nur Geschenke machte die Kaiserin der Marquise, und auch diese waren nicht sehr glänzend.

Nicht allein durch Einwirkung von Wien, sondern eben durch ihre eigenen Verhältnisse wurde Frau von Pompadour auf die Seite von Oesterreich gezogen.

Ihre Lage und vielleicht selbst ihre Gesinnungen befanden sich damals in einer eigenthümlichen Krisis.

Sie stand seit mehreren Jahren zum König in keiner sinnlichen Beziehung mehr; sie war dagegen seine Freundin, seine Vertraute geworden. An den meisten Höfen pflegt sich eine Vertrauensstellung zu dem Monarchen zu bilden, wie sie in anerkannter Form die Privados der spanischen Könige, die Cardinalnepoten des Papstes besaßen; durch persönliche Intimität zu dem Souverän bedingt, hat sie ihre Wirksamkeit in der allgemeinen Direction der Geschäfte noch jenseit der fungirenden Minister; eine ähnliche in sehr französischer Form hatte einst Frau von Maintenon unter Ludwig XIV. eingenommen; diese war es nun, zu der auch Frau von Pompadour aufstrebte. Am Hofe fand man, daß der König immer bei dem stehen blieb, was sie sagte: ein Theil der Minister hing von ihr ab; in schwierigen Verhältnissen bemühten sich alle um ihre Vermittelung. Sie wußte sich den kleinen Launen des Fürsten anzuschließen und mit geschmeidigem Scharfsinn herauszufinden, wohin die Intentionen

1) Vgl. Analekten 4.

seiner Seele gingen. Aus der Art, wie sie sich über ein neues Vorkommniß äußerte, glaubte man abzunehmen, wie der König darüber denke. Bei ihr und mit ihr, im Gespräche mit dem, welchen sie herbeizog, wurden die geheimen Beschlüsse gefaßt [1]). Man betrachtete es nicht eigentlich als Ehrgeiz von ihrer Seite, wenn sie die Stellung einer Palastdame der Königin suchte und erhielt; die Absicht war, ihr einen Titel zu verschaffen, unter welchem sie, ohne öffentlichen Anstoß zu erregen, am Hofe bleiben konnte. Sie hatte damals einen Anflug von Devotion. Im Februar 1756 sah man sie in Paris bei den Capuzinern erscheinen, bei denen ihr vor Kurzem verstorbenes Kind eine besondere Kapelle erhalten sollte, neben der, so sagte man, sie auch für sich ein Zimmer wollte einrichten lassen. Sie hörte dann die Messe in dem Convent, sprach mit dem Prior, der denselben dirigirte, und befahl ihrem Haushofmeister, eine Summe Geldes als Almosen zurückzulassen. Auch am Hofe in Versailles hörte sie alle Tage mit ihren Leuten die Messe, nach derselben blieb sie noch zum Gebete zurück. Sie klagte wohl, daß sie noch nicht die ganze Devotion empfinde, nach der sie begehre, aber sie bitte Gott darum. Alles das geschah unter der Leitung eines Jesuiten, des Pater de Sacy; man zweifelte nicht, daß es ihr Ernst damit sei, denn auch ihr schwankender Gesundheitszustand mahne sie an die künftige Welt; in den Tagebüchern des Hofes, wo man sonst keineswegs ihre Partei nimmt, wird doch die Hoffnung ausgesprochen, daß Gott vielleicht etwas Großes ausrichten, und durch ihr Wort und ihr Beispiel das Seelenheil des Königs bewirken wolle [1]). Früher hatte sie in Gesellschaft der Philosophen und sogenannten starken Geister über die Religion gespottet; jetzt sprach sie mit Ehrfurcht von der Offenbarung und von den göttlichen Gerichten; sie wolle, so sagte sie selbst, den König wieder zu der Pflicht eines Christen zurückführen.

Wie wäre das nun aber anders, als im exclusiv katholischen Sinne möglich gewesen?

1) Argenson 28. Januar 1756. Le roi se laisse balloter par elle et sa volonté n'est que l'organe du petit conseil de la favorite. On remarque cependant chez cette dame l'affectation de paroître premier ministre et de décider tout haut. Elle déclare à chacun son fait et le roi ne la désavoue de rien.

2) Am ausführlichsten Luynes XV, 324 326. Vgl. Argenson IV 13. Febr. 1756.

Kaunitz hatte schon immer die politischen Verhältnisse auch von dieser Seite dargestellt; die Verbindung zwischen Preußen und England sah er als eine protestantische Allianz an, um den katholischen Höfen entgegenzuwirken.

Dem entsprach es dann, wenn Abbé Bernis dem Grafen Starhemberg die Erklärung gab, der König denke mit Oesterreich in eine dauernde Verbindung zu treten, denn das erheische das Heil der Religion, nicht allein das Interesse der beiden Reiche.

Mit Vergnügen bemerkte Kaunitz diesen Ausdruck; denn man sehe daraus, daß auch der französische Hof die sich bildende protestantische Ligue verabscheue. Wahrscheinlich werde sie bald mit Säcularisationsplänen hervortreten, um die Vergrößerungsbegierde Hannovers und Preußens zu sättigen: aber die Vereinigung mit Frankreich und Rußland biete die Mittel dar, um dem System des Reiches und der Religion eine solidere Gestalt zu geben. Einen oder den andern Tag müsse es doch zum Kriege kommen, wenn anders die katholische Religion im Römischen Reich und das oberstrichterliche Amt des Kaisers nicht unterdrückt werden sollen. Er legte Nachdruck darauf, daß die dem Erbprinzen von Hessen abgedrungene Assecurationsacte den Rechten und der wesentlichen Wohlfahrt der katholischen Kirche entgegenlaufe, und doch von England, Preußen, den protestantischen Ständen überhaupt und der Republik Holland garantirt worden sei. Vielleicht biete die göttliche Providenz in der Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich die Mittel dar, um dem ganzen Unwesen auf einmal ein Ende zu machen.

Diese Betrachtung machte nun bei der obwaltenden Stimmung Eindruck in Frankreich.

Eine Zeitlang waren die Conferenzen durch ein Leiden des Abbé Bernis verhindert worden[1]), im Laufe des April begannen sie wieder mit der besten Aussicht auf Erfolg. Starhemberg bemerkt, daß man in Frankreich mehr als bisher Mitgefühl für die Stellung Oesterreichs empfinde; — Rouillé, noch mehr aber Bernis äußere sich sehr günstig.

Noch konnte jedoch nicht von dem Abschluß des geheimen Vertrages die Rede sein, über dessen Bedingungen man sich bisher nicht geeinigt hatte, aber es schien an der Zeit, die beiden andern, den der Neutralität und der gegenseitigen Vertheidigung und Ga-

1) „Wegen einer am Fuß habenden Wunde". Der preußische Gesandte hielt ihn für abwesend.

rantie, die doch auch schon eine Wandlung des Systems enthielten, abzuschließen.

Darauf drang man von Wien auch deßhalb, weil der letzte sich mit dem geheimen Vorschlag vereinigen ließ, von dem ersten aber sogar zu wünschen sei, daß er bekannt werde, um das Aufsehen, das die Negociation erwecke, zu vermindern, und den eigentlichen Zweck derselben verborgen zu halten.

Doch war auch damit nicht zum Ziele zu kommen, ehe nicht die Verhandlung in den Formen der französischen Staatsverwaltung genehmigt worden war. Diese bestand darin, daß, nachdem die Ministerialcommission die Angelegenheit verabredet hatte, sie dem Conseil der Minister in einem besonderen Ministerrathe zur Genehmigung vorgelegt wurde. Und ein solcher wurde nun in Versailles am 19. April 1756, — es war am Ostermontag — zusammenberufen.

Doch sollte dabei von den drei Verträgen, mit denen man umging, keiner besonders vorgelegt, sondern nur die Absicht des Königs, zur Förderung der Religion und der Ruhe von Europa, eine Allianz mit Oesterreich zu schließen, in Erwägung gezogen werden [1].

Zugegen waren dabei drei Minister, Rouillé, Machault und Graf Argenson; — der vierte, der Controleur der Finanzen, Sechelles, der ohne Zweifel mitberufen worden wäre, war kurze Zeit vorher von einem Anfall von Irrsinn heimgesucht worden — statt seiner wurde der frühere Minister Marquis Puysieux, nochmals ein Brulart, der immer österreichische Hinneigungen kundgegeben und mit Kaunitz während dessen Anwesenheit in Frankreich in gutem Vernehmen gestanden hatte, zu der Sitzung herbeigezogen. An dem Ausfall derselben konnte kein Zweifel sein; von Allen galt nur der Kriegsminister Argenson für einen Mann entgegengesetzter Sinnesweise: aber Ludwig XV. hatte auf die Bitte der Uebrigen denselben ausdrücklich bedeutet, er, der König, habe in dieser Sache seinen Entschluß gefaßt, und werde sich in demselben durch keine Einrede irre machen lassen [2].

Darin beruhte der Einfluß der Marquise, daß sie den Entschluß des Königs hervorgerufen und befestigt hatte. Sie war dadurch Meisterin des Ministeriums und des Staates.

1) Man müsse ihm nur sagen, daß der König im Begriffe stehe zum Besten der Religion und Beförderung der allgemeinen Ruhe eine Allianz mit den beiden kais. Majestäten zu schließen, damit der eigentliche Gegenstand unserer Handlungen desto ehender bis zu seinem völligen Ausbruch verborgen gehalten werde.

2) Starhemberg bei Arneth 441. — Brief von Knyphausen vom 30. April.

Den Vortrag hielt ihr Vertrauter, Abbé Bernis, obwohl er noch nicht den Rang eines Ministers besaß. Aber er hatte das Geschäft bisher geführt, und war besonders geeignet, über eine Sache zu berichten, ohne davon mehr zu sagen, als unbedingt nothwendig war.

Es lag auf der Hand, daß in Folge der neuen Allianz der Krieg allgemein werden und sogar einen religiösen Charakter annehmen könne; uud so servil waren doch die noch von dem Geheimniß ausgeschlossenen Minister, Argenson und Puysieux, keineswegs daß sie diese Besorgniß nicht geäußert hätten. Aber es gab eine Betrachtung, vor welcher diese und jede andere Einwendung schwieg. Sie bestand darin, daß dem Neutralitätsvertrag zwischen Preußen und England die Absicht zu Grunde liege, Deutschland den Franzosen zu verschließen [1]). Denn dahin waren bisher ihre politischen Einwirkungen vor allen Dingen gegangen; sie hielten es für ihr gutes Recht, den König von England in seinem Churfürstenthum zu bekämpfen; sie wollten es sich nicht entreißen lassen. Der Bund mit Oesterreich ließ diesen Weg offen.

Das war freilich nicht das einzige Motiv, aber doch ein sehr wesentliches, in Folge dessen die Allianz mit Oesterreich in der gültigen Form der französischen Staatsverwaltung allgemein genehmigt wurde.

Man konnte nun zur Vollendung und Vollziehung der einzelnen Verträge schreiten.

1) Knyphausen: Le ministère de France a principalement en vue de s'affranchir de la loi que V. M. et le roi de la Gr. Bretagne ont paru lui vouloir imposer relativement: la neutralité de l'Allemagne.

Elftes Capitel.

Allianzvertrag von Versailles.

Eine unläugbare Verwandtschaft haben die Gesichtspunkte, die dergestalt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hervortraten, mit denen, welche im sechszehnten zum Frieden von Cateau Cambresis, im siebzehnten zu dem engen Einverständniß zwischen Maria Medicis und dem spanischen Hause Oesterreich geführt hatten. Männer, die es wissen konnten, versichern mit aller Bestimmtheit, daß Ludwig XV. durch Ueberwältigung des Königs von Preußen der katholischen Kirche einen Dienst zu leisten gemeint habe: das Gefühl der katholischen Gemeinschaft trug dazu bei, die Antipathie zu beseitigen, die in dem Kampf von mehr als einem Jahrhundert zwischen den Höfen von Wien und von Versailles erwachsen war. Dazu kam wie früher die Idee einer Familienverbindung der Häuser Oesterreich und Bourbon. Die Tochter aus jener Ehe, welche schon mancherlei politischen Einfluß gehabt hatte, Prinzessin Isabella von Parma, Enkelin Ludwigs XV., die so eben ihr fünfzehntes Jahr erreichte, wurde zur Gemahlin des künftigen Kaisers Erzherzog Joseph bestimmt. Dem König, der nicht ohne Gefühle väterlicher Zärtlichkeit für seine Tochter war, schmeichelte es, seine Enkelin sich als künftige Kaiserin zu denken [1]). Die Marquise befestigte sich auch dadurch, daß sie diesen Plan zu dem ihren machte und beförderte, in der Gunst des Königs; sie war die Vermittlerin für beide Seiten dieser Verbindungen, die religiöse und die dynastische. Dadurch aber wurde der Weg zu einer Umwandlung gebahnt, welche die Welt mit Erstaunen erfüllte, und als eine Begebenheit ersten Ranges erschien. Denn auf dem Gegensatz zwischen Bourbon und Oesterreich beruhten

1) Argenson 12. Juin 1756: „Le roi trouveroit flatteux et même glorieux, de destiner sa petite fille à l'empire d'Allemagne et d'Italie.

doch alle großen Ereignisse der letzten historischen Epoche, die Politik der beiden Cardinäle, König Ludwigs XIV., der spanische Erbfolgekrieg und die Aufstellung des Hauses Bourbon in dem südlichen Europa; die vorwaltenden Verhältnisse der europäischen Staaten waren daraus entsprungen. Daß diesem weltumfassenden Gegensatz nun eine Allianz der beiden Häuser und Mächte folgen sollte, mußte alle andern Beziehungen verändern. Der Beschluß vom 19. April 1756, in welchem der französische Staat die noch mit tiefem Geheimniß bedeckte Unterhandlung in ihrem Princip anerkannte und guthieß, muß als einer der großen Wendepunkte der neueren Geschichte betrachtet werden.

In den beiden Verträgen, die nun abgeschlossen werden konnten, und die man die Allianz von Versailles nennt, ist noch keine vollständige Vereinbarung getroffen worden; gleichwohl ist ihr Inhalt auch an sich von vieler Bedeutung; und wir dürfen um so weniger versäumen, ihn zu erörtern, da uns eine authentische Erläuterung der österreichischen Staatskanzlei darüber vorliegt [1]).

Sie sind am 1. Mai abgeschlossen; nicht eigentlich zu Versailles, von wo sie datirt sind, sondern in Jouy, dem benachbarten Landhause des Ministers Rouillé, bei dem sich die beiden anderen Bevollmächtigten, Starhemberg und Bernis eingefunden hatten, denn den Charakter von Privatbesprechungen konnten die Verhandlungen noch immer nicht abstreifen,— der erste eine Neutralitätsconvention, der andere ein defensiver Allianzvertrag. In jenem verspricht der Wiener Hof an dem Streite zwischen Frankreich und England weder direct noch auch indirect Theil zu nehmen; das heißt doch auch, die kaiserliche Gewalt nicht zu Gunsten des Königs von England als Churfürsten von Hannover geltend zu machen, denn sonst würde das Reich ausgenommen worden sein; wogegen der König von Frankreich zusagt, weder die Niederlande noch ein anderes der Herrschaft der Kaiserin-Königin unterworfenes Gebiet anzugreifen. Eine Nachahmung des Vertrags von Westminster, aber zugleich dessen entschiedenster Gegensatz. Denn während jener den Angriff der Franzosen von Deutschland abwehrte, ließ dieser denselben offen.

Die Worte waren mit sorgfältigster Umsicht abgewogen. Wenn Ludwig XV. darin sagte, er wolle keine andern Staaten in seinen Krieg mit England verwickeln, so hatte man in Wien diesen Aus-

1) Kaunitz an Starhemberg vom 28. April: „Was ich am meisten geforchten, sind kleindenkende Gemüther und die Finesse des Büreau.“

druck gefordert, damit es nicht scheinen könne, als wolle sich Oesterreich anderweitiger Obliegenheiten entschlagen.

So ward auch in dem zweiten Vertrag, einer Acte der Union und Freundschaft zu gegenseitiger Vertheidigung, ausdrücklich versichert, daß derselbe keine offensive Richtung gegen irgend eine Macht habe; — und nur sehr mäßig war die Zahl der Truppen, die man sich gegenseitig zu diesem Zweck zuzuschicken versprach, sie betrug 24,000 Mann; dabei behielt sich Oesterreich ausdrücklich vor, daß es seinerseits in dem gegenwärtigen Kriege diese Hülfe nicht zu leisten brauche, weil das der Neutralität nicht gemäß sein würde. Die Verpflichtungen Frankreichs waren nicht allein ohne eine solche Ausnahme; sie waren so allgemein, daß sie sogar gegen einen Angriff der Osmanen Geltung hatten. Lange hatten sich die französischen Staatsmänner dagegen gesträubt, aber Graf Starhemberg bestand darauf und wußte es durchzusetzen.

So weit waren die Artikel zur allgemeinen Bekanntgebung bestimmt: wörtlich verstanden, konnten sie keinen Anstoß geben. Bei weitem weniger harmlos lauten die geheimen Artikel, die man dem Defensivtractat hinzufügte [1]): das eigentliche Ziel der Verbindung tritt auch da nicht hervor; aber die Verabredungen, die man traf, deuten doch darauf hin.

Oesterreich hatte eine specielle Garantie für den Fall gefordert, daß es während des Krieges der beiden Westmächte von Preußen angegriffen würde. Die französischen Minister fanden es nicht angemessen, den König gerade zu nennen, waren aber zu einer Stipulation erbötig, in der derselbe mitbegriffen würde.

Der vereinbarten Reciprocität gemäß konnte aber eine solche nicht anders abgefaßt werden, als daß sie auch zum Vortheil Frankreichs gereichte. Unter dieser Erwägung kam es zu einem Artikel, in welchem Oesterreich nun doch versprach, wenn Frankreich auf Anlaß des gegenwärtigen Krieges durch eine andere Macht angegriffen werde, ihm Hülfe zu leisten, und Frankreich dieselbe Verpflichtung für den Fall übernahm, daß Oesterreich einen solchen Angriff erleide. Die Ausdrücke lauten allgemein, aber ihr Sinn ist, bei einem Angriff von Preußen der Kaiserin-Königin speciell die Hülfe von Frankreich zu sichern.

Bei dem zweiten Artikel fällt es auf, daß unter den Mächten,

1) Lange unbekannt geblieben, sind sie erst in den „Traités de paix" von Schöll publicirt worden.

die zum Beitritt eingeladen werden sollten, nur die Bourbonen in Spanien und Italien und der Kaiser als Großherzog von Toscana namentlich genannt werden; die Oesterreicher hätten gewünscht, vor Allen die Kaiserin von Rußland, in dieser Sache ihre engste Verbündete, genannt zu sehen: aber von französischer Seite wandte man ein, daß dann auch die Verbündeten von Frankreich, Schweden, Dänemark und selbst der König von Preußen genannt werden müßten. Das war der Grund, weshalb man nur die nächsten blutsverwandten Fürsten nach beiden Seiten hin namhaft machte; und wenn dann ferner bestimmt wurde, daß weitere Einladungen nur nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft ergehen sollten, so ward eine solche in Bezug auf Rußland sogleich getroffen [1]. Eine andere Clausel des Artikels bezog sich auf die bei Abtretung von Parma vorbehaltenen Rechte.

Wir kennen den Widerwillen, mit welchem Maria Theresia die in dem Aachener Frieden festgesetzte Bestätigung ihrer Concessionen und besonders die erneuerte Garantie der Abtretung von Schlesien aufnahm; zu um so größerer Genugthuung mußte es ihr gereichen, daß durch den dritten geheimen Artikel eine Revision dieses Friedens auch in Bezug auf die territoriale Frage in Aussicht gestellt wurde. Von der Last der Bedingungen, die ihr durch England auferlegt worden, meinte sie sich mit französischer Hülfe zu befreien.

In einem vierten geheimen Artikel versprachen die beiden Theile, keine neuen Verpflichtungen gegen andere Mächte einzugehen, nicht einmal ältere zu erneuern, ohne mit einander darüber übereingekommen zu sein.

Eine ähnliche Festsetzung hatte der Wiener Hof zu dem Zwecke vorgeschlagen, um dem Verdacht, als werde seine Allianz mit England doch nicht vollständig aufgelöst, damit ein Ende zu machen; sie war ihm aber noch nothwendiger deshalb, weil dadurch auch der Besorgniß, daß der Vertrag zwischen Preußen und Frankreich in irgend einer Form erneuert werden könne, vorgebeugt wurde.

In dem Anschreiben an den russischen Hof, in welchem diese Artikel erläutert werden, erscheint sogar die Hoffnung, daß sich der König von Preußen durch den Tractat selbst zu Schritten werde verleiten lassen, die ihn mit der Krone Frankreich auf immer würden verfeinden müssen [2].

1) Die Abrede, daß künftighin die russische Kaiserin förmlich und gemeinschaftlich zur Accession eingeladen werden sollte.

2) Rescript an Graf Esterhazy, 22. Mai 1756.

Noch ist, wie gesagt, auch hierbei von den letzten Absichten der Allianz nicht die Rede; auch diese Uebereinkunft sollte nur der Vorläufer einer umfassenderen sein.

Als Kaunitz den Tractat in Wien einer Conferenz des geheimen Rathes vorlegte, an der einerseits der Kaiser und die Kaiserin, andererseits die Räthe der Minister, unter ihnen Binder, dessen Schriftzüge uns in den Actenstücken häufig begegnen, Theil nahmen, bemerkte er, er habe nicht geglaubt, daß der französische Hof denselben so bald annehmen würde; man habe allen Grund nun auch ein baldiges Zustandekommen des geheimen Vertrags zu hoffen. Denn schon durch die vorhandene Uebereinkunft werde Frankreich genöthigt, Oesterreich zu begünstigen, welches darum nicht in Abhängigkeit von dieser Macht gerathe, wie das allerdings mit Spanien geschehen sei, aber in diesem Reiche spiele Frankreich ohnehin die erste Rolle. Auch darin liege kein Anstoß, daß der französischen Garantie des westphälischen Friedens in dem Tractat gedacht werde; denn in dem deutschen Reiche stehe es so, daß dieselbe vielmehr für die Katholiken als für die Protestanten erforderlich sei. Als den größten Vortheil hob er hervor, daß sich Oesterreich der französischen Hülfsleistung gegen die Pforte versichert habe.

Wenn man sich der ersten Deliberation nach dem Aachener Frieden erinnert, bei welcher davon ausgegangen wurde, daß Oesterreich drei gefährliche Feinde habe: Preußen, die Pforte und Frankreich, so war durch den Defensivvertrag mit Frankreich gegen alle drei Rath geschafft. Was damals wünschenswerth, aber kaum erreichbar erschien, war jetzt in dem günstigen Augenblick von dem Staatskanzler durchgesetzt.

Unter den österreichischen Staatsmännern neigten einige sich zu widersprechenden Ansichten, so lange sich noch eine Möglichkeit zeigte, die alte Allianz, bei der man hergekommen war, aufrecht zu halten: aber vor der vollendeten Thatsache traten sie zurück; keine Stimme erhob sich dagegen, die Kaiserin ließ vernehmen, so lange sie regiere, habe sie noch keine Convention mit so vergnügtem Herzen unterschrieben; man wünschte ihr Glück zum Abschluß eines Werkes, welches zum Besten des Landes sowohl wie der Religion gereiche [1]).

Die Ratificationen wurden am 28. Mai ausgewechselt und die beiden Verträge hierauf allen Höfen, wo österreichische oder franzö=

1) Auszug aus dem Protokoll N. Actenstück 26.

sische Gesandte residirten, meistens von denselben gemeinschaftlich mitgetheilt.

Trotz ihrer unverfänglichen Fassung konnten sie nicht verfehlen, durch ihren Inhalt das größte Aufsehen zu erregen.

Wir verschieben noch, von dem Eindrucke zu sprechen, den sie bei den nächstbetheiligten großen Mächten hervorbrachten, um mit einem Wort der Beurtheilung zu gedenken, die sie in Versailles selbst erfahren haben. Einer der kenntnißreichsten und scharfsinnigsten Beamten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Favier, der mit vielem Erfolg in der publicistischen Literatur arbeitete, schrieb Bemerkungen darüber nieder, welche von dem Widerspruch zeugen, den die beiden Verträge unter den französischen Staatsbeamten und Politikern der alten Schule fanden [1]).

Gegen die Neutralitätsacte, welche besonders die Niederlande betraf, wendet Favier ein, daß sie für Frankreich unnütz und sogar nachtheilig sei; das eine, weil selbst ein vereinigter Angriff von England, Holland und Oesterreich auf die französischen Grenzen keine Aussicht habe, etwas auszurichten, das andere aber, weil Frankreich dadurch nur gehindert werde, die Niederlande in Besitz zu nehmen, was sonst bei seiner Uebermacht und dem Zustand der Gegner unfehlbar bei dem ersten Anlauf erfolgen würde.

Und noch größere Bedenken erhebt er gegen den Defensivtractat. Denn von welchem Dritten könne Frankreich, wenn man den gegenwärtigen Kriegsfall ausnehme, wohl angegriffen werden? Er geht alle Mächte durch, um zu beweisen, wie undankbar und wie erfolglos dies sein würde. Ganz anders verhalte es sich mit Oesterreich, welches allenthalben, in den Niederlanden und in Italien, an der Elbe, Oder und Donau von feindlichen Nachbarn bedroht werde. Besonders tadelt er, daß Frankreich sich anheischig machte, Oesterreich auch gegen die Türkei, mit der es seit drei Jahrhunderten wenigstens die ganze Hälfte dieser Zeit im Krieg verwickelt gewesen sei, mit Heeresmacht zu unterstützen; man werde damit die Türken gegen Frankreich aufregen, den jetzt so blühenden orientalischen Handel stören und den Engländern den Vortheil desselben verschaffen. Die Sicherheit Frankreichs werde durch den Vertrag nicht verstärkt, sondern vermindert.

Damals blieben diese Bemerkungen unbekannt; später haben sie

1) Doutes en questions sur le traité de Versailles in Segur Politique de tous les cabinets de l'Europe III. Die Bemerkungen Segurs sind von geringem Werth.

deshalb großen Eindruck gemacht, weil viele von den übeln Folgen, welche Favier voraus gesagt hatte, wirklich eingetreten waren, was dann wieder die Meinung hervorrief, als sei der Vertrag nichts, als das Werk einer österreichischen Intrigue und Ueberlistung gewesen.

Und ohne Zweifel haben sie ihre Wahrheit; im vollen Umfang dürfte man sie aber nicht wiederholen, seitdem die geheimen Verhandlungen, die Favier, wie er selbst bemerkt, nicht kannte, wenigstens in der Hauptsache ans Licht gezogen worden sind.

Daraus ergiebt sich, daß die Nachgiebigkeiten gegen Oesterreich dadurch aufgewogen wurden, daß dies hinwieder der alten Tendenz der französischen Politik, Deutschland zu überwältigen, kein Hinderniß in den Weg legte und dem bourbonischen Hause die sichere und friedliche Erwerbung eines großen Theiles der Niederlande in Aussicht stellte.

Wir wissen, daß der wahre Beginn der Verhandlungen im Februar 1756, — denn die geheimen Eröffnungen Oesterreichs hatten bis dahin keinen Eingang gefunden, — darauf beruhte, daß Frankreich sich den Angriff auf Hannover, den ihm Preußen versagte, durch die Verbindung mit Oesterreich offen halten wollte.

Die seit dem westphälischen Frieden von den Franzosen verfolgte Politik, in dem deutschen Reiche eine maßgebende Autorität auszuüben, wurde nach wie vor festgehalten: sie nahm nur eine andere Richtung, der Widerstand war nicht mehr im Reichsoberhaupt, sondern in den Ständen, und zwar in dem mächtigsten von ihnen, dem König von Preußen; der Schluß des französischen Hofes war, daß mit dem keine Freundschaft weiter bestehen könne.

Die Männer alter Schule, wie Marquis d'Argenson, sahen in den Bestimmungen einen Abfall von den Traditionen der Monarchie. Sie waren entrüstet darüber, daß die Garantie des westphälischen Friedens nun eine Auslegung zu Gunsten des Hauses Oesterreich und seiner den Katholicismus fördernden Tendenzen empfing, gegen die er ursprünglich gerichtet war. Aber in dem französischen Staat gab es auch lebendige Sympathien für den Katholicismus, die in einem Momente wohl erwachen konnten, wo das Bündniß zwischen England und Preußen die Solidarität der französischen und katholischen Interessen zur Anschauung brachte. Wir erfahren, daß die Population in Paris den Wechsel der Politik mit lautem Enthusiasmus begrüßte. Frau von Pompadour meinte, sich derselben rühmen zu dürfen; sie widmete ihren Grabstichel, für den sie einiges Talent hatte, der Ver-

herrlichung der Allianz; in der französischen Akademie sprach man davon, die neue Allianz zum Gegenstand einer Preisbewerbung in gebundener Rede zu machen.

Abgesehen aber von den Gesichtspunkten und Aufwallungen des Momentes und selbst von den Beziehungen zu der deutschen Politik ließ sich etwas dafür sagen, daß Frankreich, indem es einen großen Krieg mit England unternahm, einen Rückhalt auf dem Continent suchte.

So hat der Imperator, der im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die französischen Geschicke beherrschte, den Grundsatz ausgesprochen, daß Frankreich im Kampf gegen England eine continentale Allianz haben müsse und solche am besten in Oesterreich finden werde.

Die Allianz von Versailles vom Jahr 1756 bot den Franzosen den Vortheil dar, daß dadurch aller Gegenwirkung von den Niederlanden und von Spanien, Italien und Rußland her ein Ende gemacht, und ein so umfassendes Interesse wie das katholische mit ihrer Politik in Verbindung gebracht wurde.

Die Zugeständnisse, welche dem Hause Oesterreich gemacht wurden, waren der Preis der Auflösung seiner Bundesgenossenschaft mit England. Indem dies noch alle Fäden seiner alten Allianz festzuhalten und mit einer neuen Verbindung zu verweben suchte, war es durch die Rückwirkung der letzteren aus dem bisherigen System hinausgedrängt und auf den neuen Bundesgenossen angewiesen, dessen es noch keineswegs sicher war.

Aber dagegen verlor Frankreich durch den Tractat von Versailles die föderative Stellung, welche es in der letzten Epoche angestrebt hatte, ein Wechsel, der die schwersten Folgen herbeiführen mußte.

Was man in Bezug auf das deutsche Reich hervorhob, war für den Norden und Osten nicht minder wahr.

Dort mußte die Opposition gegen Rußland, in welcher Frankreich mit Schweden und Preußen verbunden war, aufgegeben werden; die Verhältnisse zu Polen wurden dadurch, wenigstens so lange Oesterreich und Rußland vereinigt waren, vollkommen verrückt; man darf wohl behaupten, daß ohne diese Allianz Frankreich zu der passiven Rolle, die es bei der ersten Theilung von Polen gespielt hat, sich nicht verstanden haben würde.

Und wenn es seit König Franz I. einer der vorwaltenden Gesichtspunkte der französischen Politik gewesen war, die Osmanen gegen Oesterreich zu unterstützen, so fiel dieser jetzt hinweg: der vornehmsten

Tendenz, welche die beiden Kaiserhöfe an einander band, schloß sich Frankreich zwar nicht eigentlich an, aber es ließ sie gewähren und machte ihr Raum.

Die politischen Verhältnisse der Mächte wurden dadurch von Grund aus umgewandelt. Das europäische Gleichgewicht mußte sich nun andere Grundlagen suchen.

Wiewohl die Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich an sich nicht gegen die Natur der Dinge lief, wie sie denn über ein Menschenalter zu großem Vortheil von Oesterreich bestanden hat, so lag doch darin in Bezug auf die allgemeinen Verhältnisse auch für Oesterreich eine Neuerung der bedenklichsten Art. Denn seit langer Zeit waren Defensivbündnisse gegen die immer erneuerten Eroberungsgelüste von Frankreich nothwendig befunden worden. Schon die damaligen Verhandlungen selbst beweisen, daß diese keineswegs aufgegeben waren: Oesterreich entschloß sich nicht allein, ihnen ihren Lauf zu lassen, sondern sie sogar zu unterstützen.

Und wie dann, wenn Frankreich sie einmal wieder aufnahm im Gegensatz gegen Oesterreich selbst? Der Ausbruch der Revolutionskriege beginnt mit einer populären Reaktion gegen die Verträge von Versailles, welche in demselben Augenblick für aufgelöst erklärt wurden. Die Mächte des Widerstandes waren aber alsdann unter sich selbst entzweit.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Tractat von Versailles verhängnißvoll für Europa.

Zwölftes Capitel.

Rückwirkung des Tractats von Versailles auf England und auf Rußland.

Von der allgemeinen Betrachtung wenden wir uns zu dem damaligen Moment zurück, und zwar zunächst zu der Auflösung der Allianz zwischen Oesterreich und England, welche durch den Tractat von Versailles nothwendig wurde.

Wir kennen die Erkaltung, die in dem Verkehr zwischen dem englischen Gesandten zu Wien und dem Staatskanzler eingetreten war, aber noch hätte man doch die feindselige Tendenz, die in den Unterhandlungen zu Versailles obwaltete, nicht voraussetzen noch einen baldigen Bruch ahnen können.

Erst im Mai, nachdem dort der Vertrag bereits geschlossen war, überlieferte der Staatskanzler dem Gesandten eine Antwort auf dessen Mittheilung der englisch-preußischen Neutralitätsacte. Er drückt darin eine unumwundene Mißbilligung derselben aus, weil die Ausschließung der Niederlande von der Garantie den Franzosen gleichsam die Stelle bezeichne, wo sie angreifen möchten [1]). Die Kaiserin gerathe dadurch in augenscheinliche Gefahr, und man könne leicht erachten, wie sehr sie das empfinde.

Wie, erwiederte Keith, habe nicht Oesterreich bisher die Vertheidigung der Niederlande nur deshalb beanstandet, weil es indeß von dem König von Preußen angegriffen zu werden befürchte? diese Besorgniß werde durch den Vertrag gehoben; dagegen müsse er um eine nähere Erläuterung über das Verhältniß Oesterreichs zu Frankreich bitten, wovon in der Antwort eine Andeutung vorkam. Auf die Erklärung des Ministers, er sei beauftragt, sich in keine weitere Discussion irgend einer Art einzulassen, forderte Keith eine Audienz bei der Kaiserin. Kaunitz erwiederte, eine solche könne zu nichts

1) Vergl. Note 2 auf Seite 109.

führen, da die ertheilte Antwort von ihr und dem geheimen Rath gebilligt sei. Keith sagte, er glaube das wohl, aber er müsse den Befehl seines Herrn ausführen. Ohne alle Hoffnung, etwas auszurichten, scheint er jedoch nicht gewesen zu sein. Denn noch immer fand Kaunitz am Hofe zu Wien einigen Widerstand; er spricht selbst einmal davon, man denke ihn wegen der Verhandlungen mit Frankreich zu stürzen; er könne darüber lachen. Doch waren seine Nebenbuhler erfreut, daß die Kaiserin noch einmal die Gründe gegen ihre Verbindung mit Frankreich vernehmen werde. Graf Khevenhiller hat den Gesandten aufgefordert, sie in aller ihrer Stärke vorzutragen.

Der Gesandte hatte seine Audienz am Geburtstage der Kaiserin, am 13. Mai. Er begann mit der Bemerkung, er nähere sich hier mit schwerem Herzen. Die Kaiserin erwiederte, so gerne sie ihn sonst sehe, so empfange sie ihn doch heute nicht ohne Wiederstreben [1]. Der Gesandte brachte hierauf die Erklärung, die Kaunitz zuletzt gegeben hatte, zur Sprache; so dunkel ihre Fassung laute, so enthalte sie doch unzweifelhaft eine Aufhebung des wahren Systems der alten Allianz; er bitte die Kaiserin um eine andere, durch welche die schon allzu groß gewordene Entfremdung nicht noch vermehrt werde [2]. Maria Theresia antwortete ihm: nicht durch sie sei das alte System gebrochen worden, sondern durch den englischen Hof, indem derselbe mit dem König von Preußen einen Tractat geschlossen habe. Die Nachricht von demselben habe sie getroffen, als rühre sie der Schlag; sie wolle rund heraussagen, sie die Kaiserin und der König von Preußen seien unvereinbare Menschen; keine Betrachtuug der Welt könne sie vermögen, in eine Allianz zu treten, an der dieser Fürst Antheil habe. Keith nahm sich die Freiheit zu bemerken, daß bei dieser Gesinnung König Friedrich genöthigt werde, zu seiner Sicherung auf den Ruin des Hauses Oesterreich zu denken, und suchte nun auf ihr Verhältniß mit Frankreich zu kommen. Sie antwortete mit derselben Zurückhaltung wie Kaunitz; nachdem England eine Verbindung mit Preußen geschlossen habe, dürfe es sich nicht wundern, wenn sie in Verbindung mit Frankreich trete. Sie sagte das alles mit so großer Entschiedenheit, daß der Gesandte sich nicht verbergen konnte, daß sie persönlich mit ihrem Minister vollkommen einverstanden sei, und um Er-

1) With some reluctance. Ich benutze das Original des Berichts.

2) That notwithstanding the ambiguity and obscurity, with which it (the answer) was worded, there was in effect an absolute renunciation of the ancient and true system.

laubniß bat, von der Sache nur noch als Privatmann mit ihr zu sprechen[1]).

Sie ging dann doch auf einige Erörterungen ein. Sie versicherte, sie sei weder feindselig gegen England, noch französisch gesinnt, aber durch die Abtretungen, zu denen man sie vor und bei dem Frieden von Aachen genöthigt habe, sei Oesterreich so geschwächt worden, daß es nicht mehr allein dastehen könne und eines Bündnisses bedürfe, um sich zu behaupten. Keith erwiederte: ohne Abtretungen sei der Friede unmöglich gewesen; auch England habe sich in Amerika zu Concessionen verstanden, durch welche eben ein neuer Krieg veranlaßt werde. Er erinnerte sie an die Unterstützung[2]), welche England der pragmatischen Sanction habe zu Theil werden lassen. Die Kaiserin erinnerte: diese sei doch sehr spät gekommen. Keith sprach sein Erstaunen aus, daß eine Kaiserin und Erzherzogin von Oesterreich sich in die Arme von Frankreich werfe. Mit Lebhaftigkeit fiel Maria Theresia ein: ich werfe mich nicht in die Arme, ich stelle mich an die Seite von Frankreich. Keith fragte, ob sie denn wirklich Sicherheit bei den Franzosen zu finden glaube. Wie sollte ich nicht? sagte sie. Auch im Erbfolgekriege würde Frankreich sie nicht angegriffen haben, wenn Preußen nicht vorangegangen wäre. Sie habe, fügt sie hinzu, nur zwei Feinde: Preußen und die Türkei; durch ihr Bündniß mit Rußland hoffe sie stark genug zu werden, um sich derselben zu erwehren; noch habe sie keinen Vertrag mit Frankreich gezeichnet, doch sage sie nicht, daß dies nicht geschehen solle.

Man sieht, mit welcher Entschiedenheit Maria Theresia den neuen Standpunkt der Politik ergriff. Sie hielt ihre Trennung von England für gerechtfertigt, weil dies sich mit Preußen verbunden hatte. Jedes ihrer Worte athmet Animosität gegen König Friedrich, den sie als den Todfeind von Oesterreich[3]), als den Urheber aller ihrer Bedrängnisse, Gefahren und Verluste betrachtete, — in der That mehr, als er es war; den Motiven seines Verhaltens widmete sie nicht die mindeste Beachtung; sie fühlte sich erniedrigt und beleidigt, beraubt und schon in ihren Nachkommen von ihm bedroht; die religiöse Antipathie bestärkte sie in ihrem Hasse. Es erhellt nicht, wie ihr Gewissen über die Verpflichtungen, welche ihr

1) Her Majesty said this with so determined an air, that I saw it was in vain, to push this point further.

2) Interposition at the utmost expense of blood.

3) Sie sagte Keith: then she could never think of concerting herself with the mortal and constant enemy of her person and family.

zwei feierliche Friedensschlüsse auferlegten, hinweggehoben wurde. Sie werden vor der universalen Bedeutung, welche man der Wiederherstellung des Hauses Oesterreich in seinen alten Besitzstand für die althergebrachte Ordnung der Dinge in Europa und die Religion zuschrieb, verschwunden sein. Die Lossagung von England stellte ihr Staatskanzler, welcher ebenso wenig mit dem König von Preußen auf Einer Seite stehen wollte wie sie, als das einzige Mittel dar desselben Meister zu werden; auf diesem Wege konnte er selbst das oberste Ansehen in Oesterreich und Oesterreich die alte Autorität in Europa wieder gewinnen; die Kaiserin ging auf die Combination ein, die er vorschlug, und verband sich mit Frankreich in der Hoffnung, daß es mit ihr gemeinschaftliche Sache gegen den König von Preußen machen werde.

Jenes Zwiegespräch mit Keith fällt noch vor die Ratification, beider Verträge, von der wir wissen, mit welcher Freudigkeit sie darauf einging.

So bedachtsam in denselben jede Andeutung einer Theilnahme Oesterreichs an den Feindseligkeiten gegen England vermieden wurde, konnten sich doch die englischen Minister bei ihrer Mittheilung nicht verhehlen, daß das allgemein politische Verhältniß dadurch total verändert wurde.

Aus einer Bestätigung der französischen Garantie des westphälischen Friedens in einem Vertrage mit Oesterreich wurde geschlossen, daß Frankreich und Oesterreich fortan in den religiösen Verhältnissen von denen der König von England namentlich in Hessen auf das nächste berührt wurde, Hand in Hand gehen würden. Den Unterschied zwischen der englisch-preußischen und der französisch-österreichischen Abkunft fand der erste Staatssecretair Holderneß darin, daß in jener alle alten Verträge festgehalten, in dieser dagegen annullirt würden; ohne die geheimen Artikel zu kennen, in denen von dem Inhalt des Aachener Friedens Abstand genommen war, setzte man das in England voraus. Welches auch die Farbe sein mochte, die der neuen Allianz gegeben wurde, man fühlte ihre feindselige Tendenz und war entschlossen, ihr zu begegnen [1]). Hätte sich die Kaiserin mit einer bloßen Neutralität für die Niederlande begnügt, so würde sich das

1) Michel berichtet 8. Juni aus London, daß die kalte und berechnende Sprache Colloredo's bei der Mittheilung des Tractats besonders mißfallen habe: „On en est extrèmement surpris (über den Tractat) et bien résolu, quelque soit la couleur, qu'on y veuille donner, de prendre toutes les précautions nécessaires pour s'en garantir des suites.

Parlament das vielleicht haben gefallen lassen, um größere Irrungen zu vermeiden. Daß sie aber in Allianz mit den Franzosen trat, ließ sie selbst als eine Feindin Englands erscheinen. Ganz unter einem andern Gesichtspunkt wurden die letzten Ereignisse in London angesehen als in Wien. Man berechnete die ungeheuren Summen, welche England zur Aufrechthaltung des Hauses Oesterreich bei dem Hauptbestand seines Staatencomplexes aufgewendet habe. Daß im Aachener Frieden Cap Breton an Frankreich zurückgegeben worden sei, betrachtete man als eine an Oesterreich zur Rettung seiner Niederlande und zur Herstellung des Friedens gemachte Concession. Hätte man Cap Breton nicht zurückgegeben, so würde man jetzt keinen Krieg in Amerika führen müssen[1]). Und nun wolle Oesterreich den amerikanischen Streit für eine ihm durchaus fremde Sache erklären: es wolle nur unter der Bedingung zu England halten, daß zugleich der König von Preußen angegriffen werde. So freudig sich die Engländer bei dem Ausbruch des Erbfolgekriegs für Maria Theresia erklärt hatten, so unpopulär wurde sie jetzt. Man bezeichnete sie als eine Undankbare und überhäufte ihren Namen mit rohen Schmähungen: man behandelte sie ungefähr, wie sonst den Papst.

Die Tragweite der französisch-österreichischen Allianz machte sich sogleich in der amerikanischen Frage bemerkbar.

Noch immer war bisher über den Frieden zwischen Frankreich und England unterhandelt worden. Wenn aber der König von Preußen sich Mühe dafür gab, so war das für Oesterreich ein Grund, dagegen zu sein; denn das Ansehen des Nebenbuhlers wäre, wenn es ihm damit gelang, unendlich gestiegen. Kaunitz drückt seine Freude darüber aus, daß Frankreich endlich die Zurückgabe der weggenommenen Schiffe mit solcher Entschiedenheit gefordert habe, daß keine fernere Unterhandlung möglich bleibe. Damit ist nicht gesagt, daß er direct hierauf eingewirkt habe, aber der innere Zusammenhang ist unleugbar. Frankreich hatte die österreichische Allianz gesucht, um ohne Besorgniß seiner Gegenwirkung den Krieg gegen England nach allen Seiten unternehmen zu können. Wie davon die Idee der Verträge ausging, so hat das Zustandekommen derselben den definitiven Bruch mit

1) Michel 9. Juli: après avoir rendu le cap Breton à la France contre les pays bas, à la première occasion que les Anglais ont, les Autrichiens refusent de les assister à moins que ce ne soit à la condition de commencer pour attaquer V. M. (le roi de Prusse) pendant que sans la restitution du cap Breton français, on ne serait point en guerre aujourd'hui avec les Français.

England ohne Zweifel unterstützt[1]). Schon im April fuhr die französische Flotte von Marseille aus, um die Engländer in Minorca anzugreifen. Im Mai 1756 erschienen die Kriegserklärungen von beiden Seiten.

Hatte nun England dergestalt den einen seiner alten Bundesgenossen auf dem Continent verloren, so rechnete es dagegen noch darauf, den anderen, Rußland festzuhalten. Wir wissen, wiewohl sehr entschieden gegen Preußen, war man in Rußland doch keineswegs gesonnen, zugleich das Verhältniß zu England aufzugeben und in unmittelbare Verbindung mit Frankreich zu treten.

Als bei den Unterhandlungen in Versailles an die Wiederherstellung des abgebrochenen guten Vernehmens zwischen Frankreich und Rußland, das für die Durchführung der neuen politischen Combination unentbehrlich schien, gedacht wurde, meinten die Franzosen, der erste Schritt dazu müsse von Seiten Rußlands geschehen: bei der Dringlichkeit der Sache hatten sie sich jedoch entschlossen, einen Schotten, Douglas, der als ein Anhänger des Prätendenten galt, nach Petersburg abgehen zu lassen, um unter der Hand ein besseres Verhältniß zu eröffnen. Er war schon einmal eine kurze Zeit in Petersburg gewesen, ohne daß man erfahren hätte, was er gesucht oder erreicht habe. Im April 1756 langte er wieder in Riga an und bald darauf in Petersburg: eben an dem Tage, an welchem Williams die der Truppenconvention hinzugefügte geheime Declaration auf Befehl des englischen Ministeriums dem russischen Hofe zurückgab: denn dadurch würde England, dem eben ein französischer Angriff drohe, hilflos gelassen. Die russische Regierung hielt nicht für rathsam, darüber mit der englischen zu brechen: sie beschloß die Declaration durch den eigenen Gesandten nun doch nochmals an England überweisen zu lassen; indessen müsse die einmal geschlossene Convention als bestehend betrachtet werden. Williams war noch immer der Meinung und wurde geflissentlich darin erhalten, daß die russische Rüstung nur zur Ausführung der Convention geschehe; von dem, was

1) Kaunitz meldete an Esterhazy: er werde auf die Mittel fürgreifen, die von Preußen mit Vorwissen und Begenehmigung des englischen Hofes angesponnenen Mediationsvorschläge und Handlungen mit guter Art gar abzubrechen: wie denn auch die letzte französische Antwort dazu den Weg gebahnt, und auf die Zurückgabe aller ohne vorgängige Kriegserklärung weggenommenen französischen Schiffe als auf einen Präliminarpunkt und conditio sine qua non gebrungen werde. (22. Mai, doch wohl auf den Grund länger vorausgegangener Mittheilungen.)

zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich im Werke war, erfuhr er Nichts. Früher hatte sich Bestuschew sehr lebhaft gegen Williams erklärt, und man erwartete, daß er nach den letzten Vorgängen mit ihm zerfallen und den Anlaß ergreifen werde, welche die französische Negociation ihm biete: eine Vermuthung, die sich jedoch irrig erwies. Douglas war ihm schon bei seiner ersten Anwesenheit widerwärtig geworden, ein intercipirtes Schreiben desselben, das seine abermalige Ankunft ankündigte, erweckte sein Mißfallen aufs neue, weil es zeigte, daß sich der französische Emissar vorzugsweise an Woronzow zu wenden gedenke; und überdies war in dem Großkanzler seine alte Animosität gegen Frankreich, durch dessen Gesandten er gestürzt zu werden Gefahr gelaufen war, noch immer lebendig. Esterhazy bemerkte, er werde durch englisches Geld gewonnen sein, um sich der Herstellung des Vertrauens zwischen Frankreich und Rußland zu widersetzen; er bat dringend, auch ihn hinreichend mit Geld zu versehen, um dagegen zu wirken. Er schmeichelte sich, in dieser Sache selbst auch ohne den Großkanzler zum Ziele zu kommen. Er hatte Woronzow und einen andern russischen Staatsmann, Olsuwiew, für sich, und versäumte kein Mittel, um auch untergeordnete Personen zu gewinnen; hauptsächlich aber war es ihm gelungen, den jungen Favoriten der Kaiserin, Iwan Iwanowicz Schuwalow, in sein Interesse zu ziehen. Dieser fand seinen Ehrgeiz nicht wenig geschmeichelt, daß der kaiserliche Botschafter seine Vermittelung nachsuche, um durch ihn seine Anträge und Vorstellungen der Kaiserin zu hinterbringen; er versprach alles zu thun, was dazu führen könne, die Abneigung seiner Fürstin gegen Frankreich zu überwinden.

Einen ähnlichen Dienst wie in Paris die Marquise, sollte in Petersburg der Favorit leisten; sie waren beide bestimmt, den Willen des Souveräns selbst im Widerspruch mit den fungirenden Ministern nach dem Sinne des Wiener Hofes zu lenken.

Doch liegt am Tage, daß in beiden Fällen ein großes einheimisches Interesse das wirksame Moment bildete. Auf die Mittheilung des Vertrages von Versailles ließ die russische Kaiserin antworten, daß derselbe ihren Meinungen und Gefühlen entspreche; um diese an den Tag zu legen, erwarte sie nur die Einladung zum Beitritt. Sie fügte hinzu, zu der Erneuerung ihrer Verbindung mit der französischen Krone würde sie den ersten Schritt nicht thun können, da dieselbe einst durch Abberufung des französischen Gesandten unterbrochen worden sei; doch wolle sie so weit die Hand dazu bieten, daß die beiderseitigen Gesandten an Einem Tage ernannt würden. Zurück=

haltende Erklärungen, die aber doch die Absicht kund gaben, mit Frankreich in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, wie das ja durch das große Vorhaben, zu dem sie in Gemeinschaft mit Oesterreich zu schreiten vor Begierde brannte, unumgänglich wurde.

In Folge der zwischen den russischen Ministern und dem Grafen Esterhazy ausgetauschten Erklärungen hatte man bereits an die Festsetzung der Präliminarien einer Offensivallianz Hand angelegt. Indem man bei der Hauptabsicht, Schlesien zu erobern, beharrte, bestimmte man zugleich die Vortheile, die sich Rußland vorbehielt. Man legte dabei die im Jahre 1745 zu Stande gebrachten Entwürfe zu Grunde. Das vornehmste Moment dabei ist, daß Rußland die Eroberung des Königreichs Preußen ausbedang, nicht jedoch in der Absicht es für sich zu behalten: es sollte gegen eine Abtretung polnischen Gebietes an den russischen Grenzen an Polen überlassen werden. Der Großkanzler ließ sich die Erwerbung einer Herrschaft in Schlesien, sobald dies Land erobert sein würde, zusichern. Sachsen, welches früher auf einen Theil von Schlesien Anspruch gemacht hatte, sollte allerdings auch jetzt herbeigezogen, aber auf Magdeburg angewiesen werden. Man dachte, Schweden durch die Herstellung seiner Herrschaft in Pommern in den Bund zu ziehen. Indem man das alles entwarf, kam man auch bereits auf den Operationsplan zu reden. Denn unverzüglich noch in dem laufenden Jahre wünschten die Russen den Krieg anzufangen.

Dafür aber war selbst Esterhazy nicht. Er machte seinen Hof auf die Mängel in den Kriegsvorbereitungen, namentlich in Bezug auf die Heerführung aufmerksam, die er in der russischen Armee wahrnahm. Ueberdies lagen die politischen Verhältnisse noch nicht so, daß sie eine unverzügliche Eröffnung der Feindseligkeiten gestattet hätten. In einem Erlaß des Fürsten Kaunitz wurde, wiewohl es dessen kaum bedurfte, die Versicherung vollkommenen Einverständnisses in der Absicht, welche aus dem gemeinschaftlichen Staatsinteresse entspringe, wiederholt, mit der Bemerkung jedoch, daß es allzu gefährlich sein würde, die Ausführung derselben ohne vorgängige Beistimmung des französischen Hofes zu unternehmen; diese sei aber bis zur Stunde noch nicht erreicht, noch immer nehme dieser Hof Rücksicht auf den König von Preußen; die Unterhandlung könne noch ein paar Monate dauern, und indeß die Zeit zu weit vorrücken, um noch in dem laufenden Jahre die Armee zusammenziehen, ihre Märsche ausführen und die Operationen beginnen zu können [1]). Die Kaiserin antwortete

1) Abgedruckt in der Schrift: Neue Actenstücke 37.

hierauf: nach dem Nachdruck, mit welchem die den König von Preußen betreffenden Eröffnungen von dem Wiener Hof gemacht und dem Eifer, mit welchem man russischer Seits darauf eingegangen sei, nachdem man schon viel Unkosten darauf gewandt habe, thue es ihr Leid, daß der gegen denselben vorbereitete Schlag nun doch nicht sogleich erfolgen solle [1]; aber unwandelbar entschlossen, die einmal gefaßte Absicht, die für den österreichischen Hof bei weitem am vortheilhaftesten sei, auszuführen, conformire sie sich auch hierin dem Ermessen desselben, und überlasse ihm die Fortsetzung der Negociation mit Frankreich unter der möglichsten Schonung des diesseitigen Geheimnisses. Die schon angeordnete Verstärkung der in Livland und Esthland vereinigten Truppen werde man einstellen, aber diese selbst in einem solchen Stand halten, daß sie jeden Augenblick etwas unternehmen könnten. Auch österreichischer Seits würde man sich gewiß ohne alles Aufsehen in die gleiche Bereitschaft setzen.

Wenn in allem, was Preußen anbetrifft, das russische Ministerium nicht allein im Einverständniß mit dem österreichischen, sondern selbst in einer gewissen Abhängigkeit von ihm erscheint — so war das doch in Bezug auf Frankreich noch nicht der Fall. Man hat sogar bei dem Großfürsten und seiner Gemahlin die Besorgniß rege gemacht, als könne dabei die Absicht vorwalten, sie einmal von der Thronfolge auszuschließen. Nur darin schloß man sich an, daß die diplomatische Trennung gehoben [2]) und der von Oesterreich gefaßte Plan dazu benutzt werden könne, um den französischen Hof vollends zur Beseitigung aller Rücksichten auf Preußen zu vermögen.

1) Daß der wider den König von Preußen aufgehobene Schlag nun wieder sinke — daß der Ausschlag jetzt noch nicht mit dem gemeinschaftlichen Wunsch übereinstimme. Note, so dem Graf Esterhazy vom russischen Hofe zugestellt worden bei Esterhazy's Bericht vom 29. Juni.

2) Aus Brückner, Russische Actenstücke zur Geschichte des Jahres 1756 (Separatabdruck aus der baltischen Monatsschrift Juli-August 1872, S. 20) entnehmen wir, daß der Agent, der an Rouillé geschickt wurde, Bechtejew sich der Unterstützung der österreichischen Gesandtschaft nicht gerade zu erfreuen hatte. Ueber die Stellung Friedrichs II. bildete sich derselbe (vergl. die aus seinen Berichten von Brückner S. 26 mitgetheilte Stelle) eine Idee, deren Präcision in Staunen setzt. (A. d. n. A.)

Dreizehntes Capitel.

Verhandlung über den geheimen Tractat gegen Preußen.

In einem späteren Momente der österreichisch-französischen Verhandlung hat Graf Bernis [1]) seine Verwunderung ausgesprochen, daß das ursprünglich angenommene Princip der Reciprocität, d. h. die Gleichheit der Verpflichtungen Oesterreichs gegen England und Frankreichs gegen Preußen, in Wien nicht fest gehalten werde, und doch sei dieses die „fundamentale Basis" der ganzen Uebereinkunft. Nur unter dieser Voraussetzung habe man die beiden Acten von Versailles geschlossen: der Sinn der Höfe sei gewesen, mit denselben die geheimen Verhandlungen zu verstecken: sie seien gleichsam das Frontispiz des großen Gebäudes. Er schließt hieraus, daß demgemäß Alles, was in den Acten vom 1. Mai stipulirt worden, nach den Intentionen der geheimen Verhandlung ausgelegt werden müsse [2]); sonst würde der französische Hof den Artikel, nach welchem Oesterreich in dem Kriege gegen England neutral bleiben solle, niemals zugegeben haben. Es würde gegen Treue und Glauben laufen, wenn der Wiener Hof, auf denselben sich stützend, alle Theilnahme an der Offensive gegen England verweigern wollte [3]).

Die Absicht war allerdings nicht auf eine thätige Mitwirkung Oesterreichs gegen England gerichtet, wohl aber auf Concessionen, durch welche das Machtverhältniß Frankreichs im Kampfe mit England wesentlich verstärkt werden würde. Und nicht lange blieb verborgen,

1) Remarques du Comte Bernis sur le contreprojet à la convention préliminaire et secrète. (Im Wiener Staatsarchiv.)

2) Les deux actes de Versailles dans l'esprit des cours de Versailles et de Vienne étaient soumis aux arrangements du traité secret.

3) de vouloir faire valoir l'acte de neutralité comme un moyen d'éviter tout parti offensif contre l'Angleterre.

was die Franzosen dabei im Auge hatten. Man bemerkte bald, daß ihnen die Ausstattung des Don Philipp mit Flandern und Tournaisis noch nicht genügte. Endlich, sagt Kaunitz, sprach Frankreich das Wort aus, es verlange die Abtretung der gesammten Niederlande[1]).

Die belgischen Provinzen waren der älteste Gegenstand des Haders zwischen Frankreich und dem Hause Burgund-Oesterreich; sie diesem zu entreißen, war der beständige Gesichtspunkt des französischen Ehrgeizes, wie einst der spanischen Monarchie, so später der großen Allianz gegenüber. Als diese zusammenbrach, und der Erbe der spanischen Ansprüche es rathsam fand, sich mit Frankreich zu vereinigen, so tauchte der Gedanke mit historisch-politischer Folgerichtigkeit auf.

Zur Unterstützung dieser Forderung wurde bemerkt, die Erwerbung von Schlesien bilde einen so großen Vortheil für Oesterreich, daß schon der Grundsatz der Gegenseitigkeit einen entsprechenden Gewinn für Frankreich erheische, der ihm in seiner Stellung gegen England zu Statten komme. Die Abtretung an Don Philipp namentlich mit dem Vorbehalt der Reversion sei weit entfernt, einen solchen zu gewähren; darüber würde es sogar zu Zwistigkeiten kommen können. Wolle man eine wahre Allianz schließen, so müsse man diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen. Hauptsächlich in diesem Anspruch lag der Grund, wenn Frankreich doch noch nicht in die Vorschläge zur völligen Niederwerfung des Königs von Preußen und zu eigener Theilnahme an dem Kriege gegen denselben zu bringen gewesen war.

Es leuchtete ein, daß das auch fortan ohne diese Concession schwerlich geschehen würde. In Wien hätte man den Antrag erwarten können; er mußte aber erst geschehen sein, um in seiner ganzen Bedeutung gefaßt zu werden. Das dynastische Verhältniß, das bei dem Austausch der kleinen italienischen Herzogthümer vorgewaltet, setzte sich dadurch in ein politisches um. Denn an die Krone Frankreich, die ihre Stellung immer behielt, nicht an einen wenig bedeutenden Herzog und dessen Nachkommen, deren Sinnesweise sich leicht verändern konnte, sollte die Abtretung geschehen und sogleich mit der vorläufigen Einräumung der wichtigsten Seehäfen eröffnet werden; die Schadloshaltung des Don Philipp würden die bourbonischen

1) En fin la France lâcha le mot et demanda tous les Paysbas, en se réservant la faculté de disposer de ces provinces pour ne laisser à Don Philippe que ce qu'elle trouvait bien.

Mächte nach freiem Ermessen übernehmen. Es war noch nicht ausgesprochen, ob Don Philipp die Herzogthümer behalten oder ob er sie zurückgeben sollte, aber auch im letzten Falle dachte man den Werth derselben zu Geld anzuschlagen und von der Summe abzuziehen, die dem Hause Oesterreich für die Abtretung der Niederlande gezahlt werden sollte; die Abtretung wurde in die Form eines Verkaufs gehüllt: sie würde dann um so mehr für alle Zeiten gegolten haben [1]). — „Der Entschluß, den wir zu fassen haben, ist groß": so heißt es in der ersten Antwort auf den Bericht Starhembergs, in welchem diese Erörterung enthalten war: „der Antrag ist so außerordentlich und bedenklich, daß er genaue Einsicht in seinen Sinn und Ueberlegung der zu erwartenden Folgen nöthig macht."

Wir wissen, daß die Politik des Grafen Kaunitz von jeher dahin ging, die Niederlande zu einer Ausgleichung oder vielmehr zur Herbeiführung eines intimen Verständnisses mit Frankreich zu benutzen. In den damligen Berathungen hob er die politische Bedeutung dieser Landschaften und ihren wachsenden Reichthum noch stärker als früher hervor, was ihn zu dem Schluß führte, ohne anderweite große Vortheile würde eine Abtretung derselben zu widerrathen sein; würden diese aber bewilligt, so erklärte er sich dafür; in Anbetracht, sagt er, daß der König von Preußen niedergekämpft werden müsse, denn dessen Macht sei durch die Eroberung von Schlesien verdoppelt worden; gelänge es ihm, was sehr möglich sei, durch Krieg und andere zufällige Umstände eine neue Erwerbung zu machen, so würde er dem Erzhause völlig unerträglich werden, und dies in steter Gefahr schweben; von derselben werde zugleich die Religion und das kaiserliche Ansehen betroffen. Da nun die Mitwirkung Frankreichs um keinen andern Preis zu erreichen sei, so müsse man dazu schreiten; die Wiedereroberung Schlesiens werde mit der Abtretung der Niederlande nicht zu theuer erkauft [2]). Es sei gestattet, die Worte des Rescripts an-

1) Wir berühren nur so vieles, daß der Antrag wegen der Cession unserer gesammten Niederlanden um so außerordentlicher und bedenklicher in die Augen fallen müsse, da solcher noch mit den ferneren Begehren begleitet worden, die Cession nicht auf den Don Philipp, sondern auf die Cron Frankreich zu richten, dieser Crone mit Einverständniß des Spanischen und Neapolitanischen Hofs die Bestimmung des Aequivalents von den ernannten Don Philipp zu überlassen, der bemerkten Cession die Gestalt eines Verkaufs zu geben. Jedannoch zum Voraus auf Mäßigung der Summe anzutragen, und zugleich das Mittel zu erschweren, welches einen Geld-Beytrag von Spanien und Neapel bewürken könnte.

2) Auszug aus dem Protokoll bei Arneth 451.

zuführen, das nun an Starhemberg erging. „Bei großen und verwickelten Absichten", heißt es darin, „sind große und geschwinde Entschließungen nothwendig; Wir wollen dir nicht verhalten, daß wir nach gepflogener reifer Ueberlegung, allen großen Bedenken zum Trotz, doch erbötig sind, zur Cession unserer gesammten Niederlande unsere Zustimmung zu geben, jedoch nur unter gewissen Bedingungen, und ohne diese nicht."

Man hielt in Wien für das Beste, die Negociation nicht durch einen weitern Notenwechsel zu führen, sondern sie der Geschicklichkeit Starhembergs und dessen mündlicher Verhandlung anzuvertrauen. Man wies ihn an: zugleich Ja und Nein zu sagen, ja, wenn man die Bedingungen, welche Oesterreich machen müsse, annehme, nein, wenn man sie verwerfe.

Von den Bedingungen, auf welche Starhemberg unabweichlich zu bestehen angewiesen war, bezog sich die wichtigste auf die Niederlande selbst. Oesterreich war bereit, sie abzutreten, aber nicht unmittelbar an Frankreich, dessen Macht man nicht in dem Grade vermehren dürfe, daß dadurch das europäische Gleichgewicht in Gefahr gerathe, sondern im Ganzen und Großen an Don Philipp, der sie unter denselben Bedingungen besitzen sollte, wie bisher das Haus Oesterreich. Unmittelbar sollte Frankreich nur Luxemburg, Chimay, Beaumont und einige andere früher von ihm besessene und dann wieder zurückgegebene Landstriche bekommen.

Zugleich forderte man die Festsetzung, daß diese Zusage erst dann zur bindenden Gültigkeit gelange, wenn Schlesien und Glatz zurückerobert und ihr Besitz durch förmlichen Friedensschluß dem Erzhaus versichert sei.

Um dies aber zu erreichen, müsse nun auch Frankreich zur Bekämpfung des Königs von Preußen energisch mitwirken, und zwar einmal, indem es selbst ein Truppencorps ins Feld stelle und vereinigt mit den Kaiserlichen operiren lasse, und sodann, indem es zu den Bündnissen mit den deutschen Fürsten, die nöthig seien, wenn man den Krieg mit einiger Sicherheit des Erfolges unternehmen wolle, die Hand biete.

Bei allem Eifer, mit welchem Graf Kaunitz den für sein Vorhaben einzig geeigneten Moment ergriff, bestand doch noch ein erheblicher Unterschied zwischen dem, was er anbot, und dem, was Frankreich verlangte. Er wollte einen besondern niederländischen Staat bilden, von dem sich voraussetzen ließ, daß er, wenn er auch zunächst durchaus von Frankreich abhänge, später dennoch sich losreißen und

vielleicht im Einverständniß mit England, Holland und Oesterreich der französischen Krone sogar Widerstand leisten könne. Wie hätten aber nicht auch die französischen Staatsmänner die Möglichkeit dieser Eventualität wahrnehmen sollen? Die angetragene Auskunft lief ihren eigensten Tendenzen entgegen; sie wollten nicht etwa einen belgischen Staat gründen, sondern die südlichen Niederlande auf immer mit Frankreich vereinigen.

Nur allmählich trat Starhemberg mit seinen Bedingungen hervor. Das erste, worüber man sich verständigte, war die Bestimmung, daß die Zusagen in Bezug auf die Niederlande ungültig sein sollten, so lange nicht Schlesien in sicheren und anerkannten Besitz der Kaiserin-Königin übergegangen sei. Frankreich verwarf die Erwähnung eines allgemeinen Friedensschlusses, weil das zu unabsehlichen Weiterungen führen könne; es hielt auch nicht für gut, die Zusagen in einer besondern Declaration auszusprechen; aber es willigte ein, daß sie den ersten Artikel der Präliminarien der zu treffenden Convention bilden sollten, und damit begnügte sich Oesterreich; denn in Geschäften von so großer Wichtigkeit, dürfe man sich an Formalitäten nicht binden.

Dagegen war man in Wien mit dem Botschafter, dessen Geschicklichkeit sonst die Erwartungen, die man von ihm hegte, noch übertraf, beinahe unzufrieden, daß er die Absicht einer Abtretung der Niederlande ausgesprochen hatte, ohne über die Modalität derselben sogleich übereinzukommen; doch fand man begründet, was er sagte, daß Zurückhaltung eine undienliche Verzögerung des Geschäftes überhaupt herbeigeführt haben würde.

Es ist nicht nöthig, die Unterhandlung in ihrem Lauf zu begleiten, da sie doch unter sehr veränderten Umständen zu einem definitiven Ergebniß geführt hat. Nur die Grundlagen des späteren Vertrags der geheimen Allianz sind damals gelegt worden: aber von Wichtigkeit ist es, die Hauptmomente derselben kennen zu lernen.

Der vornehmste liegt in der Einwilligung der Franzosen, daß die Cession der Niederlande nicht geradezu an die Krone geschehe, sondern an Don Philipp, dem gegen Abtretung der italienischen Herzogthümer die Hauptmasse der neuen belgischen Landschaften zufallen sollte. Denn was auch die Zukunft einmal bringen mochte, für die Gegenwart gereichte es den Franzosen zum unbeschreiblichen Vortheil, der belgischen Niederlande wenigstens indirect, denn an der Gesinnung Don Philipps konnte kein Zweifel aufkommen, mächtig zu werden. Zugleich lag in diesem Abkommen ein weiterer Schritt zur Aus-

gleichung der inneren Differenzen des Hauses Bourbon. Nur forderte Frankreich die vollkommene Losreißung des Landes von dem Verhältniß mit den Seemächten, namentlich die Aufhebung des Barriere-Tractats, — wofür Holland durch andere Zugeständnisse zu gewinnen sein würde. Was den Franzosen selbst aber angeboten wurde, schlugen sie nicht hoch an, auch Luxemburg nicht; das einzige, was ihnen im Kriege gegen England nützlich werden könne, sei die Erwerbung der beiden Hafenplätze Ostende und Nieuport; — sie verlangten selbst in dem Fall, daß der Krieg in Deutschland nicht glücklich gehe, den einstweiligen Besitz dieser Plätze bis 10 Jahre nach dem Frieden [1]).

Denn ihre Absicht war immer darauf gerichtet, die maritime Macht, die ihnen in ihrer unmittelbaren Nähe entgegenstand, zu brechen; die belgischen Küstenlande nicht allein von einem Bündniß mit England loszureißen, sondern zu einem Angriff auf dasselbe zu benutzen; die großen Geldaufwendungen, zu denen sie sich anheischig machten, schienen zu dieser Forderung zu berechtigen. Sie unterließen nicht, zu bemerken, daß sie viel stärkere Verpflichtungen übernehmen würden, wenn ihrer ursprünglichen Absicht gemäß die Cession der gesammten Niederlande an sie selbst geschehen wäre. Zunächst nahmen sie auch jetzt noch Anstand, ihre unmittelbare Betheiligung an dem Kriege gegen Preußen zuzusagen; denn schon dadurch erweise man Oesterreich einen unschätzbaren Dienst, daß man England abhalte, dem König von Preußen zu Hülfe zu kommen.

Ueberhaupt stießen die Unterhandlungen auch in diesem Stadium noch auf mancherlei Schwierigkeiten.

Es machte nicht wenig Aufsehen in Wien, als man vernahm, in Petersburg sei doch wieder der Absicht Contis auf den polnischen Thron Erwähnung geschehen; man fürchtete dort, darin liege eine Gegenwirkung gegen Frau von Pompadour. Bald aber zeigte sich, daß dies nicht der Fall war; höchstens konnte sie den Wunsch hegen, den Prinzen, in welchem sie einen unversöhnlichen Gegner sah, von dem Hofe zu entfernen; das intime Vertrauen des Königs in die Dame und den Abbé Grafen Bernis, ihren Freund, erfuhr keine Unterbrechung. Starhemberg bekennt, daß dies Verhältniß das vornehmste Fundament bilde, auf dem er fortarbeite; bei Beginn der

1) Bernis: Les villes maritimes du comté de Flandre pourraient seules lui être de quelque utilité contre ses véritables ennemis.

neuen Verhandlung sagt er noch einmal, niemals habe er der Marquise mehr bedurft; man verdanke ihr alle bisherigen guten Erfolge [1]).

Ein Zwischenfall eigenthümlicher Art lag in der Eröffnung des französischen Hofes, daß er im Einverständniß mit der Republik Genua ein paar neue Regimenter nach Corsika zu werfen gedenke; Graf Kaunitz wandte ein, daß es ja der Grundsatz der soeben geschlossenen Neutralität sei, daß Frankreich keine andern Mächte in seine Streitigkeit mit den Engländern verwickeln wolle, gegen welche doch dies Vorhaben offenbar gerichtet sei, — so brachte es die Consequenz schriftlicher Erklärungen mit sich —, aber zugleich autorisirte er Starhemberg, die Einwilligung Oesterreichs mündlich auszusprechen, was denn auch in Frankreich vollkommen genügend befunden wurde.

Die Absicht auf Corsica hing mit dem umfassenden Vorhaben zusammen, die Engländer aus dem Mittelmeer zu vertreiben, zu welchem Ziel es dann als ein großer Schritt erschien, daß sich der Marschall Richelieu des Forts St. Philipp auf Minorca bemächtigte; er hielt die Nachricht für wichtig genug, um sie durch seinen Sohn überbringen zu lassen, der damit am 10. Juli in Paris eintraf. Bald folgte die Eroberung von Port Mahon.

Der Hof befand sich damals in Compiègne, wo Frau von Pompadour nicht versäumte, den Sieg mit einem anmuthigen Fest in ihrer Wohnung — der Eremitage — zu begehen. Sie vertheilte Degenschleifen à la Mahon an die anwesenden Cavaliere.

Dahin versetzte sich die Unterhandlung mit Oesterreich: und zwar mit dem für diese Macht vortheilhaften Unterschiede, daß Rouillé, der jetzt mehr Schwierigkeiten machte, als bisher, von den vertraulichsten Berathungen ausgeschlossen wurde. Dadurch gestaltete sich die Lage der Dinge so, daß Starhemberg das Gelingen seiner Sache mit Zuversicht erwartete. Denn ohne Zweifel, sagte er, wünsche man in Frankreich die Hauptsache; darin bestehe die Stärke der Position von Oesterreich, es dürfe nur nicht säumen, sie sich zu Nutze zu machen. Auch davon, daß man mit dem Anerbieten der niederländischen Abtretung in der Modification, mit der es jetzt gemacht wurde, in Frankreich nicht recht zufrieden war, fürchtete er keinen Rückschlag. Denn das Interesse Frankreichs, Oesterreich von den Seemächten loszureißen, werde so stark empfunden, daß man auch auf minder günstige An=

1) Elle veut qu'on l'estime. Er knüpft die Bitte daran, daß ihr der Hof eine Anerkennung geben möge; was die Geschenke provocirt haben wird, deren Maria Theresia gedenkt.

erbietungen eingehen würde. Das Prinzip der Gegenseitigkeit der Verpflichtungen Frankreichs gegen Preußen, Oesterreichs gegen England gelangte dadurch zu noch größerer Bedeutung, daß die beiderseitigen Vortheile einander bedingten. Die Wiedereroberung von Schlesien schloß insofern ein eigenes Interesse von Frankreich ein, als sie die Bedingung der Erwerbung der Niederlande für das Haus Bourbon bildete.

Aufs neue wurde Starhemberg angewiesen, sich durch die Weigerung der Franzosen, an dem Kriege gegen Preußen unmittelbaren Antheil zu nehmen, nicht irre machen zu lassen, sondern auf diese Cooperation als eine Bedingung, ohne die man nicht abschließen könne, zu bestehen. In Erwägung der unauflösbaren Verflechtung der beiderseitigen Vortheile gaben die Franzosen nach. Sie verstanden sich zur Errichtung einer dritten Armee im Reiche in der Stärke von 28,000 Mann.

Auch damit war die Absicht des Wiener Hofes noch nicht vollständig erreicht; er hielt an der Nothwendigkeit einer ferneren Schwächung des Königs von Preußen hartnäckig fest. Eben hiebei traf er, wie wir wissen, mit der russischen Intention zusammen, welche zugleich dahin ging. Schweden herbeizuziehen; und zwar durch seine besonderen Vortheile. Noch bestand kein Verständniß mit Sachsen; das Geheimniß des großen Vorhabens hätte ihm weder Oesterreich noch Frankreich anvertraut, aber man zweifelte nicht, daß es sich bei dem ersten ernstlichen Antrag anschließen würde. Den Churfürsten von der Pfalz hoffte man dadurch zu gewinnen, daß man ihm die clevisch märkischen Länder, von deren Ueberziehung durch die französischen Truppen schon vielfach die Rede war, in Aussicht stellte. Holland sollte für die Verluste, die ihm aus der Unabhängigkeit der belgischen Niederlande erwachsen würden, durch ein Stück preußischen Gebietes in Westphalen entschädigt werden.

Sollte nun Frankreich dies zugestehen? Mußte es nicht fürchten, daß Oesterreich in Deutschland eine vollkommen überwiegende Macht erwerbe und ihm dereinst selbst gefährlich werden könnte.

Aber es war eine Bedingung, ohne die Oesterreich den geheimen Vertrag nicht abschließen zu wollen zu wiederholten Malen auf das Bestimmteste erklären ließ. Endlich fühlte Bernis sich bewogen, im Allgemeinen darauf einzugehen, wofür ihm dagegen eine verhältnißmäßige Schwächung des Königs von England zugestanden wurde. Er wollte dieser Macht außer Minorca auch Gibraltar entreißen. Man wird begierig, worauf seine Absicht in Deutschland gerichtet

war. Es war keine Territorialacquisition für Frankreich selbst: man dachte aber die letzte große Erwerbung Hannovers, das Herzogthum Bremen und Fürstenthum Verden, von demselben loszureißen [1]).

So sollte nach dem russischen Entwurf Schweden wieder in den Besitz von Pommern zurückkommen, Polen in den Besitz des Königreichs Preußen. Für Dänemark war, wenn es sich anschließe, Bremen und Verden bestimmt. Welche Aussicht für König Friedrich! Von der einen Seite Schlesiens, Pommerns und Preußens, von der andern der rheinisch-westphälischen Besitzungen und, wie berührt, auch Magdeburgs beraubt, würde er ein sehr schwacher Churfürst von Brandenburg geworden sein. Und welches Schicksal für Deutschland! Frankreich im virtuellen Besitz der belgischen Niederlande mit unbezweifeltem Uebergewicht über Holland und die rheinischen Churfürsten; der König von Polen, Churfürst von Sachsen, abhängig von Rußland; die beiden nordischen Kronen mit verdoppelten Territorien im Reiche ausgestattet. Es wäre von den fremden Mächten vollkommen abhängig geworden. Unläugbar ist doch, daß das Dasein eines mächtigen Preußen mit der Idee eines selbständigen deutschen Gemeinwesens untrennbar vereinigt war.

Noch waren keine definitiven Festsetzungen zwischen den beiden Höfen von Versailles und Wien zu Stande gekommen, aber in der Hauptsache war man einverstanden: Bernis sollte nicht nach Madrid, sondern als Botschafter nach Wien gehen, um hier alles zu vereinbaren, und zwar in seiner Eigenschaft als Ambassadeur, denn als Minister hätte er in Frankreich damals nicht eintreten können.

Noch immer fanden diese Pläne selbst in Wien einigen Widerspruch, weil Frankreich dadurch allzu mächtig werden würde, aber Kaunitz meinte dem zuvorzukommen, wenn er nur den König von Preußen erst niedergeworfen habe, und sein Wort war das allmächtige im Rathe Maria Theresia's geworden. Auch in St. Petersburg hat man der Kaiserin Elisabeth in Erinnerung gebracht, daß sie weder Frankreich zu der Uebermacht, nach der es offenbar trachte, gelangen, noch den Prote-

1) Remarques de Bernis. S. M. est determinée au dépouillement du roi de Prusse, pourvu, que l'Angleterre soit affaiblie dans une proportion raisonnable et que l'accomplissement des conditions essentielles du traité ne depend pas du succès entier de toutes les vues qu'on se propose — Bernis fordert: le démembrement de Bremen et Verden. Wenigstens in einer Note sei bemerkt, daß man von Kaunitz behauptete, er habe das Fürstenthum Ostfriesland für sich selber ausersehen. So die Berichte vom Reichstag in Regensburg.

stantismus in Deutschland unterdrücken lassen dürfe. Aber das machte keinen Eindruck mehr; der Eifer gegen Preußen drängte alles in den Hintergrund und war noch immer im Steigen begriffen. So viel sich aus den Aeußerungen des Staatskanzlers abnehmen ließ, war sein Gedanke, daß der Kampf von russischer Seite eröffnet werden sollte. Oesterreich werde sich anfangs neutral halten, aber eben zur rechten Zeit losbrechen, um den König zwischen zwei Feuer zu nehmen[1]). Indeß würde England gegen Frankreich beschäftigt sein, und das neue Bundesverhältniß dieser Macht sich zu Gunsten Oesterreichs entwickelt haben. Da man von Rüstungen des Königs von Preußen hörte, so schlug Bestuschew vor, ein russisches Korps gegen Schlesien vorrücken zu lassen. Dem österreichischen Botschafter schien das doch noch nicht an der Zeit zu sein.

1) Funck an Bristol: Wien, 12. Juni, on serait bien aise ici, que la Russie en attaquant le roi de Prusse attachât le grelot et que dans la suite on pût se mêler comme partie entrevenante pour le mettre entre deux feux.

Vierzehntes Capitel.

Preußisch-englische Politik in dieser Zeit.

Politik ist eine Art von Strategie. Wenn es dem Strategen häufig darauf ankommt, die Kriegspläne des Feindes, die geflissentlich in Dunkel gehüllt werden, zu erkunden, und ihnen bei Zeiten zu begegnen, so ist es für den Politiker fast die vornehmste Aufgabe, das Geheimniß der feindseligen Anschläge zu durchdringen, um sich dagegen in Bereitschaft zu setzen.

Man sieht ein Ungewitter ohne Gleichen sich zusammenziehen, das sich über den so eben erst zu selbständigem Dasein emporkommenden preußischen Staat zu entladen und ihn zu vernichten drohte. Wenn in späteren Zeiten behauptet worden ist, ein unmotivirtes Eroberungsgelüste habe Friedrich II. bewogen, das Schwert zu ziehen: so wirft die Evidenz der Thatsachen einen Schimmer von Ironie auf diese Vorstellung; in der That war die Existenz des Königs in Gefahr; nur nach und nach entwickelte sich in ihm eine Ahnung von dem Umfang derselben.

Der Vertrag von Versailles, von dem er durch seinen Gesandten Knyphausen gleich im ersten Augenblick ziemlich gut unterrichtet wurde, setzte ihn nicht in große Besorgniß. Als ihm derselbe später auf Befehl Ludwigs XV. mitgetheilt wurde, mit der Bemerkung, er sei nur auf die Befestigung des europäischen Friedens berechnet, nahm Friedrich das ohne Einwendung auf; er ließ dem König von Frankreich seinen Dank für die Mittheilung aussprechen; als er den Gesandten wieder sah, berührte er die Sache jedoch mit keinem Wort, er sprach mit ihm nur von militärischen Angelegenheiten, über die derselbe ein Urtheil hatte.

Gleichwohl vermuthete er vom ersten Augenblick an, daß es mit dem Verständniß der beiden Mächte auf einen Angriff auf Hannover abgesehen sei; er meinte, Oesterreich billige einen solchen nicht allein,

sondern reize dazu an. Wenn sich das aber auch so verhielt, so sah er keine Gefahr darin, welche er, mit England vereinigt, nicht hätte bestehen können.

Von vieler Wichtigkeit war für einen solchen Fall die hessische Sache. Soeben erschien ein angesehener österreichischer Staatsmann in Cassel, um den Erbprinzen zum Eintritt in den kaiserlichen Dienst zu vermögen. Dem aber war der Landgraf bereits zuvorgekommen: er hatte seinen Sohn bewogen, sich nach Berlin zu begeben. Da sprach nun der König mit ihm; er stellte ihm vor, daß er sein Erbland zum Sitze des Krieges machen würde, wenn er zu Oesterreich übertrete. Der Prinz war leicht davon zu überzeugen: indem er die Versicherung gab, daß er die dem Lande ertheilte Religionsassecuranz beobachten wolle, bat er zugleich um eine Stelle im preußischen Dienst. Der König sprach darüber mit dem englischen Gesandten Mitchell, der in denselben Tagen bei ihm eingetroffen war. Auf jeden Fall, sagte dieser, sei es besser, daß der Prinz in preußische Dienste trete, als in französische oder in österreichische. Dann, erwiederte der König, werde ich ihn morgen in meinen Dienst aufnehmen. Er fand den Prinzen so schwach und unzuverlässig, daß er lieber Nichts mit ihm zu thun gehabt hätte; eben wegen dieser Sinnesart aber war es um so nöthiger, ihn durch eine Stellung in der preußischen Armee auf dieser Seite festzuhalten. Hessen wurde dadurch vor einer religiösen Verwirrung bewahrt, die leicht aus dem österreichischen Dienstverhältniß entstanden wäre. Durch den Widerspruch, den die Religionsassecuranz im Reiche erweckte, wurden die preußischen Minister stutzig; sie fragten wenigstens bei dem König an. Er antwortete, jede Nachgiebigkeit würde die Anmaßung der Gegner verstärken, und von den übrigen Protestanten als ein Zeichen der Schwäche betrachtet werden; welchen Werth behalte Preußen für sie, wenn es versäume, sie zu unterstützen: eine edle Festigkeit könne vielleicht den Gegnern Rücksicht einflößen. „Ich halte mich nie zu denen, welche in Fällen, wo man das Recht auf seiner Seite hat, zaghafte Rathschläge geben, man muß den Kopf hoch tragen [1].“

Die durch den Tractat von Westminster geschlossene Verbindung war nun fast der wichtigste Moment der europäischen Politik; sie hatte den König von Preußen die Freundschaft von Frankreich gekostet; der Vertrag von Versailles war daraus entsprungen; eine

1) 3. Juli 1756. Je ne serai jamais de ceux qui proposent des concils timides, si on a le droit de son côté et il faut aller tête levée.

universale Veränderung lag darin, daß wie Frankreich und Oesterreich, so nun Preußen und England zusammenstanden. Der neue englische Gesandte, Andrew Mitchell, war ganz der Mann dazu, das Verständniß mit Friedrich unter den damaligen Umständen zu pflegen. Er war der Sohn eines Geistlichen in Edinburg und hatte seine Bildung durch Reisen auf dem Continent vollendet; er gehörte der antijacobitischen Partei an, die sich in dem Sturme von 1745 aufs engste dem protestantischen Königthume anschloß; er wurde Mitglied des Parlaments für Aberdeen und eine Zeit lang Unterstaatssecretär für Schottland in London, so daß er auch die Geschäfte kennen lernte; er war von ächter Sympathie für die Sache erfüllt, die jetzt zwischen England und Preußen eine gemeinschaftliche wurde. Zunächst schien England am meisten bedroht zu sein, und es wurde daselbst sehr gut aufgenommen, als Friedrich die Erklärung gab, England könne unter allen Umständen auf seine Hülfe rechnen.

Die Drohung der Franzosen, eine Landung in England zu versuchen, beschäftigte eine Zeitlang die allgemeine Aufmerksamkeit. Man hat in Frankreich ernstlich davon gesprochen, 60,000 Mann zu einer Invasion in England zu verwenden; Marschall Belleisle war beschäftigt, längs der Seeküste ein Unternehmen dieser Art vorzubereiten. Wie weit war Friedrich von der Stimmung zurückgekommen, in der er wohl selbst Rathschläge dazu an die Hand gab; jetzt erinnerte er die Engländer, die Sicherheit ihrer Insel ja nicht zu vernachlässigen; eine starke Flotte werde hinreichen, die Franzosen von jeder Invasion abzuschrecken [1]). Für die Vertheidigung Hannovers war er entschlossen, das Aeußerste zu thun. Man berechnete, Oesterreich könne etwa 100,000 Mann gegen Hannover marschiren lassen, Frankreich 50,000 Mann, die vornehmlich aus deutschen Truppen bestehen sollten. Denen gegenüber wollte der König 100,000 Mann ins Feld stellen, und gegen die übrigen hauptsächlich ebenfalls deutsche Truppen in englischem Sold. Er zählte auf Braunschweig, Sachsen-Gotha, hannoversche und hessische Mannschaften und vielleicht auf den Churfürsten von der Pfalz, so sehr man diesen auch von der anderen Seite bearbeiten möge. Friedrich meinte, man müsse demselben nur einen Gesandten schicken, der seinem Charakter entspreche, von möglichster Keckheit, einer scherzhaften Unterhaltungsgabe und zugleich katholischem Bekenntniß. Es war unter diesen Umständen, daß England mit

1) While we had a strong fleet at home, France would heardly adventure to invade.

Sachsen in neue Verhandlungen trat: der König seinerseits hoffte Nichts davon.

Dabei ist auch einmal von russischer Hülfe die Rede gewesen, denn noch waltete die Voraussetzung ob, daß die Russen auf der Seite von England ausharren würden [1]. König Friedrich sagte: er würde sie sehr ungern sehen, und das Beste wäre, sie kämen nicht, wenigstens nicht, wenn man ihrer nicht auf das dringendste bedürfe; wenn sie kämen, würde er das nur insofern billigen, als es eine Bürgschaft wäre, daß sie sich nicht auf die andere Seite schlagen würden. Aber könnt Ihr sie denn bezahlen, fragte er den englischen Gesandten, seid Ihr ihrer gewiß und wahrhaftig sicher? Mitchell sagte: der König, mein Herr, ist davon überzeugt; wir empfangen darüber die besten Versicherungen.

Welch ein Ereigniß für Friedrich war es nun, daß sich Die, deren Hülfeleistung man ihm selbst gegen seinen Willen in Aussicht stellte, nach und nach als seine entschiedensten Gegner erwiesen. Einen sehr unangenehmen Eindruck machte schon die Kunde von jener Sendung eines französischen Emissars nach Rußland, den man für einen Jacobiten hielt, und der nun mit Esterhazy vereinigt, dahin arbeite, eine Tripelallianz zwischen Frankreich, Rußland und Oesterreich anzubahnen. Bald aber trafen Nachrichten von viel positiverem und zugleich dem drohendsten Inhalt ein.

Der König hat in dieser Zeit durch zwei untergeordnete Elende, einen sächsischen Kanzelisten [2]) und einen österreichischen Gesandtschaftssecretär, die sich ihm verkauften, um ihm die Geheimnisse ihrer Cabinete zu verrathen, Nachrichten und Actenstücke empfangen, die ihm einen Blick in das Treiben seiner Feinde an den benachbarten Höfen gestatteten. Sie hatten den Vorzug, authentisch zu sein: aber sie waren abgerissen, ohne Zusammenhang und kamen von Stellen, wo man in das Geheimniß der Geschäfte nicht einmal eingeweiht war. Sie dienten dazu, seinen Verdacht rege zu halten, der sich denn besonders auf die beiden Höfe von Wien und Dresden und ihre Verbindung mit Rußland richtete; er ward überzeugt, daß etwas gegen ihn im Werk sei. Zur Bildung einer sicheren Anschauung der

1) Mitchell 27. Mai. He thought, that the peace of Germany would not be disturbed by any power whosoever, while Russia continued well disposed towards England.

2) Ueber den ersten, Namens Mentzel, Auszug aus den Untersuchungspartikeln in den neuesten Aktenstücken S. 5; über den zweiten, Weingarten, Arneth S. 489.

Verhältnisse aber reichten sie bei weitem nicht hin. Für diese waren die Nachrichten maßgebend, die der regelmäßige gesandtschaftliche Verkehr und jetzt die englischen Mittheilungen brachten [1]).

Friedrich war in Stettin mit einer seiner gewöhnlichen Revüen beschäftigt, als ein paar Depeschen des Gesandten im Haag, Hellen, bei ihm eingingen, die über eine Annäherung des russischen Hofes an den französischen keinen Zweifel übrig ließen; — man bekam Grund zu der Meinung, daß Rußland im Begriff stehe, sich von England loszusagen. Da die Hoffnung, den Frieden von Deutschland zu erhalten, und Friedrichs eigene Sicherheit eben auf dem guten Verhältniß dieser beiden Mächte untereinander beruhte, so begreift man, wie sehr er davon betroffen werden mußte.

Indem er dem englischen Gesandten wiederholte, welchen Gang auch immer die Dinge nehmen möchten, er sei entschlossen, seine Verbindlichkeiten gegen England heilig zu erfüllen [2]), machte er ihn doch zugleich aufmerksam, daß man darauf denken müsse, sich durch die Allianz der Gegner nicht überraschen zu lassen [3]). König Georg hatte bei ihm angefragt, mit welchem von den deutschen Fürsten man sich verbinden solle. Friedrich ist zweifelhaft über Baiern, weil es durch seine Nachbarschaft allzusehr von Oesterreich abhänge, noch mehr über Sachsen, an dem man bei seinen engen Beziehungen zu Frankreich und Rußland unter einem durch und durch österreichisch gesinnten Minister nur einen unzuverlässigen Verbündeten haben würde; nur auf die oben genannten Nachbarn wagte er zu trauen. Zugleich wirft er seinen Blick in weite Ferne; sehr erwünscht werde es sein, den beiden Kaiserhöfen die Feindseligkeit der Osmanen entgegen zu setzen: aber das Allerbeste wäre doch, wenn es den Engländern gelänge, sich aus ihrer Allianz mit Rußland nicht verdrängen zu lassen.

Dies letzte Verhältniß blieb der vornehmste Gegenstand der Aufmerksamkeit [4]).

Zuweilen schien es, als ob der König einen Bruch ernstlich besorge. Als er nach seiner Rückkunft Mitchell wiedersah, legte er ihm

1) Vom 31. Mai und 12. Juni.

2) He told me in the frankest way: that happen what would, he would fulfil his engagements of stand by.

3) Il sera d'une nécessité absolue de songer à des arrangements à prendre, pour ne pas succomber à un parti si formidable et supérieur.

4) Schreiben an Finkenstein, Stettin, 7. Juni. Eine eigenhändige Nachschrift zu diesem Schreiben ist an Mitchell mitgetheilt und aus dessen Papieren bekannt geworden.

die Frage vor, ob England in dem Falle, daß Rußland gegen sie sei, nicht seine Flotte nach der Ostsee schicken werde, um die preußische Küste sicher zu stellen. Dabei gab er jedoch auch die Hoffnung nicht auf, daß es noch zur Herstellung eines guten Verhältnisses kommen werde. Aber alle Tage ward dies unwahrscheinlicher. Mitchell empfing mit einem nach England bestimmten Courier ein Schreiben von Williams, das die Nachricht enthielt, daß Bestuschew der Verbindung Rußland mit Frankreich entgegenzuwirken versprochen habe. Zugleich aber verrieth er ein Gefühl peinlicher Gedrücktheit über den Nachtheil, in den England in St. Petersburg gerathen war; über die russischen Rüstungen ging er leicht hinweg. Alles das machte Mitchell sehr bedenklich; er sagte dem Minister Finkenstein, als ehrlicher Mann könne er ihm die Lage der Dinge nicht verheimlichen. Dieser antwortete: wenn Williams nicht mehr Credit habe, namentlich nicht bei der Kaiserin selbst, die er dadurch verletze, daß er der Großfürstin mit allzu vieler Beflissenheit den Hof mache, so möge man ihn von dort entfernen. Mitchell zuckte die Achseln; er bemerkte, daß Williams mehr Geist, als Urtheil habe, und gestand ein, daß er durch einen fähigeren Mann ersetzt werden sollte. Ueber die Mittheilungen selbst war Finkenstein nicht sehr erschrocken; er meinte diesen Hof, an dem er vor ein paar Jahren selbst als Gesandter gestanden, genau zu kennen und leitete das zweideutige Verhalten desselben von der Eifersucht Woronzows gegen Bestuschew her; mit Zuversicht sprach er die Erwartung aus, daß dieser, der dem andern weit überlegen sei, den Platz behaupten würde. Aber Mitchell machte noch eine andere Mittheilung, die zwar von einer untergeordneten Stelle kam, aber doch sehr bedeutend erschien. Er hatte den Courier gefragt, was er in Petersburg gehört und auf der Reise gesehen habe. Der antwortete ihm, in der Hauptstadt trage man sich unter andern mit dem Gerücht, die Kaiserin von Rußland werde im Verein mit der Kaiserin-Königin den König von Preußen angreifen [1]), wozu ein großes Heer sich in Livland vereinige, das demnächst mit Kalmücken verstärkt werden solle: er fügte hinzu, daß er auf seinem Wege ansehnliche Truppenmärsche und Truppenanhäufungen bemerkt habe.

Auf König Friedrich machten nun diese Mittheilungen um so mehr Eindruck, da er in demselben Augenblick sowohl von dem Ge-

1) Bruits qui courent à St. Pétersbourg selon le rapport du Courier Pollok: l'impératrice de Russie de concert avec l'impératrice-reine aller attaquer le roi de Prusse.

sandten in Wien, Klinggräff, als von dem Minister in Schlesien, Schlabrendorf, die Nachricht erhielt, daß sich das österreichische Heer in Böhmen und Mähren zusammenziehe. An der Richtigkeit derselben hegte er keinen Zweifel, wie es sich denn in der That so verhielt; er meinte vorauszusehen, daß er in Zeit von zwei Monaten drei verschiedene Lager an seinen Grenzen haben werde, ein russisches und zwei österreichische. Was könne dabei die Absicht sein. Er hielt es noch für möglich, sie gehe dahin, die römische Königswahl des ältesten Erzherzogs durchzuführen, ohne deßhalb ihm oder dem König von Großbritannien ein gutes Wort zu geben; — zugleich aber kamen ihm die früheren Pläne des Hauses Oesterreich in den Sinn; dessen Absicht werde sein, während Rußland ihm in Ostpreußen zu schaffen mache, ihm selbst durch Sachsen kommend unmittelbar auf den Leib zu gehen.

Man säumte nicht, die Nachrichten aus Schlesien Mitchell mitutheilen, der dann sofort eine Note darüber aufnahm. Indem man ihm die Besorgnisse aussprach, die sich daran knüpften, forderte man ihn zu einer Erklärung auf, ob Preußen in diesem Fall auf die Unterstützung Englands rechnen dürfe. Mitchell erwiederte, er glaube nun selbst daran, daß ein Angriff auf den König im Werke sei; auf diesen Fall, der sich nicht habe voraussehen lassen, sei er nicht instruirt, aber als Engländer und ehrlicher Mann spreche er die Ueberzeugung aus, daß seine Nation und seine Regierung dem Vertrauen des Königs vollkommen entsprechen würden. Die Bemerkung Finkensteins, daß die Allianz zwischen Wien und Versailles die Bande zwischen England und Preußen um so enger und unauflöslicher machen müßte, nahm er mit freudiger Beistimmung auf. Aus einem Worte des Königs sieht man, daß er über die Motive der Allianz der Franzosen mit Oesterreich, obwohl er über die Verhandlungen nicht näher unterrichtet war, keinen Zweifel mehr hegte. Seine Gefahr, sagte er, rühre lediglich daher, daß er den Franzosen nicht habe gestatten wollen, mit Hannover nach ihrem Belieben zu verfahren [1]).

So äußerte auch Graf Finkenstein gegen den englischen Gesandten; indem der König den Sturm über sich hereinbrechen sehe, wisse er auch, von wo derselbe ausgehe; es sei der Widerstand, den

1) Que c'était en haine de ma convention faite avec l'Angleterre et par dépit de ce que la France n'avait pas pu agir comme elle l'avait souhaité contre les états de Hannovre, qu'en mordant de s'en ressentir contre moi.

er der französischen Invasion in Hannover entgegengesetzt habe; das gebe ihm aber auch ein doppeltes Recht, die Unterstützung von England in Anspruch zu nehmen; er müsse wissen, worauf er rechnen könne. Mitchell ergriff auch diesen Gesichtspunkt, den er höchst gerecht fand, mit vielem Eifer; indem er Finkenstein nach einer längeren Conferenz verließ, versprach er demselben, sich nicht eher schlafen zu legen, als bis er die Depesche darüber werde vollständig geschrieben und sie dem Courier überliefert haben.

Das war am 22. Juni. Am 5. Juli war Mitchell bereits in den Stand gesetzt, dem preußischen Minister eine Antwort zu geben, die seinem Sinne entsprach. Das Vertrauen, sagte er, das König Friedrich den Engländern bewiesen, finde bei diesen die vollkommenste Erwiederung: König Georg wünsche sich mit Preußen auf das Intimste zu vereinigen; so sehr die englische Seemacht in allen Meeren beschäftigt sei, so würde er doch alles Mögliche thun, um eine Abtheilung derselben nach der Ostsee zu schicken; doch habe er die Hoffnung, das Verhältniß mit Rußland zu erneuern, noch nicht aufgegeben: man müsse einen äußersten Schritt vermeiden, bis alle Aussicht dazu geschwunden sei.

Gewiß, ächte Aeußerungen befreundeter Gesinnung, die aber doch keinen sichern Rückhalt boten. Die Engländer vermieden, mit Friedrich ein noch genaueres Verständniß zu schließen, so lange man nicht über die russische Politik klarer sehe. In Wahrheit wußten sie noch nicht, wie eng diese mit der österreichischen verflochten war.

Und wenn man weiter um sich blickte, so ließ sich auch von keiner andern Seite eine zuverlässige Verbindung erwarten.

Den südlichen Mächten, bei welchen England an sich Einfluß besaß, imponirte die Allianz Frankreichs mit Oesterreich, die darauf berechnet war, sie in die Gemeinschaft der gefaßten Pläne fortzuziehen. Bei den nordischen wirkte ebenso die Annäherung von Rußland und Frankreich. Auch auf Schweden konnte Friedrich nicht mehr zählen, seitdem Frankreich von ihm getrennt war, welches die Politik dieser Macht beherrschte. Eben so wenig auf Dänemark. Durch die Gefahr einer Invasion in Schleswig im gottorpischen Interesse, welche den heißesten Wunsch des Thronfolgers bildete, wurde Dänemark zu einer ängstlichen Rücksichtnahme auf die russische Regierung genöthigt, die sonst zu einer Begünstigung dieses Vorhabens hätte bewogen werden können. Von Frankreich durfte es Förderung seiner territorialen Interessen gegen England-Hannover erwarten.

Von unmittelbar eingreifender Wichtigkeit war es, wie sich die

beiden benachbarten Regierungen, die Republik der vereinigten Niederlande und der Churfürst von Sachsen, König von Polen, zu dem begonnenen großen Zerwürfniß stellen würden.

Auf die Republik glaubte man rechnen zu dürfen, weil sie ihre politische Existenz den protestantischen Principien verdankte und sich von jeher an England angeschlossen hatte. Sollte es ihr nicht lieber sein, im Bunde mit Preußen zu stehen, als mit Oesterreich? Aber in der Epoche der mercantilen Interessen war das Bewußtsein derselben in verdoppelter Stärke auch in Holland erwacht; man theilte dort die Eifersucht gegen die Seeherrschaft von England, welche in Frankreich an die Tagesordnung kam. Bei der Wiederherstellung und Ausrüstung seiner Marine bediente sich Frankreich besonders einiger der vornehmsten Handelshäuser in Amsterdam [1]). Diese hatten sich zu ansehnlichen und vortheilhaften Lieferungen zu diesem Zweck verpflichtet. Die Holländer wollten überdies das Recht der neutralen Flagge in dem Umfang behaupten, wie es im Tractat von 1674 von England zugestanden war, so daß es ihnen gestattet blieb, den kriegführenden Mächten Schiffbauholz zuzuführen [2]); das Verhältniß des Gleichgewichts der europäischen Seemächte, wie es im siebzehnten Jahrhundert bestand, hätten die Holländer herzustellen gewünscht. Was nun der englische sowohl wie der preußische Gesandte von der Nothwendigkeit, nochmals zusammenzuhalten, vorstellen mochten, so hörte man das in den Generalstaaten wohl an und wußte wenig dagegen zu sagen, aber es brachte dem unmittelbar wirksamen Interesse gegenüber keinen Eindruck hervor. Und zwar um so weniger, weil die republikanisch-aristokratische Partei, welche in Amsterdam, der Provinz Holland und dadurch in den Generalstaaten überhaupt vorwaltete, in den beiden Königen die Beschützer des Hauses Oranien und der statthalterischen Ansprüche sah [3]). Die Mutter und Vormünderin des minderjährigen Statthalters Anna war die Tochter des Königs Georg II., Freundin Friedrichs II.

Unter allen deutschen Ländern aber kam es bei weitem am meisten

1) Deux ou trois des plus grands marchands ayant fait des contracts pour livrer à la France toutes sortes de munitions navales (Bericht des preußischen Gesandten in Haag 14. August 1756).

2) Tractatus navigationis et commercii art. 4, bei Dumont VII, 1 S. 283.

3) Mitchell 2. Juli: de prendre des liaisons plus fortes avec V. M. (le roi de Prusse), si préalablement on ne vise pas un peu plus clair dans la conduite de la cour de Russie.

auf Sachsen an wegen seiner doch immer ansehnlichen Armee und seiner geographischen Lage in der Mitte zwischen Oesterreich und Preußen.

So vollkommen an Oesterreich gefesselt, wie König Friedrich, durch die geheimen Mittheilungen, die ihm zukamen, nur einseitig unterrichtet, annahm, war der sächsische Hof doch in der That nicht. Seiner Schwäche, die durch eine schlechte Geldwirthschaft vermehrt wurde, eingedenk, schwankte er nach den verschiedenen Seiten hin. Er hatte mit Frankreich, aber ebenso gut mit England über Subsidien negociirt. Die eine und die andre Unterhandlung war abgebrochen.

Dann war zum Erstaunen des sächsischen Hofes der Vertrag von Westminster geschlossen worden; er billigte ihn nicht, noch mißbilligte er ihn, er wagte sich kaum darüber auszusprechen.

Derselbe Fall trat ein, als der Tractat von Versailles zu Stande kam; in Sachsen besorgte man anfangs, daß nun Frankreich die Absicht Oesterreichs, einen lothringischen Prinzen auf den polnischen Thron zu befördern, begünstigen würde [1]).

Bald darauf haben die Franzosen dem sächsischen Hofe zunächst die Accession zu dem Versailler Vertrage angemuthet, doch ist man von Seiten Sachsens darauf nicht eingegangen: Graf Brühl ließ vernehmen, er wolle den weitern Gang der Dinge abwarten und sich bis dahin an das Bundesverhältniß halten, in dem Sachsen mit den beiden Kaiserhöfen zu Wien und zu St. Petersburg stehe. Die geheimen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich wurden, wie berührt, auch dem sächsischen Hofe verborgen gehalten; noch gegen Ende Juni 1756 hielt man österreichischer Seits fest darüber.

Auch über die österreichisch-russischen Verhandlungen wurde dem sächsischen Hofe keine nähere Mittheilung gemacht. Der sächsische Gesandte in Wien, Graf Flemming, beschwerte sich einmal, daß Kaunitz ihm über die Ankunft eines Couriers aus St. Petersburg zu sprechen vermieden habe. Nur über seine allgemeine Absicht drückte sich der Staatskanzler in einer Weise aus, daß darüber kein Zweifel übrig blieb. Flemming fühlte sich veranlaßt, dem Grafen Brühl die verfängliche Frage vorzulegen, ob er es für Sachsen vortheilhafter erachte, daß Preußen im ungestörten Besitz von Schlesien bleibe, oder daß Oesterreich diese Provinz wiedererwerbe, und zwar ohne den früher bei einem solchen Wechsel beabsichtigten Vortheil Sachsens.

1) Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets I. S. 296. 317 ff.

Der Minister gab die Antwort, auch von Oesterreich könne Sachsen nicht erwarten, in jenem Fall mit besonderer Rücksicht behandelt zu werden; doch würde man dann nicht die Gefahr zu bestehen haben, mit welchem das Uebergewicht der preußischen Macht sowohl Sachsen, als Polen bedrohe. Man muß es wohl auf die besonderen sächsischen Interessen beziehen, wenn der Minister weiter von künftig möglichen günstigen Erfolgen redete, die man benutzen müsse und für die man nicht verfehle, sich der Freundschaft von Rußland zu versichern [1]).

Ganz derselben Meinung war Graf Flemming. Er deutete an, durch die Aufstellung einer guten Armee, wenn sie auch noch nicht 30,000 Mann betrage, werde man sich bei dem österreichischen Hofe in Ansehen setzen. Uebrigens war er mit dem gegen Preußen gerichteten Vorhaben der beiden Höfe im Allgemeinen sehr einverstanden. „Möchte der Plan nur zur Reife gedeihen und so bald wie möglich ausgeführt werden." Wenn es dem Fürsten Kaunitz gelinge, den König von Preußen zu demüthigen, so würde man ihm eine Bildsäule setzen müssen.

Man wußte das nicht so genau, aber darüber konnte sich Niemand täuschen, daß sich Sachsen, wenn es zum Bruch kam, auf die Seite von Rußland und Oesterreich schlagen würde.

1) Brühl an Flemming 26. Juli 1756 im Recueil des déductions par Hertzberg S. 24: aussi ne désespère-je point que nous ne puissions profiter des événements favorables, qui se présenteront peut-être dans la suite et pour lesquels nous ne manquons point de ménager surtout l'amitié de la Russie.

Fünfzehntes Capitel.

Entgegengesetzte Pläne. Ausbruch des Krieges.

Im Angesicht der wachsenden Bedrohungen von allen Seiten hatte Friedrich für nothwendig gehalten, seine Armee zu verstärken. Es ist nicht gegründet, was übertreibende Gerüchte verbreiteten: er habe eine Anzahl neuer Regimenter errichtet: er nahm nur eine Verstärkung der bestehenden vor. Die Compagnien und Schwadronen wurden auf einen etwas höheren Bestand gebracht und eine Anzahl neuer Garnisons-Bataillone gebildet. Die Augmentation wird auf 18,500 Mann berechnet, — eine für jene Zeit doch immer beträchtliche Zahl [1]). Das preußische Kriegsheer war jetzt auf mehr als anderthalbhunderttausend Mann gebracht, alles trefflich eingeübte und schlagfertige Truppen. Die Befürchtungen, die es den Nachbarn einflößte, waren eins der vornehmsten Motive der Bewegungen und Pläne, welche zur Repression der preußischen Macht gefaßt wurden. Noch meinte jedoch Friedrich, keinen unmittelbaren Angriff fürchten zu müssen. Noch im Juni sprach er gegen Mitchell die Hoffnung aus, daß der Friede in dem laufenden Jahre nicht unterbrochen werden würde. Da hörte er von der Formation zweier Lager in Böhmen und Mähren, was dann zusammentreffend mit entsprechenden Bewegungen unter den Russen die Besorgniß, daß das doch sehr möglich sei, in ihm erweckte.

Die Stärke der in beiden Lagern versammelten Truppen giebt der in Wien anwesende französische Gesandte Aubeterre auf 47,000 Mann zu Fuß, 16,000 Pferde, 3000 Dragoner an; überdies aber seien 120,000 Ungarn befehligt, sich in Bereitschaft zu halten.

1) In dem österreichischen Bericht an Frankreich findet sich die Angabe, daß Friedrich 9 bis 10 neue Regimenter errichtet habe. Die Nachrichten von der Armee weisen nur die Formation eines Feldregiments, das aus einem Garnison-Bataillon gebildet war, und dreizehn neue Garnison-Bataillone nach.

Aubeterre, der von den geheimen Unterhandlungen keine Kenntniß hatte, war erstaunt über diese Truppenanhäufungen. Denn so wenig er sonst den König von Preußen liebt, ist er doch davon überzeugt, daß man demselben mit Unrecht das Vorhaben eines Angriffs zuschreibe. Bisher habe dieser Fürst noch immer große Umsicht an den Tag gelegt; wie könne man denken, daß er Oesterreich in einem Augenblicke angreifen wolle, wo es die stärkste Armee, die es jemals besessen, in den Erblanden habe, und wo es der Freundschaft Frankreichs durch die Verträge von Versailles versichert, alle seine Truppen aus Italien und selbst aus den Niederlanden nach dem Centrum heranziehen könne. Er urtheilt, alle Vorkehrungen, die der König treffe, seien nur auf seine eigene Sicherheit berechnet, und eine Wirkung der Unruhe, in die ihn die Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich versetze. „Ich sollte wünschen", schreibt Aubeterre an seinen Hof, „die österreichische Regierung hätte die beiden Lager nicht formirt. Der Zweck, die Truppen einander zu nähern, hätte auch ohnedies erreicht werden können; indem man eine drohende Haltung annimmt, will man beweisen, daß man sich nicht fürchtet. Ich bin überzeugt, im Grunde des Herzens hegt man den Wunsch, der König von Preußen möchte die Feindseligkeiten beginnen, doch glaube ich nicht, daß er das wagen wird [1])."

Aus den Berichten Aubeterre's erfährt man, daß der kaiserliche Hof gleichzeitig auch mit den Ständen der verschiedenen Provinzen Verhandlung pflog, um sich die nöthigen Mittel zur Unterhaltung der Truppen zu verschaffen; man rechne auf zehn bis zwölf Millionen Gulden, — mit denen man den Krieg in diesen Ländern ein paar Jahre aushalten könne. „Ich weiß nicht, fügt er hinzu, was ich von allen diesen Vorbereitungen denken soll."

Wenn nun der Gesandte einer befreundeten Macht Anstoß an diesen Rüstungen nahm, wie mußten sie auf Friedrich wirken. Man hat oft gesagt, der österreichische Staatskanzler habe den König zu einem Angriff reizen wollen: wenigstens waren die Mittel, die er ergriff, recht eigen dazu angethan.

1) J. Aubeterre 7. Juillet an Rouillé. J'aurois voulu qu'on n'eût point formé les deux camps, de Bohème et de Moravie, pour ôter tout prétexte d'ombrage. Il me paroît qu'en rapprochant les troupes on remplissoit le même objet, mais il me paroît, que le ministère autrichien croit aussi devoir se montrer, pour qu'on ne puisse pas le soupçonner de timidité. Je suis persuadé que dans le fond de l'âme on ne seroit pas fâché de voir le roi de Prusse commencer les hostilités, mais je ne m'imagine pas que ce prince l'ose.

Zugleich mit der Kunde von österreichischen Rüstungen verbreitete sich eine freilich unsichere und unverbürgte, aber doch nicht ganz falsche nähere Nachricht über die Negociationen zwischen Frankreich und Oesterreich. Die Kaiserin-Königin wolle einen Theil der Niederlande, man nannte Ypern, an Frankreich überlassen, wofür aber wieder Frankreich acht Millionen Subsidien an Oesterreich zahle, damit dieses in Stand komme, Schlesien wieder zu erobern. Man wollte bereits den Plan des Unternehmens kennen: das böhmische Heer werde, durch Sachsen ziehend, wahrscheinlich mit sächsischer Hülfe, Brandenburg angreifen; — ein anderer Angriff solle von dem Gebirge her auf Schlesien erfolgen, mit Hülfe eines russischen Corps, das durch Polen heranziehe; einen dritten Anfall würden die Russen von Kurland aus gegen Preußen ins Werk setzen.

Nach einer andern, von glaubwürdiger Stelle herrührenden Meldung sollte Kaunitz geäußert haben, Oesterreich werde dem König von Preußen 80,000 Mann regelmäßiger und 20,000 Mann unregelmäßiger Truppen entgegensetzen; schon sei es darüber mit Frankreich einverstanden und eine Verbindung mit Rußland im Werke: die drei Mächte würden sich zu dem Unternehmen vereinigen, der übermäßigen Vergrößerung Preußens ein Ende zu machen; — die Sache könne selbst für England in Bezug auf die regierende Familie einen unerwünschten Ausgang haben.

Und nicht geradezu dürfte man läugnen, daß Kaunitz Dinge dieser Art geäußert habe. Bei aller seiner Zurückhaltung und mysteriösen Art und Weise ließ er doch durchblicken, daß er mit welterschütternden Plänen umgehe, daß er Schlesien zu erobern und dem Katholicismus im Reiche das Uebergewicht zu verschaffen denke [1]. Das Eine erschien als die Bedingung des Andern. Denn mußte nicht die Wiedereroberung von Schlesien zur Herstellung der alten Autorität des Hauses Oesterreich führen? Auf dem Besitz dieser Provinz beruhte die vornehmste Stärke der protestantischen Gegenmacht. Ihr denselben zu entreißen, sie völlig niederzuwerfen, wie es im Plane war, würde das österreichische Kaiserthum zum Meister von Deutschland gemacht und dem Katholicismus die alte Ueberlegenheit zurückgegeben haben.

Gegen die, welche einigermaßen sein Vertrauen besaßen, ver-

1) Flemming an Brühl, 9. Juni: on ne remarque que trop — qu'on ne songe à rien qu'à donner une autre face aux affaires de religion dans l'Empire et à reconquérir la Silésie.

hehlte Kaunitz nicht, wie sehr er dabei auf Rußland zähle. Der sächsische Gesandte machte ihn aufmerksam, daß es viel kosten werde, um Rußland in Bewegung zu bringen. Kaunitz antwortete: an dem Gelde liege nichts, wenn es nur gut angewendet werde. Wieder aber sagte der Gesandte: werde nicht Friedrich dies wahrnehmen und mit aller seiner Macht gegen Oesterreich angehen? Kaunitz erwiederte: man sei vorbereitet, ihn zu empfangen. Er schien nur einen Vorwand zu wünschen, um mit Preußen zu brechen, ohne als der angreifende Theil zu erscheinen.

Der englische Gesandte spricht die Ansicht aus, daß ein Angriff Friedrichs in Wien sehr willkommen sein werde [1]).

Am deutlichsten und zuverlässigsten treten die herrschenden Gesichtspunkte in einem von der Hand Binders stammenden Rescript an Esterhazy hervor. Darin wird der russische Hof von den Rüstungen des Königs von Preußen in dem vermeinten Umfang [2]) und von den Gegenanstalten, die Oesterreich treffe, in Kenntniß gesetzt; da heißt es dann: zu der Heeresmacht, die man in Böhmen und Mähren zusammenziehe, lasse man die versammelten Truppen aus den übrigen Provinzen, auch aus Ungarn stoßen und setze die Vorrathshäuser in Stand. „Wenn uns der König von Preußen sechs bis acht Wochen Zeit läßt, so werden wir in Böhmen und Mähren eine Armee von 90,000 Mann aufstellen und sie in dem Falle, daß der Krieg in diesem Jahre nicht den Anfang nimmt, dort überwintern lassen." Dem ersten Staatsfehler, heißt es weiter, den der König durch seinen Tractat mit England begangen, fügte er jetzt den zweiten hinzu, „indem er durch seine Kriegsveranstaltungen den beiden Kaiserhöfen den besten Vorwand giebt, ihre Armeen an den Grenzen zusammenzuziehen"; schon fürchte man auch in Sachsen einen Einfall und Durchmarsch von Seiten Preußens; man vertraue, Rußland werde solche Vorkehrungen treffen, um bei etwa erfolgendem Angriff die bundesmäßige Hülfe zu leisten.

Ein bevorstehender Kampf kündigt sich in den entgegengesetzten Richtungen an, welche in den Kreisen, in denen das politische Leben pulsirt, die Oberhand gewinnen.

1) Keith: 21. Juli. I imagine that they would not be sorry, if H. Pr. My. gave the first blow, in order to put them in the casus foederis demanding the assistance of France and Russia. Bei Raumer 275.

2) Da erschienen die 9 Regimenter und die Formation von vier Lagern, „das stärkste an unsern Grenzen". An Esterhazy 17. Juli.

Es waren das die Tage der sich auf allen Seiten vollziehenden großen Entschlüsse; während in Compiegne zwischen Frankreich und Oesterreich definitive Verhandlungen, die auf eine Vernichtung der preußischen Monarchie zielten, gepflogen und zwischen den beiden Kaiserinnen die alten auf den nämlichen Zweck gerichteten Absichten erneuert wurden, ging Friedrich mit sich zu Rathe, ob er nicht zu dem Angriff, auf den seine Feinde rechneten, dennoch schreiten sollte.

Die Verhandlungen, die gegen ihn im Gange waren, kannte er nicht im Einzelnen; er sah nur die Vorboten unzweifelhafter Feindseligkeiten; noch schien es ihm möglich, der vollen Entwickelung derselben zuvorzukommen. Noch war Frankreich nicht ganz entschieden, Rußland nicht zureichend gerüstet; Friedrich faßte den Gedanken, sich auf Oesterreich zu stürzen und dessen militärische Aufstellung zu zertrümmern, ehe sie sich befestige; würde Oesterreich außer Stand gesetzt, den Krieg in dem laufenden wie auch im nächsten Jahre zu unternehmen, so würde auch den beiden anderen Mächten der Muth vergehen, sich an den Feindseligkeiten zu betheiligen [1]).

Dies ist der Gedanke, aus dem seine Waffenerhebung entsprungen ist, und der dem Kriege zu Grunde lag. An der Spitze einer schlagfertigen Armee, die jeden Augenblick im Felde erscheinen konnte, meinte Friedrich den vornehmsten seiner Feinde zu überraschen und niederzuwerfen, was ihm den anderen gegenüber freie Hand und in ihrer Mitte eine beherrschende Stellung verschafft haben würde.

Dann aber wäre auch, so dürfte es scheinen, das Beste gewesen, ohne allen Verzug eine Invasion eben auf die Plätze zu richten, wo sich die österreichischen Truppen versammelten, wie man in den alten deutschen Feldzügen immer zuerst die feindlichen Musterplätze zu zerstören suchte. Das war es, was man in Wien in diesem Augenblick am meisten fürchtete und König Friedrich war dazu zu schreiten gesonnen, doch gab es eine Rücksicht, die seinen Eifer einhielt.

Seine Verhältnisse mit England waren durch den Gang, den das Ereigniß nahm, immer freundschaftlicher geworden: seine Aeußerungen und Rathschläge wurden dort mit Enthusiasmus begrüßt. Der Premier Newcastle sagte wohl, er werde sie zu seinem Handbuche machen; wenn er früher Sympathien für Oesterreich gehabt

1) Journal of Mitchell. (Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I. S. 150 ff.) This formidable conspiracy might dissipate in a smoke, if the party principally concerned would be so far reduced as not to be in a condition to support the war next year.

habe, so sei er jetzt ein guter Preuße. Man ließ vernehmen, Preußen solle fortan den Stützpunkt Englands auf dem Continent bilden; man werde die Neutralitätsacte zu einem förmlichen Allianzvertrag umgestalten, wozu ein Entwurf gemacht wurde. Bei alle dem waren die englischen Minister nicht für einen unmittelbaren Bruch mit Oesterreich; außer den früher gehegten, auf Rußland bezüglichen Besorgnissen hatten sie auch die, daß Hannover von Frankreich überzogen werden möchte, während sich Friedrich auf Oesterreich stürze.

Von vieler Bedeutung war nun der persönliche Verkehr Friedrichs mit Sir Andrew Mitchell, der das volle Vertrauen seines Hofes besaß und Bewunderung für den König empfand. Eines Tages legte ihm Friedrich die allarmirenden Nachrichten vor, die er soeben aus Schlesien und Sachsen empfangen hatte. Den widrigsten Eindruck machte es auf ihn, daß ein österreichisches Lager unmittelbar an den Grenzen zwischen Neiße und Cosel abgesteckt sein sollte. Wenn er aber daraus schloß, daß es dort auf einen unmittelbaren Angriff abgesehen sei, so erklärte es Mitchell dagegen für wahrscheinlicher, daß man von österreichischer Seite nur ihn selbst zu einem Angriff zu reizen beabsichtige, weil man dann auf die Hülfe von Frankreich und Rußland rechnen könne. Friedrich stellte das nicht in Abrede. Aber in dem Vorgehen von Oesterreich sah er eine Beleidigung, die er sich nicht gefallen lassen könne noch werde: „er sei nicht der Mann" — so drückt er sich aus — „um sich Nasenstüber gefallen zu lassen." „Aber überhaupt," fuhr er fort, indem er auf ein Portrait der Kaiserin-Königin zeigte: „diese Dame will den Krieg, sie soll ihn baldigst haben. Meine Truppen sind in Bereitschaft, und ich muß das Complot meiner Feinde brechen, ehe es zu stark wird." Mitchell antwortete mit einer Erinnerung an den schlechten Eindruck, den ein plötzliches Losbrechen hervorbringen würde, und schlug ihm vor, noch einmal bei der Kaiserin über die Absicht ihrer Rüstungen anzufragen.

Der König verwarf dies anfangs, weil es doch zu nichts führen und den österreichischen Hof nur noch herrischer machen würde, aber er zog es doch in Ueberlegung; als er am Abend Mitchell nach einem italienischen Lustspiel, das sie gehört hatten, wieder sah, — es war bei dem chinesischen Hause — sagte er ihm, er nehme seinen guten Rath an und wolle seinen Gesandten in Wien beauftragen, die Anfrage zu machen, und zwar bei der Kaiserin selbst, ohne Dazwischenkunft ihres Ministers [1]).

1) Ich nehme das aus dem Journal of Mitchell, welches jedoch in den

Den Tag darauf, am 18. Juli, erließ er an Klinggräff die hierauf bezügliche Weisung. Er sollte, mit Beobachtung aller herkömmlichen Höflichkeiten der Kaiserin vortragen, daß die Versammlung ihrer Truppen in Böhmen und Mähren den König zu der Anfrage veranlasse, ob ihre Rüstung den Zweck habe, ihn anzugreifen. Friedrich erwartete, sie werde sich auf seine eigenen Truppenbewegungen beziehen; der Gesandte sollte dann antworten, daß der König einige Regimenter nach Pommern habe abrücken lassen, um Preußen gegen eine in ansehnlicher Stärke versammelte russische Armee, welche das Land bedrohe, zu decken [1]); an den Grenzen gegen Oesterreich habe er nicht die mindeste neue Vorkehrung getroffen. Sollte die Kaiserin hierauf erklären, jeder Fürst sei berechtigt, in seinem Lande zu thun was ihm beliebe, so möge er sich das gesagt sein lassen, sie nur noch auf den Unterschied zwischen den Lagern, die sie alle Jahre bilde, und ihren gegenwärtigen Anhäufungen von Truppen und Kriegsmaterial aufmerksam machen und sie dann nochmals fragen, ob das, was sie geäußert habe, ihre ganze Antwort enthalte.

Sonderbar, daß man dem König Friedrich fast einen Vorwurf daraus machen könnte, wenn er in diesem Augenblick noch zögerte, die Waffen zu ergreifen. Er that es aus Rücksicht auf die doch nicht vollkommene Sicherheit seiner Informationen und auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu England, für welches eine einleuchtende Rechtfertigung dessen, was er unternahm, erforderlich war.

In Wien machte das Herkommen des Hofes doch einige Vorbereitungen nöthig, ehe die Audienz stattfinden konnte.

Der Staatskanzler, der um seine Vermittelung ersucht werden mußte, befand sich eben in einer militärischen Conferenz mit den Generalen Browne, Neuperg und Piccolomini, als der Gesandte bei ihnen eintrat. Man meinte an demselben eine gewisse Unruhe und

Daten nicht durchaus genau ist. Wenn es mit dem Worte the next day seine Richtigkeit hat, wie es doch so scheint, so kann die Unterhaltung nicht erst gegen Ende des Juli, sie muß am 17. stattgefunden haben.

1) Wenn in dem Abdruck der Instruction bei Schäfer I, p. 630 diese Erwähnung der russischen Rüstungen fehlt: so rührt dies daher, daß sie erst nachträglich bei der Revision derselben eingeschaltet worden ist. Die Worte sind: pour couvrir la Prusse contre les mauvais desseins que pourraient avoir les Russes, qui ont assemblé 70,000 hommes sur cette frontière. Man sieht dabei das Verfahren gleichsam des Studirzimmers. Von dem ersten Entwurf wurde eine Reinschrift gemacht, die der König dann wieder revidirte. Mit den Veränderungen, welche er dabei anbrachte, gingen dann die Depeschen ab.

Verlegenheit zu bemerken, indem er für die ungewöhnliche Anfrage die er zu machen hatte, und die er nicht verschwieg, Audienz begehrte. Kaunitz, der gleich darauf zur Kaiserin, welche sich in Schönbrunn aufhielt, hinausfuhr, überlegte auf dem Wege, was man auf die Anfrage erwiedern solle. Er urtheilte, alle Erörterungen müßten schon aus dem Grunde vermieden werden, weil sie zu einer Unterbrechung der ergriffenen militärischen Maßregeln führen würden; die Antwort, die man gäbe, müßte fest und höflich alle Deutungen, günstige sowohl als ungünstige, ausschließen [1]). Am 26. Juli fand die Audienz in Schönbrunn statt; es war ein Gallatag, die Antichambre, durch welche Klinggräff zu gehen hatte, mit Hofleuten gefüllt. „Ich habe," so schreibt er dem König, „den Befehl Ew. Majestät Wort für Wort, wie sie mir vorgeschrieben waren, ausgeführt. Die Kaiserin antwortete, die Sache sei von so zarter Natur, daß sie, um nicht fehl zu gehen, für das Rathsamste gehalten habe, ihre Antwort niederzuschreiben; sie hatte ein Papier in der Hand, von welchem sie mir dieselbe ablas." Es war eben eine solche, wie sie Kaunitz bei sich selbst beschlossen und dann mit der Kaiserin verabredet hatte. „In der Krisis der europäischen Angelegenheiten habe die Kaiserin für ihre Pflicht gehalten, Maßregeln zu ihrer eigenen Sicherheit und der ihrer Freunde und Verbündeten zu treffen, durch die Niemand benachtheiligt werden solle [2])." — Maria Theresia ersuchte den Gesandten, diese Antwort seinem Herrn mitzutheilen, und machte die gewohnte Verbeugung, um ihn zu entlassen. Er entfernte sich unverzüglich; die Hofleute glaubten doch, als er so rasch wieder erschien, einige Betroffenheit auf seinem Gesicht zu lesen. In seinem Bericht ist davon keine Spur, er meint: die Kaiserin sei durch die Anfrage gleichsam an die Wand gedrängt; er machte aus ihrer Antwort, die ziemlich mit der Voraussetzung Friedrichs zusammentraf, gegen Niemand ein Hehl.

Der sächsische Gesandte, dem sie von Kaunitz mitgetheilt wurde, ist der Meinung, ihre dunkle Energie werde dem König Unruhe machen. Mitchell, dem sie Friedrich unmittelbar, nachdem sie eingegangen war, vorlegte, war wenigstens damit zufrieden, daß sie

1) Lettre du Comte de Flemming au Comte de Brühl. Vienne le 28 Juillet 1756 in Recueil von Hertzberg I. S. 59 ff.

2) Die Antwort, wie sie Kaunitz mittheilt, stimmt nicht ganz genau mit den Worten überein, welche Klinggräff berichtet. Die Kaiserin sprach nicht von ihrem devoir und der dignité de sa Couronne, sie sagte nur elle avoit jugé à propos.

keine Offensive ankündigte. Der König erwiederte, er komme aber dabei um keinen Fuß breit weiter: er wolle und könne sich mit derselben nicht begnügen.

Denn indessen waren ihm Nachrichten über den Fortgang der Verhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich und noch eine andere über einen zwischen den beiden Kaiserhöfen gegen ihn bereits verabredeten Angriffsplan zugekommen, die sehr beunruhigend lauteten: die Truppenzahl sei festgesetzt, welche die beiden Höfe gegen ihn in das Feld stellen sollten; nur durch die Unordnungen der russischen Armee sei man genöthigt, den Angriff auf das nächste Jahr zu verschieben [1]). Auch Oesterreich habe noch eines und das andere vorzukehren, was ihm Verzug wünschenswerth mache. Wie es bei Nachrichten dieser Art zu gehen pflegt, das Wahre war mit Falschem vermischt; in der Hauptsache jedoch hatte Friedrich Recht, wenn er annahm, daß ein Angriff auf ihn beschlossen sei, aber noch bis zum nächsten Jahre aufgeschoben werden solle.

Da traf nun die Wiener Antwort bei ihm ein, die, weit entfernt, seine Besorgnisse zu zerstreuen, nicht anders, als sie verdoppeln konnte. Der Courier Klinggräffs ward an dem nämlichen Tage, an dem er anlangte, mit einer neuen Anweisung an denselben abgefertigt. Der Gesandte sollte eine nochmalige Audienz erbitten und der Kaiserin bemerken, nicht sie sei, was ihre Antwort andeute, der gefährdete Theil; ihre Länder und die ihrer Verbündeten seien von keinem Angriffe bedroht, wohl aber die preußischen; wie der König denn mit aller Sicherheit erfahre, daß zwischen ihr und der Kaiserin von Rußland ein Bündniß zur Offensive gegen ihn abgeschlossen und diese nur wegen der Mängel der russischen Rüstungen bis auf das nächste Jahr verschoben sei. Wenn nun die Kaiserin-Königin längst der Grenzen militärische Veranstaltungen treffe, gleich als wäre der Krieg schon erklärt: so halte er sich für berechtigt, eine kategorische Deklaration von ihr zu fordern, daß sie ihn weder in dem laufenden, noch in dem folgenden Jahre angreifen werde: er müsse wissen, ob er in

1) Bei Hertzberg heißt es, diese Nachricht sei Mitte Juli eingetroffen Recueil I, s. 141. Sie erscheint ungefähr in denselben Ausdrücken, wie in einer Depesche an Klinggräff vom 24. Juli. Das Original der Benachrichtigung hat sich bisher nicht wiedergefunden. Hätte sie schon vor dem 18. Juli vorgelegen: so würde sie in der ersten Instruction an Klinggräff erwähnt oder doch ihm mitgetheilt worden sein. Da die Mittheilung erst den 24. geschah, so darf man schließen, daß die Nachricht erst in der Zwischenzeit angelangt ist.

Krieg oder in Frieden mit ihr sei: sie habe darüber zu entscheiden. Sollte sie, so fügt er hinzu, abermals eine orakelhafte und ungewisse Antwort ertheilen: so werde sie damit jene Absichten stillschweigend eingestehen; ihm dürfe man das Unglück, welches daraus folgen werde, nicht zuschreiben: er würde unschuldig daran sein. Friedrich war entschlossen, in dem Falle, daß eine ungenügende Antwort einträfe, unverzüglich zu den Waffen zu greifen. „Wenn man mir," so heißt es in einer eigenhändigen Nachschrift, „keine deutlichere Erklärung giebt, als die vorige: so habe ich kein anderes Hülfsmittel, als den Krieg." Er erwartet, bis zum 15. August die entscheidende Antwort zu empfangen; durch denselben Courier, den Klinggräff damit an ihn abfertigte, soll er auch den Marschall Schwerin, jetzt in Neiße, benachrichtigen, ob man Frieden habe oder Krieg, damit dieser dort die nöthigen Anstalten treffen könne.

Kein Zweifel, daß der König sich ruhig verhalten haben würde, wenn die Antwort der Kaiserin befriedigend ausgefallen wäre. Er hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Dem englischen Gesandten wiederholte er, man werde in Deutschland im laufenden und nächsten Jahre Frieden behalten; er wünsche nichts mehr als dies, denn von dem Kriege habe er nichts zu erwarten.

Seine momentanen Ueberlegungen erhellen unter Anderem aus einer Anfrage, welche er an einen seiner Minister richtete, worauf dieser ihm nicht ministeriell, sondern in der Weise einer Conversation antworten möge. Oesterreich habe jetzt eine große Armee gegen Schlesien beisammen: er, der König, habe, man könne sagen, noch nicht Einen Mann nach Schlesien marschiren lassen. Sei es aber nicht nothwendig, einige Anstalten zu treffen? Man sollte wohl zwei Lager in Schlesien formiren, das eine in Oberschlesien unter Feldmarschall Schwerin, das andere bei Schweidnitz, über welches der König vielleicht selbst das Commando übernehme. Auch sollte man ein Observationscorps im Halberstädtischen bilden. Niemand würde etwas gegen diese Veranstaltungen einwenden können, denn so viel Vertrauen verdiene der Wiener Hof nicht, daß man ihn machen lassen dürfe, was er wolle. Inzwischen aber werde er die Antwort von Wien erwarten.

Noch konnte er sich nicht überreden, daß Frankreich zu Feindseligkeiten gegen ihn entschlossen sei. Wohl ging ihm die drohende Erklärung zu, diese Macht würde der Kaiserin-Königin beistehen, wofern er dieselbe angreife; daraus meinte er aber schließen zu dürfen, daß der Staatskanzler die mit Rußland gegen ihn vereinbarte Ab-

sicht den Franzosen unter dem Vorwande, man erwarte einen Angriff von Seiten Preußens, noch verborgen halte. Wenn man ihm in Frankreich seine Verbindungen mit England zum Vorwurf machte: so erwiederte er, wie sollte er nicht mehr Vertrauen zu einer Macht haben, die seine Staaten garantire, als zu der andern, welche die Erneuerung der Allianz mit ihm ablehne. Noch könne er nicht glauben, daß Frankreich in das Bündniß gegen ihn, mit dem man umgehe, eintrete. Wahrhaft leid würde es ihm sein, wenn er gegen seine früheren Verbündeten das Schwert ziehen müßte; es wäre ein Krieg wie der, welchen einst die Ligue von Cambray gegen Venedig geführt habe. Er werde alle seine Kräfte zum Widerstande einsetzen; der Erfolg werde kein anderer sein, als daß auch diese Ligue sich wie jene auflöse und dann das alte natürliche Verhältniß sich wieder herstelle. So schrieb er am 21. August; am 24. fügte er hinzu: er werde in keinem Falle angriffsweise gegen Frankreich verfahren. „Aber," sagte er, „Niemandem kann man es verdenken, wenn er Maßregeln zu seiner eigenen Sicherheit ergreift. Die Antwort der Kaiserin-Königin erwarte ich mit Spannung; wenn sie genugthuend ausfällt, so wird Alles ruhig bleiben; enthält sie aber keine positive Sicherheit, so werde ich sie als eine Kriegserklärung betrachten. Es wird mir unangenehm sein, wenn Frankreich sich alsdann in den Krieg mischt; aber dem zum Trotz werde ich meinen Weg geradeaus gehen [1])."

Er verbarg sich nicht, daß ihm auch das bevorstehen könne. „Ich bin von einem Krieg mit dem Hofe von Wien und seinen Verbündeten, Frankreich und Rußland, bedroht, der vielleicht lange dauern wird; ich werde die Streitkräfte von Europa gegen mich haben. — Ich werde mir durch mein Vorgehen Rußland auf den Hals ziehen; aber ich habe schon lange gesehen, daß es dazu kommen muß und bin darauf vorbereitet." Nur erwartete er das nicht alles auf einmal und auf der Stelle. Als ihm die Engländer die Besorgniß aussprachen, daß durch seine Schilderhebung Hannover einem Anfall der Franzosen ausgesetzt werde, eine Eventualität, welche Mißvergnügen in der englischen Nation verursachen und das Ministerium gefährden könne, bemerkte er, daß er ihnen bis zu Anfang des künftigen Jahres einen Theil seiner in Pommern stehenden Truppen zur Verfügung stelle, dann aber bedürfe er deren selbst: die Nachwelt werde

1) Je serai bien fâché si après la France voulait se mêler de cette guerre, mais malgré cela j'irai mon droit chemin.

einmal sagen, er habe mehr für den König von England gethan, als dieser für Preußen. In seinem Entschluß blieb er unerschütterlich. „Wenn die Antwort der Kaiserin-Königin," so schreibt er in einer für England bestimmten eigenhändigen Note, „nicht vollkommen klar und genügend ist, so kann ich, ohne Gefahr für die Sicherheit meiner Staaten und selbst meiner Ehre, ihr keine Zeit lassen, ihre verderblichen Absichten gegen mich auszuführen. Ich rufe den Himmel zum Zeugen an, ich kenne kein anderes Mittel mich aus dieser schweren Lage zu retten, als meiner Feindin zuvorzukommen [1])."

Noch ein anderes Moment wirkte hierbei auf seine Entschließungen ein. Aus den sächsischen Papieren, die ihm zugingen, nahm er ab, daß Graf Brühl ihm allenthalben entgegenarbeite. Er hielt ihn für seinen bittersten und für einen trotz der geringern Macht des Staates, dessen Politik er leitete, doch wegen dessen unmittelbarer Nachbarschaft sehr gefährlichen Feind; nicht unbekannt blieb selbst, daß man in Dresden den Gedanken hege, den Erfolg der österreichisch-russischen Angriffe abzuwarten, um sich ihnen noch zur rechten Zeit beizugesellen. Das sei eben, sagt er in empörter Aufwallung, als warte man dort nur darauf, daß er von Andern festgehalten werde, um ihm den Dolch ins Herz zu stoßen. Und wenn nun zugleich ruchtbar wurde, daß in Sachsen eine ansehnliche Vermehrung der Armee beschlossen sei, so sah Friedrich darin eine mit dem großen Plane, ihn im nächsten Frühjahre anzufallen, zusammenhängende Maßregel [2]).

Um so dringender erschien ihm die Nothwendigkeit, durch eine authentische und unzweifelhafte Erklärung der Kaiserin-Königin des Friedens auch auf das künftige Jahr versichert zu werden. Spätere Zeiten konnten andere Conjuncturen bringen.

Das volle Bewußtsein der damaligen Lage drückt sich in der Anfrage Friedrichs aus, ob ihn die Kaiserin im laufenden und im nächsten Jahre nicht angreifen wolle; ohne Alles zu wissen, was vorging, traf er damit, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf.

1) Si la réponse de la Reine ne se trouve pas entièrement claire et satisfaisante, je ne puis sans sacrifier la sûreté de mes états et mon honneur même lui laisser le temps d'exécuter toute la noirceur de ses desseins. — J'atteste le ciel que je ne connais pas d'autres moyens de me tirer d'un pas aussi difficile qu'en la prévenant.

2) Schreiben an Knyphausen: il n'attend que l'occasion de m'enfoncer le poignard au coeur que mes autres ennemis m'arrêteront, pour le lui laisser faire à loisir.

Der Staatskanzler hatte diesmal von Klinggräff eine schriftliche Anfrage gefordert, und der Gesandte, nach neuer Weisung von Berlin, eine mit einer gewissen Ausführlichkeit abgefaßte Note übergeben. Der Ton, in dem sie gehalten war, mißfiel in Wien, wo man die alte Superorität noch nicht vergessen konnte. Die Kaiserin sagt, sie habe nur deshalb, um in den Grenzen anständiger Mäßigung zu bleiben, die Note nicht ohne Weiteres zurückgewiesen, doch hielt sie nicht für gut, sie selbst zu beantworten; sie überließ das dem Grafen Kaunitz. Dem aber hatte es der König leicht gemacht, eine eingehende Antwort zu vermeiden. Bei der Unzulänglichkeit seiner Information war es ihm begegnet, den Abschluß eines neuen Tractats zwischen Oesterreich und Rußland als gewiß anzunehmen, in Folge dessen die beiden Höfe zum Angriff gegen ihn entschlossen seien. Mit dem Einverständniß über einen Angriff gegen ihn, so wie dem Hinderniß einer unmittelbaren Ausführung desselben, das in der schlechten Beschaffenheit der russischen Truppen liege, verhält es sich ganz wie er angab, aber ein neuer Vertrag war darüber nicht geschlossen worden. An diesen Irrthum nun hielt sich der Staatskanzler: er begnügte sich, diese Behauptung für grundfalsch zu erklären; die Hauptfrage ließ er unberührt.

Man verbarg sich in Wien nicht, daß dabei eine Mentalreservation obwalte; aber welches Recht, sagte man, habe der König von Preußen, eine Zusicherung dieser Art zu verlangen. Wahrscheinlich suche er sich durch seine Anfrage nur über das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland aufzuklären; es sei gut, ihn darüber und über die nächste Zukunft überhaupt im Dunkel zu lassen. Habe er doch auch seinerseits keine Versicherung für die beiden Jahre gegeben; und selbst wenn er das thäte, so würde damit nur ein Stillstand bestehen, aber kein Friede.

Seinerseits empfand der König das ganze Gewicht dieser ausweichenden Antwort. Er sagt, darin werde zwar seine Angabe über einen mit Rußland getroffenen Vertrag widerlegt; aber über die Hauptfrage, den Angriff in diesem oder dem kommenden Jahre betreffend, komme kein Wort darin vor. „Da nun," so heißt es in einem für eine Depesche nach England bestimmten Dictat weiter, „der üble Wille der Oesterreicher klar am Tage liegt, die Truppenanhäufungen in Böhmen und Mähren ununterbrochen fortdauern und meine schlesische Grenze, wie verlautet, demnächst berühren werden, so kann ich nicht länger Anstand nehmen, für meine Sicherheit zu sorgen und meinen Feinden zuvorzukommen."

Wohl wußte Friedrich, daß er als der angreifende Theil erscheinen und Oesterreich Anlaß erlangen würde, die Hülfe der anderen Mächte gegen ihn in Anspruch zu nehmen; allein er urtheilte, das sei ein Mißverständniß des Wortes; der wahrhaft Angegriffene sei er doch selbst und die beiden andern Mächte würden auch, wenn er sich nicht rege, die Partei von Oesterreich ergreifen.

In einer Denkschrift hat er gesagt, durch die Allianz der drei Mächte, von denen eine jede ihre alten Verbündeten aufopfere, habe sich ein neues Triumvirat in Europa gebildet; es sei die Pflicht der beiden anderen, sich der Gewaltsamkeit des neuen Bundes aus allen Kräften entgegenzusetzen [1]).

Frankreich überließ Preußen dem Hause Oesterreich; dieses seinen alten Verbündeten in den letzten Kriegen am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts, das protestantische Königthum in England, der bourbonischen Gegenwirkung.

Die Veränderung aller großen Situationen, die damit zu Tage trat, hatte sich jetzt dahin gewendet, daß nicht so sehr England bedroht wurde, als Preußen in seiner Existenz als selbständige deutsche und europäische Macht.

Friedrich war der Meinung, daß dem tyrannischen Verfahren der drei Mächte gegenüber durch die beiden andern ein neues System des Gleichgewichts begründet werden sollte; im Gefühl der Gefahr, die ihn zunächst selber bedrohte, wollte er keinen Augenblick versäumen, um ihr zu begegnen. Alles war dazu vorberetet. Unverzüglich nach dem Eintreffen des Klinggräff'schen Couriers ergingen unter Winterfeld's Mitwirkung die Befehle an die an der Elbe, der Saale und in der Mark Brandenburg versammelten Regimenter sich in Marsch zu setzen.

Wie man aus den Aeußerungen Friedrichs gegen den englischen Gesandten, mit dem er die Antwort des Wiener Hofes noch einmal in Erwägung zog, erkennt, war sein Plan in diesem Augenblick der folgende. Er wollte seinen Weg nach Böhmen durch Sachsen nehmen [2]), wodurch er verhindern könne, daß sich dies zu seinen Feinden

1) Voyant que le nouveau triumvirat formé en Europe, bien loin de conserver quelque ménagement pour ses anciens alliés s'achemine tout droit à l'exécution de ses dangereux projets; il paraît juste que l'Angleterre et la Prusse, bien loin de se laisser amuser par eux, travaillent avec la même vigilance pour s'opposer.

2) Mitchell: The reasons for this marching in Bohemia (durch Sachsen) are that by being there he can prevent the Austrians from getting

schlage. In drei verschiedenen Colonnen, zusammen 65,000 Mann stark [1]), wollte er in Sachsen einbrechen: die Truppen sollten sich an den sächsisch-böhmischen Grenzen vereinigen: bei Melnick wollte er über die Elbe gehen und die Oesterreicher in ihrem Lager, das sie, wie er höre, bei Prag aufschlagen würden, aufsuchen, auseinander jagen und seine Winterquartiere in Böhmen nehmen. In dem letzten Augenblick ließ er den sächsischen Gesandten an seinem Hof von seinem Vorhaben benachrichtigen. Das ungerechte Verfahren des Wiener Hofes und die Weigerung desselben, auf irgend eine anständige Auseinandersetzung einzugehen, nöthige ihn, nachdem er alles gethan, zur Behauptung der öffentlichen Ruhe, ein Armeecorps durch Sachsen marschiren zu lassen. Denn er müsse Vorkehrungen treffen, um nicht wieder in eine Lage zu gerathen, wie die, in welche ihn der sächsische Hof in den Jahren 1744 und 45 gebracht habe. Er fügte dem noch einige begütigende Worte hinzu, aber sein Entschluß war gefaßt, den Widerstand der sächsischen Truppen, der ihm in dem Lande entgegentreten könne, zu erdrücken.

Zum Ergreifen dieses Feldzugsplanes trug es bei, daß Friedrich nicht allzuweit entfernt zu sein wünschte, wenn etwa die Franzosen in Deutschland einbrechen und Hannover bedrohen sollten. Wohl mußte man befürchten, daß die Oesterreicher ihrerseits einen Einfall in Schlesien unternehmen würden: dort aber war Schwerin aufgestellt und zwar mit hinreichender Macht, um die Angriffe zurückzuweisen und die in der Nachbarschaft angelegten Vorrathshäuser zu zerstören. Zu einem Einbruch in Böhmen war er ursprünglich nicht bestimmt. Der König meinte, wenn Schwerin die feindlichen Truppen zurückweise und zu gleicher Zeit die königliche Armee in Böhmen eindringe: so werde Oesterreich, falls es nicht schon bei seinem Vorrücken Vernunft annehme, dann wenigstens das Schwert in die Scheide stecken, und dadurch seine Verbündeten veranlassen, Frieden zu halten.

Kaum jemals ist eine Invasion unternommen worden, die so bestimmt und bewußt auf dem Gedanken beruht hätte, den Frieden zu befestigen, das heißt durch einen raschen Schlag die Feinde zu nöthigen, die Absichten, die sie gefaßt hatten, aufzugeben.

Die große Combination, die dem preußischen Staate ein Ende

between them and his own country, which they might have done had he gone into Silesia.

1) Die Geschichte des Generalstabs rechnet 67,550 Mann.

auf immer machen sollte, in ihren Prinzipien vereinbart und dem Abschlusse nahe, war noch nicht zu Stande gekommen. Und wie gesagt, Friedrich täuschte sich nicht darüber, daß sein Angriff auf Oesterreich dazu dienen konnte, die gegen ihn gefaßten feindseligen Entwürfe zur Reife zu bringen. Eben sein Unternehmen aber war auch im Stande, sie zu zerstreuen und ihn auf immer zu sichern; es erschien ihm dazu als das einzige Mittel; keine Erwägung der Welt wäre fähig gewesen, ihn davon zurückzuhalten. Die Sinnesweise, die ihn belebte, mit der er geboren war, trieb ihn unwiderstehlich dazu vorwärts.

Wer kann die Umstände beherrschen, die zukünftigen Handlungen ermessen, den aufwogenden Elementen gebieten? In dem Conflict der Weltverhältnisse und der persönlichen Gesinnung entspringen die großen Entschließungen. Die Fortentwickelung der Menschheit beruht darauf, daß es Staaten giebt, welche die innere Kraft besitzen, und Fürsten an ihrer Spitze, die den Mannesmuth haben, unter allen Umständen ihre Stelle zu behaupten, und ihre Selbständigkeit, welche ihr inneres Leben ist, gegen überlegene Feinde zu vertheidigen.

In dieser Gesinnung griff Friedrich zu den Waffen. Es war am 28. August 1756, eines Sonnabends, früh gegen 5 Uhr, daß er auf dem Paradeplatze in Potsdam zu Pferde stieg, die Truppen eine kleine Schwenkung machen ließ, sich dann an ihre Spitze setzte und den Weg nach der sächsischen Grenze einschlug. Mit ihm war sein Bruder Heinrich als Führer seines Regiments [1]); eine freudige Stimmung beseelte die Mannschaften. Den folgenden Tag wurde die sächsische Grenze von verschiedenen Abtheilungen der drei Colonnen in weitem Umkreis überschritten.

Unerwartet ist es, daß Friedrich, indem er das Schwert zog, doch damit noch nicht den Krieg unwiderruflich zu eröffnen meinte. So wenig Zweifel an der kriegerischen Absicht des Wiener Hofes

1) So berichtet Mitchell mit Bestimmtheit (at the head of which the prince himself was). Ich nehme es an, obgleich ein Schreiben des Prinzen (datirt vom 28. August) bei Schöning, der siebenjährige Krieg I, S. 57 dem zu widersprechen scheint. Wenn dieser Brief richtig datirt ist, so würde der Prinz der erste gewesen sein, der das sächsische Gebiet, und zwar noch am Tage des Abmarsches, erreicht hätte. Nach Mitchell marschirten mit dem Könige aus: erstens Kavallerie: die Leibgarde, das Regiment des Prinzen von Preußen; zweitens zu Fuß: 3 Bataillone Garde, 1 Bataillon Retzow, 2 Bataillone Prinz Heinrich, alle complet, jedes Bataillon hatte 50 Mann Ueberzählige.

ihm auch die letzte Antwort übrig ließ, so sehr ihn der Ton derselben verletzte — er fand ihn Stolz und Verachtung athmend —, so nahm er von ihrem ausweichenden Inhalt doch den Anlaß zu einer dritten Anfrage, zu der sie insofern Raum ließ, als sie sich nicht ausdrücklich auf die Hauptanfrage bezog. Er faßte die Hoffnung, durch seine Schilderhebung, ohne noch zu schlagen, den Wiener Hof zu einer Erklärung, wie er sie verlangt hatte, zu vermögen. „Da ich keine Sicherheit mehr habe," schrieb er an Klinggräff, „weder für die Gegenwart, noch für die Zukunft: so bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als das der Waffen, um die Anschläge meiner Feinde zu zerstreuen. Ich setze mich in Marsch und hoffe, in Kurzem werden Die, welche jetzt von ihrem Stolz verblendet sind, anderer Meinung werden. Dabei habe ich jedoch so viel Selbstbeherrschung, daß ich Vorschlägen einer Verständigung, sobald sie mir geschehen, Gehör geben werde. Denn ich hege keine ehrgeizigen Entwürfe, noch eigennützige Wünsche. Das Motiv meines Verfahrens liegt einzig darin, daß ich mir Sicherheit verschaffen und meine Unabhängigkeit behaupten will." Es scheint ein greller Widerspruch zu sein, der dringende Wunsch den Frieden zu erhalten und die waffenmuthige Kriegseröffnung; aber eins bedingt das andere.

Klinggräff wurde beauftragt, von der Kaiserin-Königin ohne weitern Zusatz die einfache Versicherung zu fordern, daß sie Preußen weder in diesem, noch in dem kommenden Jahre angreifen werde. Friedrich erklärte sich bereit, sobald er diese Antwort erhalte, seine Truppen zurückzuziehen und die regelmäßige Ordnung der Dinge wieder eintreten zu lassen. Indem er in Sachsen vorrückte, war er doch darauf gespannt, welche Antwort er von Wien erhalten würde; denn diese sollte über Krieg oder Frieden entscheiden. Das bereits abgefaßte Manifest wurde noch zurückgehalten, freilich in der Erwartung, daß es doch demnächst werde erlassen werden müssen. Marschall Schwerin bemerkt in einem Schreiben an den König, daß er in dem Einmarsch in Sachsen noch keine Kriegserklärung sehe, und daß man erst die Antwort auf die neue Anfrage abwarten müsse, ehe man zu offenen Feindseligkeiten schreite; die bereits erhobenen Waffen wurden noch innegehalten. In der Umgebung des Königs war man der Ueberzeugung, daß eine den Wünschen entsprechende Antwort des Wiener Hofes Alles beendigen werde. Der König sprach aus, wenn er in der Antwort der Kaiserin-Königin seine Sicherheit finde, so werde er zur Stelle Halt machen, die Waffen niederlegen, und selbst für die aufgewendeten Kriegskosten keine Entschädigung

verlangen. Dahin führte ihn seine bisherige Politik; die gegen ihn gerichteten Anschläge wären auch so noch rückgängig geworden.

Aber in Wien herrschte eine entgegengesetzte Stimmung vor. Nach der zuletzt gegebenen Antwort erwartete man dort nichts anderes, als daß Friedrich zum Angriff schreiten werde. Man sah dem ohne Besorgniß entgegen: denn einmal meinte man, nicht so ganz schlecht gerüstet zu sein, um den Preußen nicht begegnen zu können; und selbst auf erste Nachtheile war man gefaßt. Möglich, daß Friedrich Böhmen wenigstens zum Theil besetze, möglich selbst, daß er eine Schlacht gewinne: aber man brauche davor nicht zu erschrecken. Denn mit diesem Fürsten müsse man doch gewiß sich noch einmal schlagen. Komme es jetzt zum Kriege, und zwar durch einen Angriff von Preußen, so könne man sich der Hülfeleistung von Rußland und von Frankreich versichert halten; man dürfe einen guten Ausschlag der Waffen, die Wiedereroberung Schlesiens, eine Schwächung des feindseligen Königs erwarten: ein zeitweiliger Verlust komme dabei nicht in Betracht.

Die neue Anfrage Friedrichs in Wien erweckte mehr Verwunderung als Aufmerksamkeit und ward mit gewohntem Selbstgefühl erwiedert. Der Staatskanzler erklärte, die letzte Antwort sei die einzige gewesen, welche sich mit Würde habe geben lassen. Damit waren die Würfel gefallen; das Thor wurde aufgethan, hinter welchem der altrömischen Vorstellung nach die Kriegskräfte gefesselt liegen.

Einst hat ein orientalischer Eroberer vor dem Beginn einer Schlacht seinem Widersacher sagen lassen, er möge sich zum Kampfe einstellen, damit an den Tag komme, was im Schoße des Schicksals verborgen sei. Dazu sind die großen Kriege bestimmt, nach dem Maße der Kraftentwickelung und intellectuellen Führung jedes Theils die Schicksale der Welt weiter zu bestimmen.

Die Franzosen der alten Schule, welche etwas von der deutschen Geschichte wußten, sahen in Friedrich einen neuen Gustav Adolf, der aber zugleich ein Deutscher sei; außer diesem Unterschied, der allerdings von historischer Bedeutung ist, denn jetzt brauchten die deutschen Protestanten keinen fremden Beschützer mehr, bestand aber noch ein anderer, der darin lag, daß Gustav Adolf mit Frankreich gegen Oesterreich verbündet war, Friedrich aber sowohl Frankreich wie Oesterreich zu bekämpfen hatte. Noch eine dritte Macht sollte sich diesen beiden zugesellen, und ein allgemeiner Kampf beginnen, der über das Sein oder Nicht-Sein Preußens entscheiden mußte.

Durch den Krieg, welcher damit ausbrach, sind keine territorialen

Veränderungen hervorgerufen worden; eben darin lag der große Erfolg, daß das nicht geschah, und daß sich der Staat, zu dessen politischer Vernichtung die Mächte des Continents verbunden waren, in seinem vollen Bestand behauptete.

Die Vertheidigung selbst gab ihm ein hohes Ansehen in der europäischen Staatenwelt. König Friedrich wurde, indem er sich vertheidigte, zum großen Manne des Jahrhunderts. Die folgenden Generationen empfingen daher die fortwirkenden Impulse, die aus dem Gefühl einer ruhmvoll bestandenen Gefahr und der geretteten Unabhängigkeit entspringen.

Ein Unglück ohne Gleichen, das den preußischen Staat in dem folgenden Zeitraum betraf und ihn in einen Ruin, wie er im Jahre 1756 beabsichtigt war, wirklich verwickelte, ist dadurch zu der Epoche geworden, in der sich derselbe verjüngte, so daß er in steter Continuität von lebensvoller Arbeit endlich zu Erfolgen gelangt ist, wie sie die Welt ebenfalls noch nicht gekannt hat.

Analekten.

1.

Preußische Manifeste.

Ein Krieg bricht aus; von beiden Seiten werden Manifeste gewechselt; Deductionen erscheinen, in denen jeder Theil sein Recht vertheidigt; dann folgen die Schriftsteller eben auch nach der Partei, der sie angehören; in der Literatur setzt sich der Hader unaufhörlich fort, da ja die Parteien und Interessen, aus denen er hervorgegangen ist, immer fortbestehen.

Man erwarte hier nicht eine eingehende Erörterung der Fragen, wie sie damals und später die Literatur beschäftigt haben: es würde zu kleinlichen Widerlegungen führen. Zwischen den Manifesten aber besteht in Bezug auf die Aufmerksamkeit, die sie verdienen, allezeit ein Unterschied, welcher auf der Stellung jeden Theiles zu den vorliegenden Thatsachen beruht; recht schlagend tritt derselbe in unserm Falle hervor. Friedrich hatte unzweifelhaft Recht, wenn er sich von einem großen Angriff der continentalen Mächte bedroht glaubte; das war selbst mehr der Fall, als er annahm. Die österreichischen Manifeste, die sonst von nicht geringem publicistischen Talente zeugen, mußten an dieser Thatsache so viel als möglich vorbeigehen. Man konnte sie nicht unbedingt abläugnen, da sie gegründet war, noch viel weniger aber eingestehen, da das Geheimniß beobachtet werden sollte. Es kann nun nicht viel darauf ankommen, was von den Contraventionen Preußens gegen die Friedensschlüsse oder seiner unbequemen Nachbarschaft für Sachsen oder über seine Stellung zur Reichsverfassung und zum Protestantismus gesagt wird. Es mag nicht selten zweifelhaft sein, auf welcher Seite das formelle Recht war, aber das sind Fragen für diplomatische Feldzüge, nicht für militärische: der Ausbruch des Krieges wird dadurch nicht aufgehellt. Dagegen haben die preußischen Manifeste historischen Werth: einmal, weil sie die Gesichtspunkte, unter denen König Friedrich die Waffen ergriff, aussprechen, und sodann, weil sie, wiewohl nicht ohne Einseitigkeit, die

Lage, in der sich Europa befand, zur Anschauung bringen. Das erste führt den Titel:

„Ursachen, welche Se. Königl. Majestät in Preußen bewogen, Sich wider die Absichten des Wienerschen Hofes zu setzen, und deren Ausführung zuvorzukommen."

Es war schon abgefaßt, als der König seinen Einmarsch in Sachsen vollzog. Noch am Abend vorher sprach er den Wunsch aus, daß es zurückgehalten werden möge, bis auch auf die dritte Anfrage in Wien eine Antwort eingelaufen sei, — nicht als ob man eine günstige mit einiger Sicherheit erwartet hätte; man glaubte vielmehr, sie würde ungünstig ausfallen und gleich für diesen Fall ward das Manifest eingerichtet, um es, wenn derselbe eintrete, unverzüglich erscheinen zu lassen. Der König wollte es veröffentlichen, wenn er in Böhmen einrücke was er sich sehr nahe dachte.

Es ist besonders dadurch merkwürdig, daß darin der deutsche Gesichtspunkt wenigstens ebenso entschieden hervortritt, als der preußische. Man geht davon aus, daß auch das neue Haus Oesterreich die herrschsüchtigen Pläne, mit denen sich einst Kaiser Ferdinand II. getragen habe, noch immer verfolge, — nämlich den Fürsten des deutschen Reiches „das Joch über den Hals zu werfen" und die protestantische Religion zu unterdrücken. Da nun der König von Preußen ihm hierin Widerstand leiste, so sei er es, gegen den der Wiener Hof alle seine Batterien richte. Selbst die Absicht der Wiedereroberung von Schlesien erscheint hauptsächlich als ein Theil des allgemeinen Planes.

Auf diesen Gesichtspunkt werden auch die Bestrebungen des Wiener Hofes, dem König von Preußen Rußland zu entfremden, zurückgeführt. Es ist bezeichnend, wenn es heißt, der König habe jede Gelegenheit zur Entzweiung sorgfältig vermieden, wie man von einem Feuer alle feuerfangende Materien entferne.

Man sieht aus dem Manifest, daß das Hauptmoment, auf welchem die Entzweiung zwischen Oesterreich und England beruhte, in Berlin nicht unbekannt geblieben war. Wir lesen darin: bei dem Ausbruch der Irrungen zwischen Frankreich und England habe es Oesterreich zur Bedingung der dem Könige von England zu leistenden Hülfe gemacht, daß derselbe in einen Angriff auf Preußen einwillige. Da aber dieser Fürst es vorgezogen habe, zum Schutze von Deutschland einen Neutralitätsvertrag mit dem Könige von Preußen zu schließen, so habe sich Oesterreich an Frankreich gewendet und eine Allianz mit dieser Macht getroffen, von der es sich schmeichle,

die größten Vortheile zur Ausführung seines Vorhabens zu ziehen, wenngleich vergeblich. Es folgt der Bericht über die Rüstungen von österreichischer und auch russischer Seite, die Anfragen Klinggräffs und die ertheilten Antworten, um die Gefahr, in der sich der König befinde, einem Jeden zur Anschauung zu bringen. Der Unterschied, den Friedrich zwischen Aggression und dem Anfang von Feindseligkeiten machte, die eben nur die Aggression verhindern sollten, wird darin ausführlich begründet. Das Manifest athmet das Gefühl des Augenblicks, in welchem sich noch hoffen ließ, die deutschen Fürsten von Oesterreich zu trennen und den Feind niederzuwerfen, ehe derselbe fremde Hülfe erhalte. England wird darin mit Freundschaft, sowohl Frankreich wie Rußland mit großer Schonung behandelt. Das kleine Werk ist von dem zweiten Cabinetsminister Grafen Finkenstein verfaßt.

Verschieden von demselben ist eine Denkschrift ebenfalls von dessen Hand, die man im Archiv findet, unter dem Titel:

„Gründlicher Entwurff der Beschaffenheit, worin sich gegenwärtig die Sachen von Deutschland befinden."

Der König war schon in Sachsen, als er seine Minister aufforderte, durch seine Gesandten den Höfen innerhalb und außerhalb des deutschen Reiches die Gründe seines Verfahrens vorzutragen. Dazu ist der „Gründliche Entwurff" bestimmt. Von vornherein wird in demselben noch mehr Nachdruck auf die brandenburgischen Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer gelegt: „der König habe die gegründetste Ursache gehabt, ein seinen Voreltern entrissenes und vorenthaltenes Eigenthum zu vindiciren und sich durch den Weg der Waffen in den Besitz desjenigen wiederumb zu setzen, so ihm von Gott und Rechtswegen zukam". Das aber habe man in Wien als ein nie zu vergebendes Verbrechen angesehen. In der Hauptsache trifft der Entwurf mit dem Manifest zusammen; der erste Cabinetsminister Podewils bezeugte dem jüngeren Kollegen seinen vollen Beifall über die Arbeit, deren Beweisführung er schlagend fand. Sie wurde darauf ins Französische übersetzt, um auch im Ausland mitgetheilt zu werden. In einer umfassenden Sammlung über die Aktenstücke der Epoche dürfte sie nicht fehlen.

Von bei Weitem größerer Bedeutung aber und überhaupt eines der merkwürdigsten Manifeste aller Zeiten ist das

„Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe, et sur leurs desseins dangereux contre Sa Majesté le roi de Prusse, avec les pièces originales et justificatives qui en fournissent les preuves."

Damit hat es folgende Bewandtniß. Schon aus den durch Verrätherei an Friedrich gelangten sächsischen Papieren, die eben das enthielten, was er am wenigsten hätte erfahren sollen, war ein Auszug abgefaßt worden, der bei dem Ausbruch des Krieges nach Frankreich übersendet wurde, um die dortigen Minister von der unumgänglichen Nothwendigkeit zu überzeugen, in der sich der König befunden habe, in Sachsen einzurücken. Wenn der König bei seinem Einmarsch in Sachsen nicht sogleich davon Gebrauch machte, so rührte das daher, daß die letzte Antwort aus Wien noch nicht eingetroffen war. Er ließ zunächst eine sehr gemäßigt gehaltene Erklärung erscheinen, „die Declaration derjenigen Gründe, welche Se. Königl. Majestät in Preußen bewogen, mit Dero Armee in Se. Königl. Majestät in Pohlen und Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen Erblande einzrücken", die bereits am 29. August in Jüterbogk vertheilt worden ist.

Der König führt darin die Nothwendigkeit aus, sich gegen Oesterreich sicher zu stellen; aus dieser aber folge die andere, daß er sich Sachsens versichern müsse, denn das gebe die Erinnerung an die Vorfälle des Jahres 1744 an die Hand; und so bringe es die Regel des Krieges mit sich; er protestirt, daß er keine offensiven Absichten habe und Nichts mehr wünsche, als die glückliche Stunde erscheinen zu sehen, in der er das Land seinem Fürsten wieder zurückgeben könne.

Nur einen Augenblick waren diese Eröffnungen so harmlos. Nachdem alle Hoffnungen auf einen friedlichen Austrag oder eine Verständigung mit Sachsen verschwunden war, ließ Friedrich eine heftige Invective gegen die sächsische Politik und den Grafen Brühl drucken:

> „Mémoire pour justifier la conduite du roi contre les fausses imputations de la cour de Saxe."

Darin liegt das aus den geheimen Mittheilungen geschöpfte und durch intercipirte Schreiben vermehrte Material zu Grunde.

Der König hatte den Gedanken, die ihm zugegangenen Briefschaften und Actenstücke, wie sie vorlagen, abdrucken zu lassen. Hauptsächlich die Besorgniß, daß man ihre Authenticität ableugnen werde, vermochte ihn, sich der Originale im Dresdener Archive zu bemächtigen. Er hielt das für ein gerechtfertigtes Verfahren, da er die gegen seine Feinde zeugenden Beweisstücke in den Händen haben müsse, um den Beweis der Gerechtigkeit seiner Sache unwider=

leglich zu führen. Er sendete sie auf der Stelle nach Berlin [1]) und hätte auch jetzt gern gesehen, wenn sie in extenso publicirt worden wären.

Nach einigen Bedenken aber zog man vor, ihren Inhalt in einem Mémoire zusammenzufassen, dem dann die wichtigsten Stellen der Papiere als Beweisstücke hinzugefügt werden sollten. Mit der Abfassung dieser Schrift wurde Hertzberg beauftragt, der schon den oben erwähnten Précis verfaßt hatte. Der König forderte bei Benutzung und Mittheilung der Schriftstücke die Unterdrückung alles Dessen, was sich auf die russisch-englischen Unterhandlungen aus früherer Zeit beziehe, und Schonung von Rußland; was aber Oesterreich und Sachsen betreffe, dem er keine Rücksicht schuldig sei, so möge Alles publicirt werden, was sich vorfinde. Hertzberg, schon vorbereitet, legte unverzüglich Hand ans Werk. Bereits am 16. October konnten dem Könige gedruckte Exemplare des Mémoire zugesandt werden, dem dieser selbst, da es sich auf so viele Aktenstücke gründete, den Titel Mémoire raisonné gegeben hat.

Das Außerordentliche bei diesem Manifest ist, daß darin Unterhandlungen der geheimsten Art publicirt wurden, welche einen Blick in Zustände eröffnen, von denen Niemand eine Vorstellung hatte. Man begreift, daß es ein unermeßliches Aufsehen machte und mannigfaltige Widerreden hervorrief, die nicht leichter Hand abgewiesen werden konnten und bis auf den heutigen Tag dauern.

Eine der vornehmsten, durch das Mémoire angeregten Controversen betrifft den zwischen Oesterreich und Rußland im Jahre 1746 geschlossenen Tractat, in welchem König Friedrich und seine Minister den Anfang der auf den Ruin von Preußen abzielenden Coalition erblickten; er enthält eine Anzahl von geheimen Artikeln unter denen sich einer, der vierte, der einzige, der in dem Mémoire mitgetheilt wurde, auf Preußen bezieht.

Darin heißt es allerdings, daß die Kaiserin-Königin an dem

1) An Podewils schreibt er am 12. September aus seinem Hauptquartier Seidelitz: er kenne aus den Précis die Machinationen, die der sächsische Hof seit dem Dresdner Frieden an allen andern Höfen gegen Preußen angesponnen habe. „Um nun", sagt er weiter, „gegen die ganze Welt die Wahrheit davon darthun und legitimiren zu können, daß Nichts darunter von mir angeführt worden ist, so nicht aus authentiken Pièçen erwiesen und Jedermann vorgelegt werden könne, so habe ich bei meiner jetzigen Anwesenheit in Sachsen vor gut gefunden, die Originalien von solchen Correspondenzen in den Dresdner Archiven aufsuchen und nehmen zu lassen."

Frieden festhalte und die erste nicht sein wolle, sich den in demselben ausgesprochenen Verzichtleistungen auf Schlesien und Glatz zu entziehen; zugleich aber wird hinzugefügt, daß alle ihre Rechte darauf so wie die Garantie derselben durch die Kaiserin von Rußland aufleben würden, wenn der König von Preußen aus dem Frieden trete, indem er entweder Oesterreich oder Rußland oder auch Polen angreife.

Von jeher hat man eingewendet, daß dieser Artikel nichts weniger als offensiv sei, da derselbe ja einen Angriff des Königs von Preußen ausdrücklich voraussetze; man hat das in neuerer Zeit wiederholt, zumal da der Ton überhaupt friedlich laute; und auch von Autoren, die sonst am preußischen Interesse eifrig festhalten, wird diese Tendenz jetzt nicht mehr urgirt. Aber ich denke, sie ist unzweifelhaft. Die englische Regierung, welche im Jahre 1750, denn damals bestanden noch vertrauliche Verhältnisse zwischen England und Oesterreich, aufgefordert wurde, diesem Tractat beizutreten, lehnte das ab: denn nur ein Angriff auf Oesterreich selbst würde der englischen Regierung das Recht geben, sich von der Garantie für Schlesien loszusagen, nicht aber ein Angriff auf Polen oder auf Rußland: allzuleicht könne der Artikel den Vorwand zum Friedensbruch mit Preußen geben. Nur mit Ausnahme dieses Artikels ist England dem Tractat von 1746 beigetreten.

Man kann also nicht sagen, daß derselbe unverfänglich gewesen sei. In Sachsen hat man die Sache von Anfang an so angesehen, wie in England. Der sächsische Geheime Rath hatte seinen Churfürsten König August III. ausdrücklich vor dem Beitritt gewarnt, weil ein solcher den Frieden gefährden und dem König von Preußen den Anlaß geben würde, seine Waffen gegen Sachsen zu wenden. Es trifft nicht zum Ziel, wenn man in Wien versicherte, man denke nicht auf einen Angriff gegen den König von Preußen, sondern „auf abhilfliche Mittel“ gegen dessen Angriffe durch Einverständniß mit den benachbarten Höfen. Der Kern der Frage ist, ob durch einen andern Angriff, als auf Oesterreich selbst die Garantie von Schlesien aufgehoben werden könne, ob in einer Abkunft dieses Inhalts nicht ein Bruch des Dresdner Friedens in seinem wichtigsten Artikel liege. Insofern der Tractat von 1746 eine solche enthält, schloß er eine Feindseligkeit gegen Preußen in sich ein und die Einladung zum Beitritt zu demselben trug diesen Charakter. Im September 1753 ist nochmals über einen solchen mit Sachsen verhandelt worden. Graf Brühl hat sich selbst bereit erklärt, nicht allein dem Haupttractat, sondern auch dem vierten Artikel beizutreten, wenn das nur in einer

besonderen Acte geschehe [1]). Von österreichischer Seite hat man es damals nicht für dringend gehalten, so lange England diesen Artikel nicht angenommen habe, was man noch immer auszurichten hoffe. In den Verhandlungen mit Rußland hat zuweilen auch Sachsen die Initiative ergriffen. Die sächsischen Minister schürten die Feindseligkeit Rußlands gegen Preußen unaufhörlich. Einer derselben hatte den bestimmten Auftrag, sich den antipreußischen Einwirkungen Oesterreichs auf Rußland unbedingt anzuschließen. In Rußland war man einverstanden, daß Sachsen an dem Kampfe Antheil nehmen solle, sobald der gemeinschaftliche Gegner aus dem Sattel gehoben sei. Alles dies erhellt aus den Actenstücken mit unleugbarer Gewißheit. Wenn aber in dem Mémoire behauptet wird, daß Sachsen in das obschwebende Verständniß der drei andern Höfe eingetreten sei, so kann man dem nicht beistimmen. Es wird nicht eigentlich als Thatsache darin gemeldet; sondern nur als Folgerung aus dem Vorhergehenden (espèce de démonstration). So verhielt es sich jedoch in der That nicht. Wir kennen die Schwankungen, in denen sich die sächsische Politik bewegte. In dem Jahre 1755—56 war Sachsen in die Verhandlungen der großen Mächte Frankreich, Oesterreich und Rußland nichts weniger als eingeweiht. Jenen den König von Preußen so unmittelbar drohenden Beschluß vom October 1755 begrüßte Graf Brühl mit Freuden: allein an den Verhandlungen zwischen Esterhazy und Bestuschew hatte er keinen Theil. Durch das Verhältniß zu Polen war Rulßand des sächsischen Hofes ohnehin sicher. Es liegt etwas Erniedrigendes darin, wie sich Graf Brühl zu demselben stellte.

Nach dem Tode Friedrichs hat Hertzberg in einer akademischen Sitzung die Meinung ausgesprochen, der Krieg würde sich haben vermeiden lassen, wäre der König nicht zum Angriff geschritten, denn nur auf den Angriff von seiner Seite seien alle gegnerischen Verabredungen berechnet gewesen. Man sieht, in die Rathschläge Friedrichs, der diese Frage unter Anderem im Gespräch mit Mitchel oft erwogen hatte, war Hertzberg damals noch nicht eingeweiht, seine Informationen waren nur unvollständig; er war auf die Schriftstücke angewiesen, die man ihm vorlegte.

Bei aller historischen Bedeutung, die dem Mémoire zukommt, ist es für die Anschauung der allgemeinen Angelegenheiten nicht

1) Nach der von Adolf Beer, Aufzeichnungen des Grafen William Bentinck S. CXXVII mitgetheilten Depesche von Sternberg.

genügend, da die archivalischen Documente nur theilweise weggenommen worden waren und nur unvollständig mitgetheilt wurden; überdies aber die Unterhandlungen zwischen den großen Höfen dem sächsischen unbekannt blieben. Daher kommt es auch, daß in einigen neueren Büchern über die sächsische Politik, die aus authentischen Papieren genommen sind, keine wesentlichen Aufklärungen über die allgemeine Situation sich finden. Die Autoren, die daraus ihre Informationen schöpften, haben einige Mängel des Hertzberg'schen Memoires nachzuweisen vermocht; über die Hauptsache blieben sie selbst im Dunkel. Sie sind dann auf den Gedanken gerathen, daß König Friedrich den Krieg unternommen habe, um Sachsen zu erobern. Sie beziehen sich dabei auf eine in der akademischen Ausgabe der Werke Friedrichs mitgetheilte Aufzeichnung des Königs, in welcher dieser die Eroberung von Sachsen als ein für Preußen höchst wünschenswürdiges Ereigniß bezeichnet: denn dadurch werde die Position von Brandenburg gegen Oesterreich erst vertheidigungsfähig. Unleugbar hat sich Friedrich später einmal mit diesem Gedanken getragen; auch in andern noch nicht bekannt gewordenen Aufzeichnungen, in denen er sich in „Träumereien' — so nennt er es ausdrücklich — über die künftige Stellung von Preußen ergeht, gedenkt er einer solchen Eventualität; er führt sogar noch näher aus, wie dann die Elbe mit Befestigungen zur Deckung seines Gebietes zu versehen sei. Der in den Werken mitgetheilte Aufsatz findet sich bei den Papieren aus dem Jahre 1775, in welchem Oesterreich und Rußland in lebhaften Hader über die orientalischen Angelegenheiten gerathen waren, so daß ein Ausbruch des Krieges zwischen ihnen bevorzustehen schien; Kaiserin Katharina II. wünschte nichts mehr. Die möglichen Erfolge eines solchen Kampfes überlegend, würde der König es für das Wünschenswertheste erachtet haben, Böhmen und Mähren dem Kaiserhause zu entreißen und den Churfürsten von Sachsen damit auszustatten, dessen Gebiet dann an ihn übergehen solle. Zur Ausführung dieser Idee ist nicht allein nichts geschehen: Friedrich war vielmehr gegen den Krieg und hat ihn vornehmlich verhindert. Im Jahre 1756 konnte überhaupt davon nicht die Rede sein. Wie hätte sich der König von England, Churfürst von Hannover, jemals dahin bringen lassen sollen, ein solches Unternehmen zu unterstützen? Aus der Zeit selbst ist dafür Nichts beigebracht worden, was der Rede werth wäre. Man hat dafür angeführt, was über einen Aufenthalt des Generals Winterfeldt, etwa im Frühjahre 1756, berichtet wird, er habe da viele Bekanntschaften gemacht und die Ansicht gefaßt, die sächsische Armee sei bereit, zu Preußen überzu-

gehen. Das mag wahr sein und den König in der Meinung bestärkt haben, daß er zur Zeit wenig Widerstand finden werde; aber von dem Plan, Sachsen zu erobern und für sich zu behalten, ist darin keine Spur enthalten.

Kommen wir auf die preußischen Kundgebungen zurück, so stoßen wir, gleichsam niedersitzend im Archiv zur Seite des kundigen und wohlwollenden Archivars Dr. Friedländer, auf ein Memoire unter dem Titel:

> Mémoire détaillé et justificatif sur les griefs de Sa Maj. le roi de Prusse et sur ses démarches contre les cours de Vienne et Dresde. (Die Worte et sur ses demarches sind von derselben Hand, aber nachträglich hinzugefügt.)

Es vereinigt den Stoff des Manifestes „Ursachen" und des Mémoire raisonné, jedoch in anderer Fassung und Form und überdies mit eigenthümlichen Zusätzen, die einen in der Geschichte der nächstvorangegangenen Zeit bewanderten Autor verrathen. Dem Hause Oesterreich werden eine Menge von Gewaltsamkeiten vorgerückt, die es sich seit der Zeit Ferdinands III. gegen Fürsten und Herren von Bedeutung habe zu Schulden kommen lassen. Die Vasallen des Reiches behandle es als seine eigenen Vasallen, es verfahre gebieterisch, wo es glaube, keinen Widerstand zu finden: zu diesem Zwecke sei besonders der Reichshofrath organisirt. Das Schriftchen stammt schon aus etwas späterer Zeit, als man im deutschen Reiche für Oesterreich Partei nahm. Der Verfasser knüpft oft an ältere historische Verhältnisse an und erhebt sich dann und wann zu emphatischer Beredtsamkeit. Was würde geschehen sein, wenn nicht zur rechten Zeit die gegen Preußen geschmiedeten Anschläge entdeckt worden wären? Norddeutschland würde von den Nationen überfluthet worden sein, die sich in dem dreißigjährigen Kriege ein schreckliches Gedächtniß gestiftet [1]).

Der Wiener Hof versäumte nicht, die preußischen Staatsschriften durch Gegenmanifeste zu beantworten. Trotz ihrer schon erwähnten Mängel enthielten sie doch, geschickt abgefaßt, wie sie waren, Einiges, was geeignet war, Eindruck hervorzubringen; und der König

1) Si la divine providence n'avait fait découvrir au roi les finesses des desseins des cours de Vienne et de Saxe — on aurait vu renouvelées les scènes barbares de la guerre de trente ans, les innocentes victimes de la fureur de ses troupes indisciplinées trop tard au secours; on aurait vu les états de Sa Majesté dévastés pour des siècles.

selbst hielt eine Beantwortung derselben für wünschenswerth. Dazu wurden nun die aus den sächsischen Archiven genommenen Actenstücke noch einmal einer Durchsicht unterzogen und eingehender benutzt. Die Abfassung der neuen Staatsschrift wurde wieder Hertzberg übertragen. Sie erschien unter dem Titel:

Réfutation de l'ouvrage intitulé: Remarques sur les manifestes de guerre du roi de Prusse, lettres circulaires et d'autres mémoires publiés depuis le commencement de cette guerre jusqu'à présent.

Sie ist dadurch ziemlich formlos geworden, daß sie eine Widerlegung der österreichischen Behauptungen sehr im Einzelnen versucht, mit derselben aber eine abermalige Erzählung der gegen Preußen vorgewesenen Machinationen verbindet. Wenn man österreichischer Seits Nachdruck darauf legte, daß die Verbindung zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen nicht bewiesen sei, so war das für Hertzberg der Anlaß, sie durch Mittheilung einer neuen Reihe von Actenstücken zu erhärten. Dabei wurde auch Manches, was im ersten Feuer positiv behauptet worden war, zum Beispiel über die Verhältnisse von Sachsen, auf das richtige Maß zurückgeführt. Insofern ist die Refutation eine Ergänzung des Mémoire raisonné; sie hat durch neue Mittheilung von Actenstücken einen selbständigen Werth. Einigen Anstoß erregten noch immer die Beziehungen zu Rußland, aber es schien wichtiger, die Darstellung, die durch Weglassungen geschwächt werden würde, in aller ihrer Stärke erscheinen zu lassen. Man wiederholte jedoch zugleich, was die Ueberzeugung des Königs war, daß im Interesse von Preußen Nichts liege, was ihn mit Rußland entzweien könnte, und das Interesse Rußlands vielmehr dahin gehe, Preußen nicht zu unterdrücken, noch zu schwächen [1]. Wie oft hat sich dies in späteren Epochen bewährt!

2.

Aeußerungen Friedrichs II. Ergänzungen.

Es könnte scheinen, als sei es überflüssig, über den Ursprung eines Krieges viel Worte zu machen, über den der Fürst, der zuerst die Waffen ergriff, sich selbst hat vernehmen lassen. Friedrich hat

1) Recueil I S. 115: Il n'y a que les cours de Vienne et de Dresde seules qui ayent pu travailler à faire prendre une résolution semblable et qui ne pourra jamais être justifiée, puisque la cour de Pétersbourg n'a rien à démêler avec celle de Berlin et qu'il n'est pas même de son intérêt que la Prusse soit opprimée et affaiblie.

sich zweimal über die Ursachen und den Ausbruch des Krieges geäußert.

Ein davon handelnder, erst durch die Sammlung der Werke (T. XXVII. 3) bekannt gewordener Aufsatz unter dem Titel: Apologie de ma conduite politique, der in der zweiten Hälfte des Jahres 1757 niedergeschrieben wurde, enthält eine Rechtfertigung seiner Schilderhebung.

Denn sehr verbreitet mochte die Meinung sein, welche Hertzberg später kundgab, daß der Krieg sich hätte vermeiden lassen. Nachdem eine Schlacht verloren worden und alle benachbarten Mächte sich gegen Friedrich erhoben, erschien sein Verfahren sogar als ein politischer Fehler; und er fühlte sich verpflichtet, diese Meinung zu widerlegen.

Obgleich durchdrungen von der Idee, daß der Souverän, der selbst als der erste Minister des Staates anzusehen sei, dennoch keine Verantwortlichkeit habe, als gegen Gott allein, urtheilt er doch, daß ein guter Fürst Recht thue, wenn er dem Volke, das ihm gehorche, die Gründe seines Verhaltens auseinandersetze.

Indem er nun ausführt, daß er die allgemeine Feindseligkeit, die sich gegen ihn erhoben und die aus untergeordneten Ursachen herrühre, als Politiker nicht habe voraussehen können, giebt er die Motive an, die ihn zu seinem Verhalten bewogen: denn sein Gewissen sei rein und er könne es wagen, gleichsam laut zu denken.

Er erinnert vor Allem daran, daß er sich als souveräner König gefühlt habe, daß er sich nicht habe hergeben können, Krieg zu führen und Frieden zu haben je nach dem Wunsche Frankreichs. Einige Aeußerungen und Vorschläge der Franzosen hatten sein Selbstgefühl gereizt; aus seiner Aufzeichnung sieht man, was ihm in Erinnerung geblieben war: er wollte ihnen gegenüber vollkommen unabhängig handeln und so angesehen sein.

Das ist überhaupt der Zweck bei diesem apologetischen Aufsatz, den Vorwurf abzulehnen, der ihm über den Bruch mit Frankreich gemacht werden konnte. Auf die übrigen Motive geht er wenig ein.

Unter andern Verhältnissen wurde die Einleitung in die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben.

Ueberhaupt herrscht bei diesem Werke der didaktisch-militärische Gesichtspunkt vor. Unmittelbar nach dem Frieden dachte der König doch sogleich an die Möglichkeit eines neuen Krieges mit Oesterreich; — er setzt, hauptsächlich für seine Nachfolger, gleich in der Vorrede auseinander, welche Lagerplätze sie in einem solchem Falle zu nehmen

haben werden. Einen so complicirten Krieg, wie der letzte gewesen, erwartete er nicht wieder.

Friedrich schrieb unter dem Eindruck, den ihm der Abfall Englands von der gemeinschaftlichen Sache, der soeben geschlossene Vertrag von Versailles, die Politik des Lord Bute überhaupt gemacht hatten. Er sah darin umsomehr eine feige Treulosigkeit (lâche abandon), da man den Franzosen seine rheinischen Landschaften überlassen hatte. Für ihn und sein Haus war die vornehmste Frage, wie er dazu gekommen war, sich auf die Seite von England zu stellen, und vornehmlich dies setzt er auseinander. Er geht von den Irrungen zwischen Frankreich und England in Amerika aus, die er bei weitem mehr den Engländern als den Franzosen zur Last legt, namentlich dem Herzog von Cumberland, der, um den Herzog von Newcastle zu stürzen und seinen Freund Fox an dessen Stelle zu bringen, England in einen neuen Krieg habe verwickeln wollen: der König von England, unterrichtet, daß der Vertrag Preußens mit Frankreich demnächst ablaufe, habe ihm Anträge zu einer Verbindung machen lassen, die von ihm angenommen worden seien. Der innern Bewegungen in der englischen Nation, welche den Wechsel der Politik hervorriefen, gedenkt er dabei nicht. Das obenerwähnte Motiv seiner Losreißung von Frankreich tritt hier nochmals hervor. Von den Franzosen sei ihm der Antrag gekommen, an einem Angriff auf Hannover Theil zu nehmen, aber Frankreich habe ihn dabei behandeln wollen, wie die Pforte einen Hospodar der Wallachei; er habe berechnet, daß, wenn er darauf nicht eingehe und sich mit England verbinde, die Franzosen Hannover nicht angreifen, das Reich in Ruhe bleiben, und auch Oesterreich keine Gelegenheit finden würde, gegen ihn loszubrechen. Er verhehlt nicht, daß er zugleich gehofft habe, durch den Einfluß von England auf Rußland einzuwirken: denn König Georg habe ihm versichert, daß er auf die Freundschaft der Kaiserin Elisabeth zählen könne.

Was die gegen ihn angesponnenen Anschläge betrifft, so nimmt er sie als bewiesen an, und begnügt sich, die Actenstücke des Mémoire raisonné seiner Geschichte beizulegen. Nur das hebt er auch hier schärfer hervor, was auf ihn besondern Eindruck gemacht hatte; und von hohem Werthe ist, daß man die persönlichsten Motive authentisch vernimmt. Eine umfassende Schilderung der allgemeinen Lage darf man bei Friedrich nicht suchen, wie es ja auch nicht seine Absicht war, eine objective Geschichte des Ursprungs jener Zerwürfnisse zu schreiben, sondern nur seine eigene Haltung zu rechtfertigen. Auch

diese aber tritt nicht in ihr volles Licht. Da bleibt immer für historische Forschungen ein weites Feld offen. Vornehmlich erscheint der Wunsch, den Frieden zu erhalten, nicht in der Stärke, in der er vorhanden war, wie man das besonders aus den Berichten Mitchells ersieht, der dem König in der Zeit der Krisis zur Seite stand und sein Vertrauen genoß. Ich will hier einige Actenstücke über die letzte Anfrage Klinggräffs beibringen, welche weniger Beachtung gefunden hat, als sie verdient. In dem gesandtschaftlichen und übrigen geschäftlichen Verkehr finden sich noch manche andere Aeußerungen Friedrichs, welche über seine eigene Darstellung hinausreichen und der größten Aufmerksamkeit werth sind. Vielleicht kommt es noch einmal zu einer Sammlung der die politische Thätigkeit des Königs bezeugenden Documente. Hier füge ich noch ein Actenstück bei, das wohl eins der merkwürdigsten von allen ist — eine Aufzeichnung Friedrichs über die Auflösung der Allianz mit Frankreich, in der er von seinem Entschlusse gleichsam vor sich selbst Rechenschaft ablegt. In einer Art von Disputation mit dem französischen Minister Rouillé stellt er die von Frankreich dagegen vorgebrachten Gründe so zusammen, daß sie zugleich widerlegt werden.

I.

Aufzeichnungen Friedrichs über sein Verhältniß zu Frankreich. Januar 1756.

In dem archivalischen Actenstücke geht folgendes Schreiben von Podewils an Eichel voraus:

Ew. Wohlgebohren habe hiebey die mir gestern Abendt güthigst communicirte höchsteigenhändige Königl. Pièce gehst. remittiren sollen, nach dehm ich zu meiner Direction mit meiner Handt eine Abschrift genommen, um mich derselben gegen den Duc de Nivernois in pt. Entretiens mit mier, die jedoch seit der gestrigen Audientz bis dato noch nicht gehabt, mit guter avantage bedienen zu können.

Den 25. Januar 1756. (gez.) Podewils.

Dann folgt von der Hand des Königs:

1. Question de droit.

Argum. 1) Je n'ai point garanti l'Amérique à la France, la guerre qu'on va faire est originaire de ce pais là, donc elle ne me regarde pas.

2) Je n'ai fait qu'une alliance défensive, or la France n'est point attaquée dans ses possessions européaines, donc rien ne m'oblige à des demarches offensives [1]).

3) Mon alliance est prête à exspirer, donc rien ne m'oblige à agir contre mes intérêts.

Question de fait.

Argum. 1) Les deux impératrices et le roi électeur de Hanovre sont ceux contre lesquels je devrais agir en cas de guerre, ils peuvent mettre sur pied l'Autriche 100/m., la Russie 60/m., le Hanovre 40/m., je ne puis leur opposer que 100/m. hommes, je suis donc da la moitié plus faible qu'eux.

2) Doit-on entreprendre une guerre, quand on se voit à moitié plus faible que ses ennemis? non; est-il d'un général prudent de commencer une guerre, quand il est obligé de la commencer défensive? non, car c'est de toutes les guerres la plus onéreuse et celle qui est exposée au plus de hazards.

3) puis-je rester dans l'inaction et laisser faire à mes ennemis ce qu'ils veulent? non, car si les Russes entrent dans l'empire, je ne puis pas le souffrir et me voilà entraîné dans une guerre que je dois éviter pour la conservation de l'état.

4) Pourquoi empêcher les Russes d'entrer dans l'empire? parceque la jonction rendroit mes ennemis trop forts et que je dois les combattre plutôt un par un, que tous ensemble.

5) Comment éviter l'entrée des Russes? en faisant avec l'Angleterre le traité de neutralité, qu'elle me propose. Donc il faut le faire.

6) Vaut-il mieux pour la France, que les Russes viennent dans l'empire ou qu'ils n'y viennent pas? Il vaut mieux qu'ils n'y viennent pas, car s'ils y sont appelés, c'est pour agir contre la France, donc s'ils n'y viennent pas, ce sont autant d'ennemis de moins.

7) Mais ne seroit-il pas bon de faire dépenser à l'Angleterre le plus d'argent qu'il se pourra en subsides pour la mater d'autant plus vite? Oui si l'Angleterre faisoit seule la dépense, mais ne voit-on pas qu'en multipliant les ennemis de la France

1) Zwei verschiedene eigenhändige Fassungen der ersten Artikel liegen vor; die erste, die den Kern der Gedanken enthält, lautet hier: mon alliance n'est que defensive, donc je ne suis point obligé à des demarches offensives. Vergl. S. 77 N. 1.

elle oblige à proportion la France aux mêmes dépenses pour leur résister? donc si on peut empêcher l'Angleterre de ne point faire usage de ses alliés c'est faciliter les entreprises des Français. Or si la guerre devient compliquée, il sera bien plus difficile à la terminer par la complication des intérêts, que si elle ne se fait qu'entre les deux puissances brouillées à présent. Si donc je restois neutre sans faire un traité de neutralité, je n'empêcherois ni les Russes de marcher, ni toutes les suites de complications, aux quelles cette marche donneroit lieu, donc mon traité de neutralité convient à la France tout autant, qu'il m'est indispensable dans le moment présent.

8) Si toute l'Allemagne est en guerre et en dessus dessous, est ce l'avantage de la France? non, car elle n'y gagne rien du tout, que de voir peutêtre ruiner ses alliés, qui dans d'autres conjonctures pourront lui être très utiles, *donc la neutralité convient à tout le monde.*

2. Raisons de Maître Rouillé pour réfuter la défense de ma conduite et des motifs qui ont fait faire à Maître Frédéric la convention de neutralité pour l'Allemagne.

Maître Rouillé:

1) Que la Prusse n'a pas garanti strictement les possessions de la France en Amérique, qu'il falloit remarquer cependant que l'Angleterre faisoit à cette couronne une guerre offensive en Europe, qui pourroit se communiquer au continent et devenir par conséquent relative au traité de la Prusse et de la France, au cas que cette dernière fût attaquée dans le continent de l'Europe.

2) Que par une suite de la même raison, il n'avoit pas été loisible à la Prusse de transiger pour la neutralité dans le cas où la France peut être attaquée.

3) Que le traité de 1741 quoique prêt à échoir, ne l'étoit pas et qu'il auroit fallu attendre, qu'il fût expiré avant que de traiter avec l'Angleterre.

4) Que d'ailleurs la Prusse étoit encore liée avec la France par un autre traité qui étoit celui de l'alliance défensive, qui subsistoit entre la Prusse, la Suède et la France.

5) Que la neutralité qu'on venoit d'établir faisoit perdre à

la France le fruit de toutes ses alliances qu'elle avoit en Allemagne et qu'elle avoit formées pour la défense de la Prusse.

6) Que par ce traité de neutralité l'Angleterre pourroit se servir pour la défense de ses îles de toutes les troupes aux quelles elle donnoit des subsides en Allemagne, qu'il résultoit donc de cette démarche de la Prusse de si grandes inconvénients pour la France qu'on devoit supposer que la Prusse avoit perdue jusques aux traces les plus légères l'attachement qu'elle avoit eu pour la France, sans quoi elle ne se soroit jamais portée à une démarche si contraire à ses véritables intérêts, que maître Rouillé étoit effrayé quand il pensoit que la France se trouveroit empêchée de faire la diversion de Hanovre, si sensible au roi d'Angleterre et que cet empêchement venoit du plus ancien allié du R. T. Cr., qu'il étoit donc affligeant de voir, qu'au cas que le R. de Fr. portât la guerre en Allemagne, il trouvât le plus cher de ses amis ligué avec ses ennemis pour l'empêcher d'entreprendre une défense légitime.

7) Que cette démarche de la Prusse ne pourroit pas manquer d'inspirer beaucoup de défiance à tous ses alliés du Nord et que cette démarche contribueroit beaucoup à décourager ces puissances du Nord prêtes à prendre des résolutions vigoureuses.

Conclusio.

Que le traité de neutralité paroissoit donc contraire à l'esprit de ceux qui avoient été signés entre la Prusse et la France, totalement opposé aux intérêts de cette dernière, incompatible avec l'étroite harmonie qui regnoit entre les deux cours, outrageant pour la France par les circonstances dont cet événement avoit été accompagné [1]).

Que Mons. Rouillé ne comprenoit pas le motif que j'avois eu de faire ce traité si extraordinaire et qui s'accordoit si mal avec les intérêts de la Prusse.

Que si la cour de Vienne et de Russie attaquoient la Prusse, l'Angleterre ne pouvoit lui donner les secours que la France pourroit lui faire tenir.

Que comme l'engagement que la Prusse a pris avec l'Angleterre pour empêcher toute troupe étrangère d'entrer en Allemagne étoit plus grand que celui que l'on avoit avec la France, il inférait

1) Im Original wird durch einen kleinen Strich (ohne Zwischenraum) angedeutet, daß nun der zweite die Motive betreffende Punkt folgen soll.

de là qu'il falloit nécessairement que, hors le corps du traité, il y eût des articles separés, parcequ'on avoit tant caché cette démarche à la France, qu'il lui étoit surprenant que m'ayant communiqué tous les projets de la France j'eusse fait ce traité sans la permission de Maître Rouillé, qui y aurait consenti, si on la lui avoit demandé.

II.

Zur dritten Anfrage Klinggräffs.

Friedrichs Bemühungen für den Frieden waren, wie berührt, bei weitem stärker und anhaltender, als es den Anschein hat. Man könnte selbst gegen die in seiner Geschichte vorkommende Behauptung, er habe in der zweiten Antwort der Kaiserin eine Kriegserklärung gesehen, Einspruch erheben. In der That hatte er dem französischen Hofe erklärt, sie so ansehen zu wollen. Dennoch fühlte er sich noch zu einer dritten Anfrage bewogen, die zwar wenig Aussicht darbot, aber doch sehr ernstlich gemeint war. Ich will hier die wenigen darüber vorhandenen Actenstücke zusammenstellen.

1. Eigenhändige Weisung des Königs an Klinggräff vom 26. August 1756.

P. S. Comme je n'ai plus de sûreté ni pour le présent ni pour l'avenir, il ne me reste que la voie des Armes pour dissiper les Complots de mes ennemis. Je marche et je compte de faire dans peu changer d'avis à ceux qui à présent se laissent aveugler par leur fierté et leur orgueil; mais J'ai cependant assez de retenue et de modération pour entendre des propositions d'accommodement, dès que l'on voudra m'en faire, n'ayant ni projets ambitieux, ni désirs de cupidité, les motifs de mes démarches n'étant autres que de justes mesures pour ma sûreté et mon indépendance [1]).

2. Eingabe Klinggräffs vom 2. September 1756.

Mémoire.

Sa Majesté l'Impératrice Reine voudra bien se rappeler que l'article principal du mémoire que le soussigné a eu l'honneur

1) Das Original scheint verloren zu sein; das Staatsarchiv besitzt nur eine Copie; eine andere fand ich in den Papieren Mitchells, aus denen sich

de Lui présenter, par ordre du Roi son maître, le 20[me] du mois passé, a roulé sur la demande, que Sa Majesté le Roi de Prusse s'étoit cru en droit de faire, à Sa dite Majesté Impériale et Royale, savoir une déclaration formelle et catégorique, consistant dans l'assurance:

„Que Sa Majesté l'Impératrice Reine n'avoit aucune in-
„tention d'attaquer Sa Majesté Prussienne, ni cette année
„ci, ni celle qui vient."

Quoique Sa Majesté l'Impératrice Reine n'ait rien touché de cette assurance dans la Réponse qu'Elle a fait remettre au soussigné en date du 21 du mois dernier sur ce mémoire, et qu'ainsi cela n'avoit pas laissé de faire entrevoir à Sa Maj. le roi de Prusse le peu de bonne disposition que Sa Maj. l'Imp. Reine avoit pour Elle, de sorte qu'il ne Lui restoit que le seul parti de prendre les mesures nécessaires pour sa sûreté: Cependant, ce Prince, pour donner des marques claires de son désir pour la conservation de la Paix et de la tranquillité publique, s'étoit déterminé d'ordonner de nouveau au soussigné de revenir encore une troisième fois à la charge, pour demander à Sa Maj. l'Imp. Reine l'assurance en question, savoir:

„Que Sa dite Majesté Impériale et royale n'avoit aucune
„intention d'attaquer Sa Majesté le Roi de Prusse ni cette
„année ci, ni celle qui vient."

Le soussigné a des ordres exprès du Roi son maître de déclarer à Sa Maj. l'Imp. Reine que dès qu'Elle auroit donné nommément et positivement à ce Prince l'assurance qu'il Lui demande, il feroit tout de suite retirer ses troupes, et remettroit toutes choses dans l'Etat où elles doivent être.

C'est donc sur quoi le soussigné attend de Sa Maj. l'Imp. Reine une Réponse sur le pied qu'il a eu l'honneur de le spécifier ci-dessus.

A Vienne ce 2[me] de Septembre 1756.

Klinggraeff.

3. Aus einem Schreiben des Cabinetssecretärs Eichel an Podewils. Torgau, 3. September.

„Es wäre wohl so sehr zu wünschen, als es gar nicht zu hoffen stehet, daß die Kaiserin-Königin noch auf die letztere von dem Herrn

auch das Datum ergiebt. — Das Schreiben Friedrichs an August III. vom 1. September (Geheimnisse des s. C. I. S. 409) wird dadurch erst verständlich.

von Klinggraeff zu thuende und vermuthlich nun schon geschehene declaration, annoch einen billigen Entschluß faßete und diejenige Antwort von sich stellete, so des K. M. nochmals von ihr fordern, indem Höchst dieselbe noch in dem festen Entschlusse seyn und letzthin so zu sagen fast publiquement declarirt haben, daß, wenn solches annoch geschehen und die Kaiserin die verlangte Erklärung thun sollte, so daß des Königs Majestät die desiderirte Sicherheit dabei fänden, Sie noch zur Stelle Halt machen, die Waffen niederlegen und Alles in dem vorigen Ruhestande lassen, auch die wegen der Veranstaltungen zum Kriege gemachte beträchtliche Kosten genereusement sacrificiren wollten.

4. Die Antwort des Staatskanzlers.

Réponse au Mémoire présenté par Mr. de Klinggraeff
le 2me de Septembre 1756.

Mons. de Klinggraeff avait à peine présenté son dernier Mémoire daté du 2me de ce mois, qu'il parvint à Sa Majesté l'Imp. Reine la nouvelle de l'invasion de la Saxe, et du manifeste publié contre Elle en cette occasion.

Après une aggression aussi marquée, il ne saurait donc plus être question d'aucune autre réponse que de celle que Sa Majesté pourra juger à propos de faire en son tems au dit Manifeste, la dernière, qu'Elle a fait remettre à Mr. de Klinggraeff portant tout ce qui a pu être combinable avec Sa dignité [1]) de faire déclarer, et la proposition de laisser convertir en Trêve la Paix subsistante et fondée sur des Traités solemnels n'étant naturellement susceptible d'aucune Déclaration.

C'est ce qu'on a ordre de faire connoître en Réponse à Mr. de Klinggraeff à Vienne le 7me de Septembre 1756.

Le Comte de Kaunitz-Rittberg.

1) Eine in der deutschen Uebersetzung, die wie von der Eingabe, so auch von der Antwort verbreitet wurde (vergl. Aster, Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen S. 66), vollkommen unverständlich gewordene Stelle.

3.
Valori.

In den Memoiren des Marquis de Valori über seine diplomatischen Negociationen findet sich ein Abschnitt: Anecdotes et raisonnement sur le parti que le roi de Prusse a pris du mois d'Août 1756. Eben von Valori könnte man besonders gut begründete Nachrichten erwarten. Denn er war ein alter vertrauter Bekannter des Königs von Preußen; noch vor der Thronbesteigung Friedrichs war er nach Berlin gekommen und bis zum Frieden von Aachen daselbst geblieben. Es giebt nichts Unterrichtenderes, als seine Berichte aus dieser Zeit. Wenn man sie durchliest, ist es, als wenn man mit Friedrich lebte. Sie sind jedoch bei weitem zu voluminös, als daß sie hätten gedruckt werden können.

Die Memoiren, die Valori, nachdem er abberufen worden, über seinen Aufenthalt in Berlin zusammenstellte, und zwar nicht für das Publikum, sondern für seine Kinder oder vielleicht für einen künftigen Historiker, wird man, wiewohl sie nur der schwache Abglanz dessen sind, was seine Berichte in aller Ausführlichkeit und Vergegenwärtigung enthalten, doch immer mit einer gewissen Genugthuung lesen.

Anders verhält es sich mit dem Nachtrage, der unter dem oben angeführten Titel erscheint.

Denn nicht die officielle Stellung macht den Menschen, sondern die Möglichkeit, derselben persönlich gerecht zu werden, was nicht immer von Talent und gutem Willen, sondern meistens von den Umständen abhängt.

In Valori, der die Waffen schon in dem spanischen Erbfolgekriege getragen hatte und von dem Cardinal Fleury in die diplomatischen Geschäfte gezogen worden war, lebten die französischen Feindseligkeiten dieser Epoche nicht allein gegen das Haus Oesterreich, sondern auch gegen England noch fort, sowie das Bewußtsein des föderativen Uebergewichts, das Frankreich an der Spitze der entgegengesetzten Mächte besaß. Er war recht an seinem Platze bei Friedrich, so lange der Bund von 1741, den Valori fast als sein Werk betrachtete, in Geltung blieb.

Seine zweite Gesandtschaft aber trat er in einem Momente an, als dies Verhältniß sich auflöste, ohne daß er hiervon eigentlich genau unterrichtet worden wäre. Indem sich Ludwig XV. mit Entschiedenheit von Preußen lossagte, war sein Gesandter in Berlin, der davon nichts erfuhr, noch immer der Meinung, daß es für beide Theile das

Gerathenste sein würde, an dem bisherigen System festzuhalten. Und es gab hochgestellte Mäner genug in Berlin, welche darin mit ihm übereinstimmten. Die Ereignisse entwickelten sich bald in einem dem geradezu entgegenlaufenden Sinne.

Valori konnte das Vertrauen nicht wieder gewinnen, das er früher bei Friedrich gehabt hatte. Einige Actenstücke von Belang sind ihm mitgetheilt worden: z. B. die Anweisung an Klinggräff zur zweiten Anfrage, wie sie mit den Zusätzen Friedrichs vorliegt, wohlverstanden jedoch ohne die chiffrirte Nachschrift. Sonst sprach Friedrich nicht mehr über Politik mit ihm, ihre Unterhaltung betraf nur gleichgültige, meist militärische Dinge. Mit Mißvergnügen bemerkte Valori, daß Friedrich den englischen Gesandten Mitchell, in welchem er seinen großen Antagonisten sah, bevorzugte.

Aber er besaß auch nicht mehr das Vertrauen seiner eigenen Regierung; die Allianz von Versailles kam ihm selbst sehr unerwartet; er fürchtete nur immer durch Aeußerungen in seiner alten Sinnesweise mit seinem Hofe in Widerspruch zu gerathen und ihn selbst zu verletzen.

An eigentliche Unterhandlung war nicht zu denken: so daß seine Depeschen aus dieser Zeit, sowie seine späteren Aufzeichnungen darüber ohne Interesse sind. Einmal hat ihm der preußische Minister Podewils eine Eröffnung gemacht, die für die Erhaltung des Friedens bedeutend werden konnte; Valori gab dem französischen Ministerium Notiz davon, erhielt jedoch keine Antwort.

Ganz unbemerkt hat doch auch diese Publikation nicht bleiben können, namentlich kommt Eine Notiz darin vor, welche viel Aufsehen gemacht hat.

Wenn Friedrich in seiner zweiten Anfrage in Wien behauptet, es bestehe ein förmliches Bündniß zwischen Rußland und Oesterreich, um ihn anzugreifen — was ohne Zweifel zu viel gesagt war —, so versichert Valori, dies sei durch eine falsche Nachricht des englischen Ministers Williams in St. Petersburg veranlaßt worden; Williams sei von jeher der Feind von Preußen gewesen; er habe seine Meldung in böser Absicht gemacht. Er giebt mit Bestimmtheit an, Williams habe den Vertrag von 1746 vor sich gehabt, ihm das Datum 1756 gegeben und zugleich den defensiven Vertrag in einen offensiven verwandelt.

Das ist nun aber sicherlich unbegründet.

Es ist von jenem dem Wortlaut nach defensiven, seiner Intention nach offensiven Vertrage die Rede, den wir oft erwähnten; Williams

hat ihn schwerlich erst in Petersburg kennen zu lernen gebraucht, da er ja den Engländern zur Accession vorgelegt worden war, welche ihn eben seiner eventuell offensiven Tendenz wegen verwarfen.

Es schwebt noch ein Dunkel über dieser Sache. Wahrscheinlich hat man aus den Vorbereitungen der beiden Kaiserhöfe zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen gegen Preußen und ihren Berathungen darüber auf einen Vertrag zwischen ihnen geschlossen, der in der That nicht vorhanden war [1]). Die Böswilligkeit Williams', die dabei im Spiele gewesen sein soll, gehört in das Reich der Erfindung.

Neben den memoirenartigen Aufzeichnungen Valori's findet sich in der Sammlung noch eine Serie von Depeschen über seine zweite Sendung, die bei der Beschaffenheit seines damaligen Verhältnisses an und für sich von keinem großen Belang sein können, aber doch auch dieses selbst nicht vollkommen darstellen.

Fast der wichtigste Act in Valori's neuer Gesandtschaft besteht in der Ueberreichung des Vertrags von Versailles. In der Meldung welche Finkenstein dem König davon macht, erzählt er, daß der Gesandte sehr verlegen war, als er sie machte; er konnte sein Mißvergnügen nicht recht verbergen; der Minister nahm, wie er sagt, die Miene an, als bemerke er nichts davon, und antwortete dem Marquis mit aller möglichen Unbefangenheit. Valori geht in seinem Berichte über diese Zusammenkunft leicht hinweg; die Antwort des Königs, die er einige Tage später erhalten zu haben behauptet, ist aber doch zu unbedeutend, um vollkommen wahr zu sein. Nach der Weisung des Königs sollte zwar sein Dank für die Mittheilung ausgedrückt werden, aber zugleich der Wunsch, daß der von den beiden Höfen gefaßte Entschluß zu ihrer Zufriedenheit und zur Erhaltung der Ruhe von Europa, an welcher er „Part nehme", ausschlagen möge. Friedrich kannte die geheimen Artikel nicht und hielt nicht für rathsam, darnach zu fragen, weil es doch zu nichts führen würde; aber in den Worten, wie er sie gefaßt hatte, tritt die Besorgniß vor einer ungünstigen Rückwirkung des Vertrags auf den europäischen Frieden unverkennbar hervor. Bei Valori (II, 78) löst sich das Alles in allgemeiner Versicherung der Freundschaft und Friedensliebe auf; darnach hatten die Maßregeln, welche der König von Frankreich

1) Dahin führen auch die Ausdrücke der Refutation S. 149: Le roi avoit eu des avis positifs d'un concert formé contre Sa Majesté. Peu importe qu'on l'appelle alliance offensive ou concert. Les effets n'en sont-ils pas les mêmes?

dafür treffe, daß sein Streit mit England kein europäischer werde, den vollen Beifall Friedrichs — auch er wünscht die allgemeine Ruhe. Es gehört eine besondere Gabe von divinirender Rückübersetzung dazu, um den wirklichen Sinn Friedrichs herauszufinden.

Abgesehen von diesen Mängeln der Abfassung giebt das Verfahren des Herausgebers dieser Depeschen, die ich mit den Originalen in dem französischen Archiv verglichen habe, zu mancherlei Ausstellungen Raum.

In Berlin fiel es auf, mit welcher Rücksichtslosigkeit sich Valori über die Russen ausdrückte, in dem Sinne der bisherigen französischen Politik; er bezeichnete sie als „gueux miserables"; so drückt er sich auch noch in seiner Depesche aus. Es ist charakteristisch für die Epoche der Publication im Jahre 1820, daß man diese Stelle damals gestrichen hat. Im Druck heißt es in der Depesche vom 19. Juni 1756 sehr unverfänglich: la cour de Russie redouble de velléité. Valori hatte geschrieben: la cour de Russie redouble d'arrogance, à mesure qu'elle est plus recherchée, et n'est jamais si souple que quand on affecte de l'estimer à sa juste valeur.

War es das Uebergewicht Rußlands in der europäischen Politik dieser Epoche, was zu dieser höchst ungewöhnlichen Schonung, die doch alle Befugnisse eines Herausgebers überschreitet, geführt hat?

Bei Vergleichung des Buches mit dem Original fielen mir gar manche andere Abweichungen auf, für die ich keinen Grund aufzufinden wüßte; nur eine Stelle will ich noch citiren, wo der vorliegende Druck keinen Sinn giebt, der ursprüngliche Text aber eine bemerkenswerthe Notiz enthält, die dort verloren gegangen ist.

Nach dem Einmarsch in Sachsen sprach man zwar keineswegs davon, daß der König das Land für sich behalten wolle, wohl aber davon, daß er der ernestinischen Linie in Sachsen ihr altes Uebergewicht über die albertinische zurückzugeben gedenke. Valori meint, das werde vielleicht nicht über die Imagination, aber über die Kräfte Friedrichs hinausgehen. Dann heißt es im Druck weiter: on dit qu'il a envoyé le modèle de cette prière, Worte, die, so gefaßt, unverständlich bleiben; in dem ursprünglichen Text heißt es: il a envoyé le modèle de la prière ordonnée et a souligné les paroles „pour notre défense et pour celle de son église". Valori glaubt nicht an die Aechtheit dieser religiösen Anwandlung, doch veranlaßte mich die Erwähnung derselben, das Formular, das demnach unter Mitwirkung des Königs zu Stande gekommen ist, nachzusehen. In dem brandenburgischen Kirchengebet bei eröffnetem Feldzug, das über-

haupt den in den Manifesten des Königs enthaltenen Ideen entspricht, liest man wörtlich: „Segne diesen zu unserm und Deiner Kirche Schutz unternommenen Feldzug mit einem solchen Ausgange, daß dadurch ein ehrlicher und dauerhafter Friede erhalten und des deutschen Vaterlandes Freiheit und Ruhe auf immer in Sicherheit gesetzt werde.“ Ist das nicht, als wäre es von Heute und Gestern? So berührt der damalige Krieg in dem kirchlichen Bewußtsein des Volkes unmittelbar unsere Tage. — Kehren wir aber zu der kritischen Erörterung der Texte zurück.

Von den Briefen des Königs von Preußen an Valori, welche der Herausgeber als vorliegend bezeichnet, hat er dann doch mehrere weggelassen, z. B. die Antwort auf die Nachricht von der Eroberung des Forts St. Philipp; sie ist vom 23. Juli, nachdem Friedrichs erste Anfrage nach Wien abgegangen war; er sagt darin, eine Nachricht vom Frieden, oder doch von Annäherung zu einem solchen, würde ihm lieber gewesen sein.

So vermißt man in dem Abdruck manche zur Sache gehörende, unentbehrliche Notizen, zum Beispiel Seite 127, daß das folgende Schriftstück ursprünglich an Podewils gerichtet war.

Von allen Differenzen zwischen den Originalen und dem Abdruck bei weitem die merkwürdigste bietet die Depesche Rouille's vom 6. August dar.

Es ist das Schreiben, in welchem sich zum ersten Male die französische Feindseligkeit kund giebt. Dem König wird darin ohne Rückhalt gesagt, die Rüstungen der Kaiserin seien nur die Folge der seinigen, während die Auffassung in Berlin die entgegengesetzte war. Man kündigt ihm an, wenn er Oesterreich angreife, so werde Frankreich dieser Macht zu Hülfe kommen müssen. Auch wegen einer Truppenansammlung in der Nähe von Hildesheim wird er sehr ernstlich verwarnt, weil dadurch der Churfürst von Cöln, der Bundesgenosse des Königs von Frankreich, der zugleich Bischof von Hildesheim war, bedroht werde.

So das im Druck vorliegende Schreiben; man erstaunt, wenn man das in den Acten aufbewahrte von demselben Datum vergleicht. Darin ist nur von Cöln, nicht von Hildesheim die Rede; überhaupt athmet es auch einen sehr gemäßigten Ton. Valori wird darin zu der Erklärung ermächtigt: „que les engagements du roi avec la cour de Vienne sont purement défensifs et entièrement conformes aux traités de Westphalie — mais que les Anglois pour réparer la honte des mauvais succès que leur a attirés la guerre injuste qu'ils ont

faite à la France, emploient toute sorte de manoeuvres pour allumer en Allemagne une guerre injuste, que le roi a trop bonne opinion de la pénétration du roi de Prusse pour croire qu'il veuille s'associer à la cause du roi d'Angleterre et se rendre l'instrument des desseins ambitieux des Anglais.

Der Unterschied ist sehr bemerkenswerth. In der ersten Fassung die im Archiv geblieben ist, überwiegt noch die Rücksicht auf England, dem König soll eine sehr gemäßigte Ermahnung zugehen; in der zweiten, welche an Valori abging, tritt die Allianz mit Oesterreich auf das stärkste hervor und der König wird mit einer drohenden Verwarnung behelligt. Die beiden Fassungen drücken die verschiedenen Directionen der französischen Regierung eben in diesen Tagen aus. Die gemäßigte wurde allem Anschein nach zurückgelegt, weil sie den mit Starhemberg getroffenen Verabredungen nicht mehr entsprach.

4.

Duclos.

Von Allem, was über den Ursprung des siebenjährigen Krieges geschrieben worden, das Gelesenste ist die kleine Schrift von Duclos: Histoire des causes de la guerre de 1756.

Noch existirt in Paris der Café Procope, wo sich gegen Ende des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unfern eines besuchten Theaters rührige Schriftsteller versammelten. Dieser Gesellschaft verdankte auch Duclos, ein Bretagner von Geburt, seine literarische und selbst seine gesellschaftliche Ausbildung. Er machte sich in derselben durch eine ungewöhnliche Rücksichtslosigkeit bemerkbar, die auch in seine Schriften überging. Er hat sich in mannigfachen Zweigen der Literatur versucht: er verfaßte Romane und Operntexte, zugleich aber gelehrte Dissertationen und Uebersetzungen alter Autoren. Einen gewissen Ruf verschaffte ihm seine Geschichte Ludwigs XI. Doch läßt sich fast zweifeln, ob sie ganz als sein eignes Werk zu betrachten ist: eine handschriftliche Arbeit von Legrand lag ihm dabei vor; es ist nachgewiesen, daß er derselben in ihrem ganzen Zusammenhange und selbst im Einzelnen folgte. Als literarische Production gewann das Buch durch Freimüthigkeit und Energie des Ausdrucks Beifall, der jedoch nicht allgemein war, da der Autor Voltaire nachzuahmen und nach Effecten zu haschen schien; von politischer Seite erfuhr es sehr entschiedenen Widerspruch, es wurde sogar verboten. Dennoch gelang es Duclos, als Voltaire nach Berlin ging, und da-

durch die Stelle eines Historiographen von Frankreich erledigt wurde, diese zu erhalten, und zwar im Gegensatz gegen Foncemagne, der sie — denn er war ein Mann von wirklicher Gelehrsamkeit — ohne Zweifel mehr verdient hätte. Aber Duclos galt in jener Epoche fast als der bedeutendste unter den schönen Geistern. Er war bereits Mitglied der Académie des Inscriptions und der Académie française; in der letzten, zur Stelle eines secrétaire perpétuel gelangt, übte er einen nicht geringen Einfluß aus; eine und die andere Einrichtung derselben wird auf ihn zurückgeführt.

Sobald er Historiograph geworden, nahm er sich vor, Denkwürdigkeiten Ludwigs XIV. und XV. zu schreiben; doch hat er eigentlich nur eine Geschichte der Regentschaft, die in die letzten Jahre Ludwigs XIV. zurückgreift, dann aber einige Jahre über den Tod des Regenten hinausgeht, zu Stande gebracht. Ganz unbestritten ist seine Originalität auch in diesem Werke nicht; unter Anderem nahm er Vieles aus St. Simon, dessen Memoiren damals noch ungedruckt waren, was er denn auch nicht verschweigt, nur mit der Bemerkung daß er dessen Einseitigkeiten vermieden habe. Er war nicht so orleanistisch wie dieser. Eigenthümlich ist ihm wie jenem das Talent der Sittenschilderung; er ergreift selbst die lächerliche Seite der Ereignisse; er glänzt in der lebendigen Erzählung der Anekdote. St. Simon ist seitdem im vollen Umfang gedruckt worden und hat bei den Franzosen allgemeine Bewunderung gefunden; mit der Tiefe und Wärme seiner Darstellung ist die von Duclos nicht zu vergleichen. Wer nimmt sich noch die Zeit, den Abweichungen, die er für rathsam hielt, nachzuspüren.

Auch über die Regierung Ludwigs XV. wollte Duclos sich vernehmen lassen; aber ihn schreckte, wie leicht zu erklären, die Nähe der Zeit: sehr gut sagt er, er wolle sich weder zu Grunde richten durch Tadel, noch herabwürdigen durch Schmeichelei. Nur Ein Stück aus dieser Regierungsgeschichte hat er abgefaßt, eben das oben bezeichnete; es ist erst lange nach seinem Tode gedruckt worden und hat dann vielen Anklang gefunden. Für manche Erzählungen, die man allgemein annimmt, ist Duclos der einzige Gewährsmann.

Es sind nicht allein die Ursachen des Krieges, mit denen er sich beschäftigt, sondern dessen ganzer Verlauf. „Tel est le tableau raccourci“, sagt er, „de l'origine, du cours et de la fin de la guerre.“ Gleich nach dem Friedensschluß ergriff er die Feder, um, wie er sagt, dieses größte, unglücklichste, demüthigendste Ereigniß der Regierung Ludwigs XV. zu schildern. Er schreibt in der Voraussetzung, daß

er nicht mit der allgemeinen Meinung gehe, daß man ihm mit Lebhaftigkeit und Galle widersprechen werde: aber die Nachwelt werde sehen, daß er ihr Urtheil nur anticipirt habe. Hauptsächlich klagt er die Schwäche der Regierung und die Entzweiung in den höchsten Kreisen an. Hier nun aber nimmt er seiner Lebensstellung gemäß Partei; neben der Herabwürdigung der Uebrigen fällt die Vertheidigung desjenigen auf, der Andern als der Schuldigste erschien, des Abbé, später Ministers und Cardinals, Grafen de Bernis; er war sein College in der Akademie, von einer verwandten literarischen Ader, und sein bester Freund, aber zugleich sehr wirksam in den Geschäften. Man weiß, daß Bernis das Ministerium, zu dem er erhoben wurde, zwei Jahre darauf wieder verlor, und zwar weil er, durch das erlittene Unglück gewitzigt, Friede machen wollte. Duclos schreibt seinen Sturz seiner Entzweiung mit Madame de Pompadour zu, und es mag sein, daß sie nicht unbetheiligt dabei war; aber den größten Antheil daran hatte die Infantin von Parma, Tochter Ludwigs XV., welche die ihr in den Niederlanden in Aussicht gestellten Besitzungen nicht fahren lassen wollte und vielen Einfluß auf ihren Vater, den König ausübte. Aus den Memoiren von Argenson entnimmt man, daß der Plan, ihre Tochter Isabella mit dem Erzherzog Joseph, späteren Kaiser, zu vermählen, bei der Allianz der beiden Höfe überhaupt von Bedeutung gewesen ist: die Gegner klagten, daß das Interesse des Staates dem der Familie aufgeopfert werde. Wenn dies Verhältniß beim Abschluß des Tractats von Versailles wirksam gewesen war, so wurde es für die Festhaltung desselben entscheidend. Dazu kam die Lage der allgemeinen Angelegenheiten. Bernis war durch die Unglücksfälle der Franzosen niedergeschlagen und zu Friedensanträgen gestimmt. Die Kaiserin Maria Theresia dagegen war durch die glücklichen Erfolge ihrer Waffen, den Entsatz von Olmütz, den Sieg bei Hochkirch, zu großen Hoffnungen entflammt, und da dann die Czarina erklärte, bis auf den letzten Mann und den letzten Pfennig bei der Kaiserin aushalten zu wollen, so ward es nicht schwer, Ludwig XV. zu einer ähnlichen Erklärung zu vermögen. Von alledem schweigt Duclos; bei ihm wird die Sache durch die Entfremdung der Frau von Pompadour von Bernis entschieden.

Wenn nun dennoch, um auf den Anfang der Unterhandlungen zurückzukommen, bei diesen der Abbe und die Dame Hand in Hand gingen: wie läßt sich das mit ihrer spätern Entfremdung vereinbaren? Duclos behauptet, der Abbé, Graf Bernis, sei von Anfang an nicht

der Meinung der Frau von Pompadour gewesen: er habe ihr Vorstellung gegen die Veränderung des Systems gemacht und ihr sogar den Rath gegeben, sich der Einmischung in die politischen Angelegenheiten zu enthalten [1]). Er erzählt, Frau von Pompadour habe der Verwendung des Abbé in dieser Sache von Anfang an widerstrebt; nur auf den ausdrücklichsten Wunsch des Königs sei derselbe zum Vermittler zwischen Frankreich und Oesterreich bestimmt worden. Wenn man nun fragt, wodurch Frau von Pompadour ihrerseits bewogen worden sei, sich so entschieden für Oesterreich zu erklären: so versichert Duclos, daß das lediglich in Folge einer intimen Annäherung der Kaiserin geschehen sei. Ungern, aber auf das Andringen ihres Ministers habe sie sich entschlossen, an die Marquise zu schreiben, und zwar in einem Ton, als würde sie von ihr als eine gute Freundin oder selbst als Ihresgleichen betrachtet. Il en obtint un billet flatteur pour Madame de Pompadour, à qui le comte de Staremberg s'empressa de le rendre.

Duclos hat diese Erzählung nicht erfunden; in derselben oder einer einer ähnlichen Fassung kehrt sie öfter wieder, zum Beispiel bei Valori; sie ist damals von Mund zu Mund gegangen. Die früheste Erwähnung findet sich in einem Schreiben des englischen Gesandten Stanley an William Pitt vom 20. August 1761 [2]).

In Folge der friedlichen Eröffnungen des Herzogs von Choiseul, der damals an der Spitze des französischen Ministeriums stand, war Stanley nach Frankreich geschickt worden, um die Unterhandlung darüber zu führen. Choiseul empfing ihn auf das Freundlichste und behandelte ihn mit Vertraulichkeit. Im Laufe der Discussion äußerte er nicht selten, er sei nicht Schuld an dem Kriege, besonders nicht, inwiefern er in Deutschland geführt würde; das sei allein ein Werk der Frau von Pompadour und des Cardinals, früher Abbé Bernis; seine Ansichten seien ganz entgegengesetzte. Choiseul war nicht ohne das Fürwort der mächtigen Dame zu seiner Stellung gelangt, suchte sich aber von ihrem Einfluß loszureißen. Der Herzog und seine von ihm unzertrennliche Schwester verhinderten Stanley, der Marquise

1) Le Comte de Bernis finit par l'exhorter à continuer de plaire à son amant, à l'amuser, à ne lui point montrer d'humeur, et surtout à éviter les affaires, qui pouvaient la perdre, en la rendant odieuse à la nation.

2) Bei Francis Thackeray history of the right honorable William Pitt, earl of Chatam. II. S. 597.

näher zu treten, die ihrerseits noch immer in dem intimsten Verhältniß zu Starhemberg und dem spanischen Gesandten Grimaldi stand, welche die mit England angeknüpften Unterhandlungen überaus ungern sahen. In dieser Lage wurde nun Stanley unterrichtet, und zwar als enthülle man ihm ein Geheimniß, daß die Allianz mit Oesterreich unter der Direction der Marquise geschlossen sei; die Kaiserin schreibe ihr Briefe, in welchen sie dieselbe mit der Anrede „ma cousine“ beehre; dem darauf bezüglichen Vorschlag des Staatskanzlers sei von der Kaiserin keine besondere Schwierigkeit entgegengesetzt worden, „habe sie doch einst über sich gewonnen, auch Farinelli zu schmeicheln“. — Am französischen Hofe hatte sich in Folge der nachtheiligen Kriegsereignisse eine antiösterreichische Partei gebildet, in der man sich diese Anekdote erzählte.

Aber vergebens hat man bisher in den Archiven nach einer Spur dieser Correspondenz — denn Frau von Pompadour würde doch ohne Zweifel geantwortet haben — geforscht. Und die näheren Umstände, die Duclos meldet, entprechen den Thatsachen nicht. Nicht durch ein Billet der Kaiserin, sondern durch einen Brief des Staatskanzlers wurde Starhemberg bei Frau von Pompadour eingeführt. Aber vor Allem: ein eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's an die Churfürstin Marie Antonie von Sachsen liegt vor, worin sie ausdrücklich in Abrede stellt: an die Pompadour geschrieben zu haben. Wir dürfen wohl nicht versäumen, ihre Zeilen, wie sie aus dem sächsischen Archiv bekannt geworden sind [1]), zu wiederholen und der Umstände zu gedenken, unter denen sie geschrieben sind.

Maria Antonie, Tochter des Churfürsten Carl Albert von Baiern, welcher der Kaiser der Opposition gegen das Haus Oesterreich wurde, stand doch auch mit diesem selbst in naher Beziehung; ihre Mutter war eine Tochter Kaiser Josephs I., des Oheims Maria Theresia's. Antonie vermählte sich mit dem Churprinzen Friedrich Christian von Sachsen, und gewann in diesem Verhältniß großen Einfluß auf die innere Regierung dieses Landes; auch über den Frieden von Hubertusburg stand sie in Correspondenz mit Maria Theresia. Als nun ihr Schwiegervater August III., König von Polen und Churfürst von Sachsen, am 5. October 1763 starb, wurde sie von dem Ehrgeiz ergriffen, die Nachfolge in Polen für ihren Gemahl Friedrich Christian

1) C. v. Weber, Maria Antonia Walpurgis, Churfürstin von Sachsen (als Manuscript gedruckt) I. S. 144.

anzubahnen; sie wandte sich deshalb an die beiden befreundeten Höfe von Versailles und Wien.

Sie schrieb darüber an die Kaiserin Maria Theresia, die in der Hauptabsicht mit ihr einverstanden war, und brachte dabei deren Verhältniß zum französischen Hofe zur Sprache. Die Kaiserin rieth ihr überhaupt, in der Sache nicht zu rasch vorzugehen, gab ihr aber die Versicherung, daß sie an dem französischen Hofe keinen Widerstand finden werde. Maria Antonia, deren Brief nicht vorliegt, muß dabei auch die Beziehungen der Kaiserin zur Frau von Pompadour, wovon man sich viel erzählte, erwähnt haben. Die Kaiserin antwortet ihr, daß sich das nicht so verhalte, wie sie annehme.

Vous vous trompez si vous croyez que nous avonts jamais eut des liaisons avec la pompadour, jamais une lettre, ni que notre ministre aye passée par son canal, ils ont dut lui faire la cour comme tout les autres, mais jamais aucune intimité. Ce canal n'auroit pas convenut, je lui ais fais un present plutot galant que magnifique l'année 1756 et avec la permition du roy, je ne la crois pas capable d'en accepter autrement [1]).

Man muß nun wohl zugestehen, daß diese Worte viel zu viel sagen. Denn es ist sehr gewiß, daß die Dame allerdings die Vermittlerin der Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich gewesen ist. Starhemberg hat durch sie dem König die ersten Eröffnungen machen lassen; er erklärt später ihre Vermittelung für höchst wirksam und unentbehrlich. Kaunitz hat ihr mehr als einmal geschrieben. Darüber, was man den Hof machen nennt, gingen beide weit hinaus. Der Kaiserin könnte das vielleicht im Laufe der Geschäfte entfallen sein. Aber daß sie ihr nicht selbst geschrieben hat, muß man nach ihrer positiven Versicherung unbedingt annehmen.

In dem politischen Verhältniß macht das keinen sonderlichen Unterschied; nicht die Kaiserin, aber der Staatskanzler hatte der Marquise geschrieben. Mit Wahrscheinlichkeit hat man angenommen, daß das Gerücht, welches zu vergrößern liebt, den Brief des Staatskanzlers in einen Brief der Kaiserin verwandelt habe.

Duclos war durch Bernis mit diesen Vorgängen im Allgemeinen bekannt, genau aber war seine Information nicht. Wenn er erzählt,

1) Nach den Mittheilungen bei Arneth Maria Theresia und der siebenjährige Krieg I, 153, 451 wurde das Geschenk im Jahre 1758 gemacht, die Marquise hat dafür in den submissesten Ausdrücken der Kaiserin gedankt. S. 541. Note 666.

man habe in Wien ursprünglich daran gedacht, sich an den Prinzen von Conti zu wenden und auf den Rath von Kaunitz die Pompadour vorgezogen: so ist das nicht richtig. Von Conti ist allerdings die Rede gewesen. Die Wahl zwischen demselben aber und der Favorite wurde dem Gesandten überlassen: on donna au comte de Staremberg le choix de s'adresser au prince ou à la marquise. Il se détermina pour la favorite et l'événement justifia son choix. So heißt es in dem mémoire du comte Kaunitz sur la négociation du traité secret sur l'alliance avec la France 1756. Recht leidig für den Forscher sind Autoren, welche einen Theil der Wahrheit kennen, aber ihn mit Hörensagen vermischen und dem Falschen durch das Wahre Glauben verschaffen.

Am meisten lag Duclos, wie bemerkt, daran, seinen Freund Bernis von der Schuld, die österreichischen Verträge zu Stande gebracht zu haben, die ihm Jedermann beimaß, reinzuwaschen. Dieser Versuch ist aber ein unglücklicher. Wenn gleich Bernis später das Interesse Oesterreichs von dem französischen zu trennen suchte, so ist es doch unleugbar, daß er zu dem Bundesverhältniß, das man die Allianz von Versailles nennt, das meiste beigetragen hat. Am 8. Januar 1756 berichtet Starhemberg: „l'abbé de Bernis désire fort de rester chargé de la négociation". Er fügt hinzu, derselbe sei sogar eifersüchtig die Sache allein in der Hand zu behalten; er wünsche seine Abreise nach Madrid verschoben zu sehen bis zum Abschluß der Unterhandlungen (que la négociation soit entièrement terminée). Er war es, — wie wir wissen, — der derselben im Februar und März 1756 die entscheidende Wendung gab. Wie sich das Verhältniß dann herausstellte, zeigen die folgenden Worte Starhemberg's: „La négociation ne pourrait guère être amenée à sa fin, si elle passe en d'autres mains que celles de l'abbé Bernis, qui par le moyen de Madame de Pompadour possède toute la confiance du roi, qui est homme d'esprit juste très au fait des intérêts des princes et très-intéressé personellement à la réussite de notre affaire, qu'il regarde comme son propre ouvrage." Augenscheinlich ist, daß die Rechtfertigung von Bernis, welche Duclos versucht, wäre sie gegründet, ihn als den elendesten aller Minister brandmarken würde; er würde sich dazu hergegeben haben, eine von ihm gemißbilligte Sache mit allem Eifer des Urhebers durchzuführen. Auch in seinen deutschen Berichten meldet Starhemberg, Bernis sei der „favorabelste" von allen; er allein kenne den Sinn des Königs. Zwischen diesen drei Per-

sönlichkeiten, dem König, Frau von Pompadour und Bernis wurde alles verabredet.

Der damalige gesellschaftliche Zustand brachte es mit sich, daß Jedermann an der Politik Theil nahm, von den Deliberationen des Conseils erfuhr, Mittheilungen machte, die voll von Geist sein mochten, aber nur nicht exact waren. Diese sind dann von den Schriftstellern aufgenommen und unter Anderen auch von Duclos wiederholt worden. Eine Frage, welche Alle beschäftigte, war damals, ob Frankreich den Krieg nur zur See oder auch zu Lande führen würde. Man nahm an, daß der Kriegsminister Argenson für den Landkrieg sei — denn er werde dadurch mächtiger werden, — der Marineminister Machault aus demselben Grunde für den Seekrieg. Duclos giebt dann an, man habe sich für den Seekrieg entschieden: en se fixant à la guerre de mer. Richtig aber ist diese Behauptung nicht. Im Begriff nach Berlin zu gehen, fragte der Herzog von Nivernois, der davon gehört hatte, deshalb bei dem Minister Rouillé an. Dieser antwortete, im Gegentheil behalte sich der König vor, seine Feinde, die Engländer, allenthalben aufzusuchen — zu See und zu Lande. Wir wissen, wie die gefaßte oder doch für die Zukunft vorbehaltene Absicht, Hannover anzugreifen, zu den entscheidenden Motiven, die zu dem Bunde mit Oesterreich geführt haben, gehörte.

Aus allem Dem ergiebt sich, daß die Schrift von Duclos gerade in den wesentlichen Dingen, die man aus ihr entnommen hat, kein Vertrauen verdient. Man wird sie jedoch nicht geradezu bei Seite legen dürfen. Man hört immer einen geistvollen und patriotisch gesinnten Mann reden, der im Allgemeinen unterrichtet ist, aber von dem Ausgange des Krieges betroffen, die Ursachen desselben lediglich in einem persönlichen, an sich verwerflichen Verhältnisse sucht und ihn von ganzem Herzen verdammt. Insofern ist die kleine Schrift von vieler Bedeutung. Sie verräth eine Stimmung der Opposition gegen den Hof und die Regierung Ludwigs XV., welche schon in jenem Augenblick nicht so vereinzelt war, wie Duclos meint, später aber die allgemeine geworden ist. Duclos gab ihr zuerst beredten Ausdruck.

Ansicht des siebenjährigen Krieges.

Der Erste, der sich über die Geschichte des siebenjährigen Krieges vernehmen ließ, war Henry Lloyd, ein Mann von universalem Geiste und in jedem Zweige, den er ergriff, von durchgreifender Tendenz. Er gehört zu den namhaftesten Theoretikern der Kriegskunst. Seine praktische Schule hat er vornehmlich in der österreichischen Armee zur Seite Lacy's gemacht, der damals Generalquartiermeister der Armee war. Später, denn er liebte den Wechsel des Aufenthaltes und der Partei, hat er dem Herzog Ferdinand von Braunschweig in den niederdeutschen Feldzügen zur Seite gestanden. Die Kriegsgeschichte betrachtete er als einen Theil der militärischen Wissenschaft und forderte für sie eine andere Bearbeitung als die, welche ihr von den Historikern gewöhnlich zu Theil werde; sie könne nur von solchen geschrieben werden, die etwas vom Kriege verstehen, und unter den Waffen gelebt haben; er führt dafür einige Muster aus dem Alterthum an, wie Xenophon und Cäsar. In diesem Sinne hat er die beiden ersten Jahre des Krieges beschrieben. Er begleitete die Unternehmungen Friedrichs zugleich mit Anerkennung und kritischer Würdigung[1]). Er schlug damit den Ton an, in welchem dann diese Geschichte vornehmlich behandelt worden ist. Das Buch wurde von Tempelhof, ebenfalls einem Theoretiker in der Praxis, einem der ersten Lehrer der preußischen Armee, für diese, so weit es reicht, ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen, hauptsächlich aber fortgesetzt und vollendet. Es ist die Grundlage aller folgenden Arbeiten geworden. Eine spätere, von einem anderen Lehrer der Armee, dem General Müffling, ausgegangene Bearbei-

1) History of the late war in Germany, zuerst 1766, in umgearbeiteter Ausgabe 1781. Mit Begierde schlug ich den in der Militärischen Monatsschrift, Berlin 1785, Bd. 2 S. 202, enthaltenen Aufsatz über Lloyd nach. Er ist über die allgemeinen wissenschaftlichen Bestrebungen des Mannes unterrichtend; über den militärischen Charakter seiner Schriften sehr mangelhaft. In Frankreich hat Lloyd immer große Beachtung gefunden; seine Ansichten über die militärischen Grenzen von Frankreich sind bei den Discussionen über die neuen Bestimmungen derselben, im Jahre 1795, in die Debatte gezogen worden. Er erscheint als un des premiers écrivains sur l'art de la guerre.

tung dieses Stoffes hält den militärisch=theoretischen Standpunkt fast noch entschiedener inne; zugleich hat sie um die Kunde der Kriegsereignisse ein ungemeines Verdienst. Und der Natur der Sache mußte das wohl entsprechen. Auch der große König, dessen Schrift über den siebenjährigen Krieg unmittelbar nach dem Frieden entstanden, aber erst nach seinem Tode publicirt worden ist, hält darin die strategisch=militärischen Gesichtspunkte fest, zum Unterricht der künftigen Geschlechter für ähnliche Fälle. Ihn und seine Handlungen hat dann wieder einer der größten Strategen aller Zeiten, Napoleon, einer Kritik unterworfen. Wie vieles Andere aber ist seitdem für oder wider Friedrich über jeden Moment dieses Krieges geschrieben worden. Es giebt wohl überhaupt keinen Krieg, der soviel ausgezeichnete Federn beschäftigt hätte, als der siebenjährige. Auf den Widerstreit der Ansichten, die hiebei hervorgetreten sind, einzugehen, kann mir nicht in den Sinn kommen. Ich bekenne vielmehr, daß grade der überwiegend militärische Charakter des Ereignisses mich bisher abgehalten hat, demselben eine besondere Arbeit zu widmen. Aber ganz unterlassen durfte ich das doch nicht. Ich mußte den Gang der großen Begebenheit zu begreifen suchen, die für die Geschichte des preußischen Staates entscheidend geworden ist und die Vergangenheit desselben mit seiner Zukunft verknüpfte. Nachdem ich den Ursprung des Krieges und die Intentionen der europäischen Mächte, die ihn hervorriefen, zu erforschen versucht hatte, lag es mir ob, die politischen Umstände, die in dem Laufe der Kriegsjahre keineswegs allezeit dieselben blieben, und den Einfluß, den sie ausgeübt haben, wenn auch nur in den allgemeinsten Grundzügen vorzuführen. Davon war auch die Kriegführung wieder abhängig; die Bataillen selbst sind gleichsam unter verschiedenen politischen Horizonten geschlagen worden. Und bei dieser Betrachtung gewinnt auch die große Gestalt des Königs, der den Kampf für seinen Staat bestand, an Faßlichkeit sowohl wie an intensiver moralischer Bedeutung. Den umfassenden Arbeiten Anderer zur Seite gönne man dieser kleinen Abhandlung, die nur ein Versuch ist, auch einen Platz.

I.
Invasion in Sachsen.

In Wien wußte man sehr wohl, was man that, als man die letzte Anfrage des Königs, ob er in diesem und im nächsten Jahre keine Feindseligkeiten zu erwarten brauche, zurückwies oder eigentlich sie zu beantworten verweigerte. In der Conferenz der österreichischen Minister ist die Meinung geäußert worden, daß dem König eine Antwort gegeben werden möge, die ihn beruhigen könne [1]). Der Grund war ein doppelter: der eine, daß Oesterreich nicht im Stande sein werde, dem Angriff, der sich so eben drohend entwickelte, zu widerstehen, der andere, daß man des Beistandes von Rußland und von Frankreich noch sicherer sein müßte, um den Kampf aufzunehmen. Diese Ansicht war doch so stark vertreten, daß der Staatskanzler bei der Kaiserin anfragte, ob er einen Antwortsentwurf in dem ablehnenden Sinne, über den er mit der Kaiserin bereits einverstanden war, oder nach dem Vorschlag der Minister, die eine beruhigende Erklärung für rathsamer hielten, vorlegen sollte. Er selbst hatte keinen Zweifel darüber. In der Conferenz hatte er bemerkt, daß grade die nunmehr erfolgte Offensive des Königs von Preußen die Verbündeten bestimmen werde, die versprochene Hülfe zu leisten. Ohne Verzug, eigenhändig sprach ihm die Kaiserin ihre Beistimmung zu seiner Ansicht aus. Bei der Nachricht von den preußischen Bewegungen war sie von dem Landaufenthalt an den mährisch-ungarischen Grenzen herbeigeeilt, um die Kriegsrüstungen und die finanziellen Vorbereitungen, die nun erforderlich wurden, mit vollem Eifer zu leiten.

Wenn nun aber der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen hierdurch unvermeidlich wurde, so war die vornehmste aller Fragen, in welches Verhältniß das Kurfürstenthum Sachsen, welches beide schied

1) Ich knüpfe an die vorausgegangene Abhandlung über den Ursprung des siebenjährigen Krieges S. 63 ff. an. Obige Notiz entnahm ich aus Arneth, ohne dessen Publikation „Maria Theresia und der siebenjährige Krieg" diese kleine Abhandlung überhaupt nicht hätte geschrieben werden können.

und begrenzte, zu demselben treten werde. Die Absicht Friedrichs war, unaufgehalten durch Sachsen nach Böhmen vorzurücken, wo ihm die Truppen aus Schlesien begegnen sollten. Es hat eine gewisse Wahrheit, wenn er sagt, es thue ihm leid, seinen Weg durch das Kurfürstenthum nehmen zu müssen. Allein so ganz unvorbereitet, wie er meinte, fand er die Sachsen doch nicht. Bei den diplomatischen Verwicklungen, die eine bevorstehende Krisis ankündigten, noch entschiedener bei den Nachrichten von den Kriegsvorbereitungen des Königs von Preußen, hatte der sächsische Generalfeldmarschall Graf Rutowski, Halbbruder des Kurfürsten von Sachsen, Königs von Polen August III., die Nothwendigkeit betont, in welcher Sachsen sei, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen. In einem ausführlichen Gutachten vom 19. August wird jeder Gedanke, einen Vergleich mit dem König von Preußen zu treffen, abgewiesen: man würde dadurch ganz in die Hände desselben gerathen. Die Zerstreuung, in der sich die sächsische Armee befinde, komme einer Entwaffnung gleich. Würde die Armee dagegen unverzüglich zusammengezogen, wozu bereits ein Lager bei Pirna abgesteckt wurde, so werde man sich bei den verbündeten Mächten ein Verdienst erwerben. Sachsen müsse durch seinen Widerstand dem allgemeinen Feinde Abbruch thun; Sachsen werde dadurch an der Ueberwindung Friedrichs theilnehmen. Die Ueberwinder würden später das nicht allein mit Schadloshaltung für die erlittenen Verluste belohnen, ja sie würden auf die Erhebung Sachsens denken müssen. Einleuchtend ist, daß es nicht allein das Bedürfniß der Vertheidigung gegen das Eindringen des Königs von Preußen war, sondern fast noch mehr die Theilnahme an der allgemeinen Feindseligkeit, wodurch die sächsische Armee veranlaßt wurde, ein befestigtes Lager zu beziehen. Mit Absicht und Bewußtsein stellte sich Sachsen als die Vorhut der Verbündeten auf. Friedrich war soeben über die Elbe gegangen, als ein sächsischer General in seinem Hauptquartier zu Pretzsch erschien — es war ein Irländer O'Meagher, Commandeur der Schweizer-Leibgarde, die jedoch hauptsächlich aus Irländern bestand. In der Audienz, die er am 1. September bei Friedrich hatte, erwähnte er die freundschaftlichen Verhältnisse, welche durch die Friedensschlüsse zwischen Preußen und Sachsen begründet worden: „Aber seitdem?“ fragte der König mit ironischer Bitterkeit. In einem ausführlichen Schreiben an August III. setzte Friedrich die Motive seines Unternehmens auseinander. Man verstand das so, als habe er den König August ersucht, sich ihm anzuschließen, obgleich in den Worten nur eigentlich

liegt, daß er, wenn der Krieg sich nicht vermeiden lasse, für die Interessen des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, sowie für dessen Familie Sorge tragen werde. Allein die Aufstellung der sächsischen Truppen in dem bewaffneten Lager ließ eine einfache Verständigung nicht zu. In frischem Gedächtniß waren König Friedrich die Wechselfälle des letzten Krieges. Im Jahre 1744 war er in Böhmen eingedrungen, ohne Sachsens Meister zu sein; er hatte sich damals mit dem bloßen Durchzug begnügt, von dem man wohl gesagt hat, er sei mit der Ordnung einer Schaar von Kapuzinern ausgeführt worden. Dadurch aber war er, sobald die Umstände ungünstig wurden, in eine Verlegenheit gekommen, die seinen Rückzug aus Böhmen zu einer unglücklichen Nothwendigkeit machte. Jetzt erklärte er, daß er eine solche Armee, wie die sächsische, nicht in seinem Rücken lassen dürfe, daß er vor Allem des Elbstroms vollkommen Meister sein müsse. Bei einer ruhigen Betrachtung dürfte man wohl fragen, ob es für Sachsen nicht das Rathsamste gewesen wäre, sich mit dem Könige von Preußen zu vergleichen, sowie für Oesterreich dem König die beruhigende Erklärung zu geben, die er verlangte, wenn er sein Schwert wieder in die Scheide stecken solle. Sowie aber Oesterreich den Fehdehandschuh aufnahm, war auch für Sachsen an keine friedliche Abkunft zu denken. Die unmittelbaren und territorialen Interessen der beiden Staaten waren es doch nicht, was sie zu ihrer feindseligen Haltung gegen den König vermochte. Es war vielmehr die große europäische Combination, welche die Hoffnung in ihnen erweckte, des verhaßten Gegners Meister zu werden. Sachsen stand nicht allein durch Oesterreich, sondern an und für sich in enger Verbindung mit Frankreich und mit Rußland. Wir haben ein Schreiben des Grafen Brühl vom 7. September, in dem ein vollkommenes Bewußtsein dieser Lage hervortritt. Er spricht den dringenden Wunsch aus, daß sich die österreichische Armee mit der sächsischen vereinige, der deutsche Reichstag gegen den großen Landfriedensbruch aufgerufen, besonders die Hülfe von Rußland und Frankreich baldmöglichst in Bewegung gesetzt werde. Es werde aber, so sagt der sächsische Minister, König Friedrich nicht sehr kümmern, wenn er die Franzosen in Cleve, die Russen in Pommern eindringen sehe. Um etwas auszurichten, müßten die Franzosen bis Magdeburg, die Russen bis Frankfurt a. O. vordringen[1]). Er

1) Brühl's Brief, Geheimnisse des sächsischen Cabinets II. 9.

schrieb dies aus dem Lager von Pirna, das soeben bezogen wurde, und gegen welches die Preußen von allen Seiten heranrückten. Zu ihrer Abwehr nahm man die unmittelbare Hülfe von Oesterreich in Anspruch.

Zwischen Oesterreich und Sachsen waltete jedoch kein vollkommenes Einverständniß ob. Wenn die Sachsen, bei denen ursprünglich die Idee gefaßt worden war, mit der ganzen Armee nach Böhmen zu gehen, es dann doch vorgezogen hatten, sich in einem festen Lager bei Pirna aufzustellen, so mißfiel das in Wien. Man meinte darin den Gedanken wahrzunehmen, wenn es nöthig sei, mit Preußen eine Abkunft zu treffen [1]). Auch eine Vereinigung der österreichischen Armee mit der sächsischen in Sachsen lehnte der Wiener Hof ab, weil dadurch Böhmen und Mähren gefährdet würden; nur dahin sollte der österreichische Feldmarschall wirken, daß den Sachsen der Uebergang nach Böhmen erleichtert werde.

Auf die Sachsen machte die Weigerung des kaiserlichen Hofes, ihnen zu Hülfe zu kommen, einen entmuthigenden Eindruck. Man dürfte nicht wiederholen, was oft gesagt worden ist, daß es ihnen die Annäherung des preußischen Heeres unmöglich gemacht habe, nach Böhmen überzutreten; aus einer späteren Erklärung ergiebt sich, daß auch ihre Nachhut noch immer drei Märsche vor den Preußen vorausgehabt haben würde. Aber sie trugen Bedenken, wie das in dem Kriegsrath vom 10. September ausdrücklich ausgesprochen worden ist, ihr Land zu verlassen: sie würden dann ganz und gar in die Hände von Oesterreich gerathen sein, während sie doch eine einigermaßen selbständige Stelle in der Allianz einzunehmen dachten. Noch hofften sie, König Friedrich werde sich mit einer Neutralitätserklärung begnügen. Aber wir wissen, wie so ganz entschieden Friedrich dagegen war. Er wollte, wie er sagt, den Fehler nicht wiederholen, den er in dem letzten Kriege begangen und für den er schwer gebüßt habe. Er machte jetzt wirklich den Antrag, daß sich König August mit ihm verbinden möge. Sei er in seinem Unternehmen glücklich, so werde er dem König beweisen, daß er dessen Interessen so hoch anschlage, als seine eigenen. „Ich spiele ein großes Spiel", sagte er, denn der Erfolg der Waffen wechselt von Tag zu Tag, „würde ich einen Unfall erleiden, so würde ich in den Sachsen Feinde im Rücken haben." [2]) Wenn man

1) Arneth I. 13.

2) Aus Arnim, Détail de ce qui s'est dit pendant l'audience que j'ai eue le 15 septembre de S. M. le Roi de Prusse. Geheimnisse des sächsischen Cabinets II. 93 ff.

nun aber fragt, wie er sich das gegen eine solche Eventualität zu schließende Bundesverhältniß eigentlich dachte, so trat er mit einem sehr unerwarteten Gedanken hervor. Ein Traktat mit dem König August hätte ihm nicht genügt: denn ein solcher hätte gebrochen werden können. Er forderte geradezu, daß die sächsische Armee auch ihm einen Eid leiste. Der sächsische General, der mit ihm unterhandelte, gab ihm über diese Anmuthung das äußerste Erstaunen zu erkennen; sie sei ganz ohne Beispiel. „Wenn dem so ist", sagte der König, „thun wir es zum ersten Mal. Mich verlangt danach, original zu sein." Nimmermehr aber konnte August III. einem Antrag auf eine Verbindung dieser Art, die seine Kriegsmacht an die Partei, der er bisher entgegengearbeitet hatte, unauflöslich geknüpft und seiner Selbständigkeit ein Ende gemacht haben würde, Gehör geben. Er hat damals seine Regimenter in Polen zu den österreichischen stoßen lassen; sie erscheinen hernach beständig zur Seite der Oesterreicher. Er war auf den Königstein gegangen; aus seiner bedrängten Lage, so nahe den böhmischen Grenzen, zweifelte er nicht durch die Theilnahme der Oesterreicher gerettet zu werden. Die Absicht wurde nunmehr in der That gefaßt, die Armee, die in ihrer Naturfestung [1]), aber von aller Zufuhr entblößt, sich nicht behaupten konnte, nach Böhmen rücken zu lassen. Zwischen dem österreichischen Feldmarschall Browne und dem Minister Brühl wurde ein Plan zu dieser Conjunction verabredet, in dessen Folge Browne sich den böhmisch-sächsischen Grenzen näherte. Nicht um eine Entscheidung des Schicksals herauszufordern, sondern nur um diese Verbindung zu hindern, ging ein Theil der preußischen Armee, an ihrer Spitze der König selbst, den Oesterreichern entgegen. Indem diese gegen die Anhöhen vorrückten, von denen er herabstieg, fand ein blutiger Zusammenstoß statt (Lobositz, 1. October), bei welchem es den Preußen gelang, das Schlachtfeld zu behaupten [2]). Sie schossen ihr

1) La nature s'était complu, dans ce terrain bizarre, à former une espèce de forteresse. Oeuvres IV. 83.

2) Nach dem ersten Berichte, welchen ein noch von dem Schlachtfeld an die Königin-Mutter abgesandter Offizier nach Berlin brachte, wäre der König von den Oesterreichern angegriffen worden. Eine ähnliche Auffassung scheint auch Napoleon (Mémoires V, 141) gehabt zu haben. Bei dem österreichischen Veteran (II, 236) aber sieht man, daß die von dem König occupirten Höhen doch nicht eigentlich angegriffen sind. Die Oesterreicher hatten dieselben zu besetzen vernachlässigt. Eben mit den Truppen, die dies hätten thun sollen, gerieth Friedrich ins Gefecht. Indem Browne dieselben unterstützte, kam es zur Schlacht.

Victoria, wie in den früheren Kriegen; aber die Oesterreicher hatten besser Stand gehalten. Browne begab sich nach seinem früheren Lager zurück: den Sachsen gab er noch einmal die Versicherung, ungefähr in der Zeit, die schon früher bestimmt war, in ihrer Nähe zu erscheinen, um die Verbindung auch jetzt noch zu vollziehen. Den 11. October rückte er in der That in die Nähe; auch die Sachsen setzten sich von ihrem Lager aus in Bewegung. Allein weder auf der einen noch auf der andern Seite entwickelte man die Entschlossenheit, die dazu gehört hätte, um das schwierige Vorhaben durchzuführen. Dem österreichischen General stellten sich die Preußen in den Weg, er kam nur bis Lichtenhain, noch zwei Meilen von den Sachsen. Diese, die sich zu einem Versuch, die preußischen Redouten zu durchbrechen, bereit erklärt hatten, bemerkten doch, daß dies nur mit der äußersten Gefahr geschehen könne, und wenn es auch gelinge, ihnen noch lange nicht den Rückhalt der Oesterreicher verschaffen werde, dessen sie bedürften. Sie hielten inne und thaten den im versammelten Kriegsrath gefaßten Beschluß, daß es unmöglich sei, ihrem König kund. August III. war erstaunt, daß seine Truppen den Angriff nicht vollzogen, den er anbefahl: „Wollen sie nicht fechten, oder haben sie nicht den Muth dazu?" fragte er. Indem er sie nochmals aufforderte vorzugehen, führte er ihnen zu Gemüthe: sie würden sonst bewirken, daß er von seinem Verbündeten verlassen und von seinem grausamsten Feind mißhandelt werde. Allein wiederholte Vorstellungen überzeugten ihn zuletzt, daß das, was er verlange, in der That unausführbar sei; dann faßte er den Entschluß, sich seine Stellung als freier König vorzubehalten, Alles aber, was in der gegenwärtigen Lage nothwendig wäre, der Verfügung Rutowski's anheimzugeben [1]).

Es blieb nichts übrig als die Capitulation. Eine Randbemerkung Friedrichs zu dem Entwurf derselben zeigt, daß er die Hoffnung gehegt hatte, August III. werde ihm seine Armee überlassen. Soweit war es nicht gekommen; aber einen analogen Vortheil bot nun doch auch die Capitulation dar. Die Generale und die Offiziere ließ er auseinander gehen auf ihr Wort, in dem gegenwärtigen Kriege nicht wider ihn dienen zu wollen. Den übrigen Kriegsgefangenen legte er die Pflicht auf, zu seiner Armee überzutreten und ihm den Eid der Treue zu schwören. In unseren Tagen würde

1) Französisches Original bei Luynes 15, 258: Je suis libre chez moi, tel je veux vivre, tel je veux mourir, et faire l'un et l'autre avec honneur.

man keinen Begriff von einer solchen Verpflichtung haben; damals entsprach sie dem System des Zwanges und der fremden Anwerbung, welches den Armeen jener Zeit überhaupt Form und Gepräge gab. Der Eid wurde doch in der That nur theilweise geleistet; aber Friedrich bildete eine Anzahl neuer Regimenter, zu deren Erhaltung ihm nun die Einkünfte in Sachsen hinreichende Hilfsquellen darboten. Wir vernehmen, daß er sie noch vermehren und etwa 25,000 Sachsen seiner Armee zur Seite zu stellen dachte. König August verließ das Land und begab sich nach Warschau. Was Friedrich mit seiner Einwilligung durchzuführen beabsichtigt hatte, militärisch Meister von Sachsen zu werden, das erreichte er wider den Willen desselben in dem Laufe der Ereignisse. Er nahm die militärisch-geographische Position ein, die dem Kriege, in dem er begriffen war, seinen Charakter gab. Sachsen und Schlesien bildeten die Stellung, die er militärisch behaupten zu können meinte. Ihr Besitz machte ihm die Offensive gegen Böhmen möglich, auf die es ihm hauptsächlich ankam; sie boten ihm zugleich die reichsten Mittel zur Defensive dar.

II.

Umgestaltung der politischen Verhältnisse in den ersten Monaten von 1757.

Einen unermeßlichen Dienst hatte die Politik des sächsischen Hofes, so erfolglos sie an sich war und so verderblich sie dem Sachsenlande nachgehends geworden ist, doch der allgemeinen Combination und besonders dem Hause Oesterreich gegen Preußen dadurch geleistet, daß der Angriff auf Böhmen, den König Friedrich unmittelbar auszuführen gedacht hatte, verhindert und Maria Theresia in den Stand gesetzt wurde, nicht allein ihre bewaffnete Macht zu verstärken, sondern auch die von ihr angelegten auswärtigen Verbindungen zum Ziele zu führen.

Der erste Eindruck, den die politische Haltung Friedrichs II. in Frankreich machte, war nicht zu seinen Ungunsten: denn daran, daß er gefährdet war, zweifelte Niemand. Man bemerkte nur mit Recht, daß die von der Kaiserin Maria Theresia geschlossenen Verträge defensiver Natur seien, denen der König erst Leben gebe, indem er zu einer offensiven Aktion schreite; seinen Einfall in Sachsen wollte Niemand billigen. Er erschien in dem Lichte einer gehässigen Gewaltsamkeit; so stellte ihn auch die Kurfürstin von Sachsen, Königin von Polen, Mutter der Dauphine von Frankreich, in ihren Mittheilungen an die Königin von Frankreich dar, indem sie dieselbe zur Intercession zu Gunsten Sachsens, auch aus Rücksicht auf das verwandtschaftliche Verhältniß aufforderte. Aber noch dringender waren die Vorstellungen von Oesterreich. Bereits an demselben Tage, an welchem die dritte Anfrage des Königs durch Klinggräf in Wien einging, machte Kaunitz das französische Ministerium aufmerksam, wie sehr Frankreich selbst durch das Verfahren Friedrichs II. beleidigt werde, und betonte das Recht Oesterreichs und Sachsens auf den Beistand Frankreichs. In Versailles schien man das vollständig zu empfinden: eine Note, die Graf Starhemberg darüber an den französischen Minister Bernis richtete, wurde von diesem den folgenden Tag eingehend beantwortet. Frankreich erklärte sich bereit, die in dem Vertrag von Versailles stipulirte Hülfe zu leisten;

es ließ dem Wiener Hofe die Wahl, ob dieselbe in Mannschaften oder in einer entsprechenden Geldsumme geschehen solle. Der Wiener Hof erwiderte, daß ihm das erste das Liebste sei, denn welchen Eindruck werde es nicht machen, wenn Oesterreich und Frankreich, die bisher immer einander entgegengestanden, gemeinschaftlich im Felde erschienen: alle ihre Feinde würden erschrecken. Gewiß ist, daß darauf sofort Anstalten getroffen wurden, um die im Vertrag von Versailles stipulirten 24,000 Mann ins Feld zu stellen. Doch würde es eine Täuschung sein anzunehmen, daß Frankreich nur eben deshalb militärische Anstalten getroffen habe, um die der Kaiserin versprochene Hülfe zu leisten. Die Gesichtspunkte der Franzosen waren weit umfassender.

Die französische Regierung war mit dem Wiener Hof noch in der Verhandlung über die schon lange eingeleitete geheime Allianz begriffen, die für sie das größte eigene Interesse darbot. Mit der Idee Maria Theresia's, welche den Impuls zu allen ihren Handlungen gab, Schlesien wiederzuerobern, hatte man in Frankreich die Absicht in Verbindung gesetzt, die österreichischen Niederlande an das Haus Bourbon zu bringen. Es zeigte sich bald, daß Frankreich keinen Schritt thun werde, ehe diese Allianz vollkommen zu Stande gebracht sei; Starhemberg ließ darüber seinen Hof nicht in Zweifel. Und noch stärker als bisher traten die Verhältnisse zu England in den Vordergrund. Denn der Krieg gegen England, der einen für Frankreich glücklichen Anfang genommen, war an sich das wirksamste Motiv für Frankreich, die österreichische Allianz zu suchen. Man versichert, in der französischen Nation habe das allgemeine Gefühl vorgewaltet, dieser Krieg sei der vornehmste von allen, den sie führen könne, zumal da Alles dazu vorbereitet und schon ein großer Vortheil errungen wäre: aber den Krieg mit dauerndem Erfolg durchzuführen, habe man doch nur dann für möglich gehalten, wenn auch die Landmacht von Frankreich, in welcher dessen Stärke hauptsächlich bestand, gegen England gebraucht werde. Dazu nun bot der Angriff Preußens auf Sachsen und Oesterreich einen willkommenen Anlaß dar. Er gab Gelegenheit zu einer Gemeinschaft des Kampfes der beiden Mächte gegen Preußen sowohl wie gegen England. Frankreich hatte den Gedanken gefaßt, den Krieg zugleich in Hannover zu führen: denn an der Identität der englischen und hannoverschen Interessen zweifelte Niemand, und es kam nur darauf an, den Vertrag in einer Weise abzufassen, durch welche Frankreich freie Hand gegen Hannover

erhielt. In Wien hatte man eine vorläufige Einwilligung in dies Vorhaben kund gegeben; allein man sträubte sich gegen eine definitive Erklärung, denn wie hätte man nicht fühlen sollen, daß durch eine Theilnahme Frankreichs an dem preußischen Kriege, mit der Absicht, zugleich Hannover anzugreifen, den reichsoberhauptlichen Pflichten nicht entsprochen werde und eine Verwicklung in Aussicht trete, deren Ende nicht abzusehen war. Aber aus den Erklärungen der Franzosen ersah man auf das Bestimmteste, daß jede Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Preußen von einer Mitwirkung Oesterreichs bei dem Angriff auf die continentalen Besitzungen des Königs von England abhängig sei. Frankreich wollte zugleich eine ansehnliche Truppenmacht an dem Niederrhein aufstellen, um die Abhängigkeit der Reichsstände zu sichern, Hannover zu bedrohen, Holland in Zaum zu halten und dann zugleich den König von Preußen in der Flanke anzugreifen[1]). Für den Fall, daß König Friedrich genöthigt werde, Schlesien zurückzugeben, wollte Frankreich jener Erwerbung der österreichischen Niederlande, die ihm verheißen war, vollkommen gewiß sein. Aber es war damit noch nicht zufrieden. Wenn Oesterreich darauf antrug, den König von Preußen noch über die Abtretung von Schlesien hinaus zu schwächen, so forderte Frankreich eine entsprechende Festsetzung in Bezug auf den König von England. Man hat es damals wahrscheinlich gefunden, daß man in Frankreich, des Erfolges des maritimen Krieges doch nicht durchaus sicher, eine Stellung auf dem Continent erwerben wollte, durch welche eine Compensation möglich wurde, wie das in dem letzten Kriege zum Frieden geführt hatte. Und auch abgesehen hievon, enthielt die Aufstellung einer selbständigen Armee in Norddeutschland einen großen Fortschritt der französischen Macht; dem Gedanken, Oesterreich durch Schlesien zu vergrößern, stand doch der andere zur Seite, dem Kaiserhofe durch eine neue Machtentwicklung in Deutschland das Gleichgewicht zu halten. Bei dieser Abweichung der zu vereinbarenden Interessen von einander wurden mündliche und schriftliche Communicationen, endlich auch Bundesentwürfe gewechselt, über die man sich zunächst doch nicht verstehen konnte[2]). Oesterreich verlangte, daß

1) Arneth I. 34.

2) Das Verhältniß zeigt sich u. A. in dem österreichischen Entwurf und dem französischen diesem entgegengesetzten Projekte. Gleich im Eingang wird die Hauptschuld des Krieges nicht in Preußen gesucht, wie es das österreichische Projekt enthielt, sondern auf England gewälzt, welches der Kaiserin die stipulirte Hülfe nicht hätte leisten wollen.

Frankreich alle seine Kraft anstrenge, um zur Schwächung des Königs von Preußen beizutragen; wenn dagegen in Beziehung auf ein ähnliches Verfahren gegen England die Kaiserin sich darauf beschränkte, ihre Zustimmung auszusprechen, so wurde Frankreich damit noch nicht zufriedengestellt.

Noch wurden Rede und Widerrede gewechselt und Alles war in tiefes Geheimniß gehüllt; aber nach Allem, was man erfuhr, zweifelte man nicht, daß die engste Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich zu erwarten stehe.

König Friedrich war davon auch in Rücksicht auf die allgemeinen Angelegenheiten tief betroffen. Die Sache, für die er das Schwert ergriffen hatte, erschien ihm als die Sache von ganz Europa. Die Frage sei jetzt, ob es noch ein politisches System gebe oder ob Jedermann sich dem Despotismus der Häuser Bourbon und Oesterreich unterwerfen werde. Er für seine Person werde bis auf das Aeußerste dagegen anstreben; aber allein sei er doch unfähig, eine so große Uebermacht zu bestehen. Für seine damalige Unternehmung gegen Sachsen und Oesterreich war er mit England nicht übereingekommen, obwohl er wußte, daß England nicht gegen ihn sei. Freundschaftliche Aeußerungen waren auch seitdem gewechselt worden. Aber dabei konnte er sich nicht beruhigen. Er stellte die Frage auf, was König Georg II. thun werde, um Hannover zu schützen [1]). Das Verhältniß zwischen England und Hannover trat damals in eine neue historische Phase ein. Wenn bisher die Politik von England mit der Politik der Dynastie, welche das Kurfürstenthum vornehmlich im Auge behielt, Hand in Hand gegangen war: so legte die englische Nation bei dem Wechsel der allgemeinen Beziehungen seit einiger Zeit einen wachsenden Widerwillen gegen das Uebergewicht der hannoverschen Gesichtspunkte

1) Mitchell, 4. November: The question now is wheter there should be any system at all in Europe, or if Germany and the other European powers will formely submit to the despotism of the houses of Austria and Bourbon. But he is resolved to stand if to the last. In dem Werke „Memoirs and Papers of Sir A. Mitchell by Bisset, 1850“ findet sich ein Schreiben des Königs, in welchem aus diesem Grunde gegen die Entzweiungen in England polemisirt wird; sonst ist das Buch höchst unvollständig. Meine Mittheilungen aus den Mitchell Papers stammen aus der großen Sammlung derselben in dem britischen Museum, die ich bei meinem ersten längeren Aufenthalte in England (1843) excerpirte. Außerdem habe ich zu dem vorliegenden Aufsatz keine Quellen benutzt, die nicht Jedermann zugänglich wären.

an den Tag. Auch in Hannover aber fühlte man sich bis auf einen gewissen Grad selbständig. Das Kurfürstenthum wollte nicht durchaus von der englischen Politik abhängen. Nun trat der Fall ein, daß England in den allgemeinen Angelegenheiten mit Preußen verbunden war und verbunden sein mußte; Hannover dagegen die Antipathie gegen das Emporkommen von Preußen immer festhielt; das dortige Ministerium, an dessen Spitze Münchhausen stand, hegte Sympathien für Oesterreich. Daher kam es dann wieder, daß Oesterreich nur mit Widerstreben in die Absichten der Franzosen gegen Hannover willigte. Was man in Hannover am meisten wünschte, in dem bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben, das war eben der Sinn von Oesterreich. Noch hatte der Wiener Hof überhaupt mit England nicht eigentlich gebrochen; er machte immer noch Versuche, mit dieser Macht in ein verträgliches Verhältniß zu kommen. Die geheime Allianz mit Frankreich war noch nicht geschlossen. Oesterreich nahm noch einmal die Intercession von Spanien, das unter Ferdinand VI. sehr wenig französisch gesinnt war, in Anspruch. Von Wien aus hat man dort den Versuch gemacht, die Verbindung mit Frankreich als eine vorübergehende erscheinen zu lassen; sobald man nur mit Preußen fertig geworden, werde man alle Kräfte gegen Frankreich richten [1]).

So ist in Hannover ausdrücklich berichtet worden, wo es bei den Ministern einen guten Eindruck machte. Da war es denn für Friedrich von großer Wichtigkeit, daß er erfuhr, der Kurfürst König Georg II. von England sei nicht dieser Meinung, sondern gedenke vielmehr Kriegsrüstungen in Hannover zu veranstalten und das Land in Vertheidigungsstand zu setzen. Georg II. hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, über die Wahl eines Generals den Rath des Königs von Preußen zu erfahren. Friedrich war höchlich erfreut darüber und wünschte nur, daß im Laufe des Winters die dringendsten Vorkehrungen gegen die Invasion der Franzosen getroffen würden. Aber die hannoverschen Minister zeigten sich sehr säumig; sie vernachlässigten die Vertheidigung des Landes vorzubereiten und die Verträge, von denen schon lange die Rede war und durch welche die Nachbarn zu Hülfeleistungen verpflichtet werden sollten, zu Stande zu bringen. Wenn unter Anderem eine Abkunft zu diesem Zwecke mit dem Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel zu treffen war, so gehörte dazu eine unmittelbare

1) Le seul moyen était d'écraser le Roi de Prusse; par-là l'Impératrice-Reine serait en état d'abaisser la France.

Einwirkung des englischen Hofes, der bei den hannoverschen Ministern mehr Hindernisse als Förderung fand [1]). Das ist das Historisch-Bedeutende, daß der König von England, aus der Dynastie von Hannover, dahin gebracht wurde, die hannoverschen Gesichtspunkte hintanzusetzen und sich ganz den großen Impulsen anzuschließen, welche in England vorzuherrschen anfingen. Schon im December 1756 wurde nichts versäumt, um es dahin zu bringen, was auch König Friedrich forderte, daß nämlich demnächst England eine bessere Figur zur See spiele, als in dem letzten Jahre geschehen sei. Doch hatten die Maßregeln, die man ergriff, noch nicht das Feuer, dessen sie bedurften, weil der vornehmste Repräsentant der national-englischen Tendenz, der ältere William Pitt, durch eine schmerzliche Krankheit gefesselt wurde. Sobald er genesen war, nahm Alles einen neuen Schwung. Am 17. Februar legte er die entscheidende Potschaft des Königs dem Hause der Commons vor: der König sagt darin, daß durch die vereinigten Anschläge und die furchtbaren Vorbereitungen Frankreichs und der Alliirten dieser Macht Europa mit Ereignissen von Besorgniß errregender Natur bedroht werde. Die ungerechte und rachsüchtige Absicht sei gegen die deutschen Landschaften des Königs und seinen Verbündeten, den König von Preußen, gerichtet. Georg II. nimmt die erprobte Hingebung seiner treuen Communen in Anspruch, um ihn in den Stand zu setzen, eine Observations-Armee zur nothwendigen Vertheidigung ins Feld zu stellen, sodaß er seine Verpflichtungen gegen den König von Preußen erfüllen und das Eindringen fremder Truppen in das Reich verhindern könne [2]). William Pitt begleitete den Antrag mit einer Rede, von der wir leider nur den Auszug übrig haben, welchen der preußische Gesandte an König Friedrich einsandte [3]). Man sieht daraus, daß der englische Staatssekretär die Gesichtspunkte des Königs vollkommen theilte. Friedrich sprach ihm für seine Rede seinen besonderen Dank aus; dem Comité des Hauses wurde dann der Vertrag von Westminster mit den darauf bezüglichen Papieren vorgelegt; das Haus entschied in dem Sinne der Botschaft (am 21. Februar). Dem König Georg wurden die für die Observations-Armee geforderten Gelder bis zum Belang von 200,000 Pfd. bewilligt. Der Sinn der Botschaft wie des Beschlusses ging auf Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, die Verthei-

1) Mitchell's Schreiben an Friedrich II., d. d. 2. Februar 1757.
2) The King's Message, Parliamentary History XV, 782 ff.
3) Schäfer I, 256.

digung des deutschen Reiches gegen fremde Einfälle und der Besitzungen des Kurfürsten von Hannover, wie des Königs von Preußen. König Friedrich, der eben in Berlin gewesen und durch die Nachrichten aus Hannover beunruhigt worden war, sah sich nun durch eine große und sichere Allianz nicht allein mit dem König von England, sondern mit der englischen Nation unterstützt und konnte mit einer gewissen Zuversicht auf seinem Wege weiter schreiten.

Den Plänen des französischen und des österreichischen Hofes stellte sich eine entgegengesetzte Verbindung von größtem Gewichte in den Weg. Diese Demonstrationen aber dienten grade dazu, jene zu voller Reife zu bringen. Was das Vordringen König Friedrichs in Sachsen noch nicht vermocht hatte, geschah durch die Erklärung des englischen Parlamentes; sie gab den nächsten Anlaß, daß der geheime Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich endlich zum Abschluß kam. Auch in Wien riefen die Vorgänge und Beschlüsse in England tiefe Indignation hervor. Die Kaiserin erklärte, daß sie jetzt sich von allen Verpflichtungen frei fühle, die sie gegen England übernommen habe; sie werde dem König Georg Gleiches mit Gleichem vergelten. Bisher hatte sie sich immer gesträubt, die früheren Traktate, durch welche die alte Allianz zusammengehalten worden war, fallen zu lassen. Jetzt machte ihr das keinen Scrupel mehr, da darin das einzige Mittel lag, die Bedenklichkeiten der Franzosen zu heben. In Versailles aber war der Eindruck der Rede vielleicht noch stärker, als in Wien. Bei den Franzosen verdoppelte sich die feindselige Gesinnung gegen England; sie boten nun zur geheimen Allianz ohne Rückhalt die Hand. Damit steht eine Veränderung im französischen Ministerium im Zusammenhang, die vielleicht größere Beachtung verdient, als sie bisher gefunden hat. Der eigentliche Träger der maritimen Intentionen in Frankreich war der Großsiegelbewahrer und Seeminister Machault. In ihm beruhte die Combination einer von der Einwirkung des französischen Parlaments unabhängigen finanziellen Administration und der Verwendung aller Kräfte auf die Marine. Aber er hatte durch den scharfen Nachdruck, mit dem er verfuhr, und die umfassenden, an die revolutionären Ideen streifenden Tendenzen, die er kundgab, die allgemeine Stimme gegen sich aufgeregt. Indem nun in England der Mann zur Gewalt gelangte, welcher alle Kräfte der Nation zum bevorstehenden Kampfe über die Seeherrschaft aufzurufen wußte, wurde der Minister gestürzt, welcher die französischen Kräfte den englischen gegenüber zu vereinigen die Absicht und vielleicht die Fähigkeit besaß. Man hat wohl gesagt:

das Unvermögen des Ministers sei nicht das Unvermögen der Nation. Sehr wahr; aber einen Minister mußte es geben, der die vorhandenen Hülfsquellen zu erschließen und alle Nationalkräfte zu dem bestimmten Zweck zu vereinigen verstand. Recht deutlich zeigte sich hier, wenn wir es berühren dürfen, der Unterschied zwischen der parlamentarischen Verfassung von England und der Stellung der Parlamente von Frankreich. In dem englischen Parlamente drückten sich die Impulse aus, von denen die Nation durchdrungen war; sie postulirte gleichsam William Pitt zu ihrem Minister, der dann eine Position gewann, in welcher er nicht zwar von vornherein, aber allmählich die continentale Politik mit der maritimen vereinigte. In Frankreich dagegen repräsentirten sich in dem Parlamente die Interessen des Adels und des Clerus. Machault wurde denselben geopfert, — ein Zugeständniß, aus welchem gar bald der heftigste Hader hervorgehen sollte. In den Sturz Machaults wurde auch der Kriegsminister Argenson verwickelt, der niemals den Intentionen, die gegen Preußen gingen, beigestimmt, vielmehr den Abschluß des geheimen Traktates durch mannigfaltigen Widerspruch gehemmt hatte. Der Fall der beiden Minister bewirkte dann, daß die Faktion, welche die Annäherungen an Oesterreich überhaupt hervorgerufen hatte, die Oberhand behielt. Es wurde Raum gemacht für den Abbé Bernis, damals noch den Vertrauten der Frau von Pompadour. Von dem wurde nun die weitere Unterhandlung gepflogen, die an dem Jahrestage der ersten Abkunft ebenfalls zu Versailles zur geheimen Allianz führte, welche alle die Vortheile feststellte, die Frankreich in der Verbindung mit Oesterreich zu erlangen gedachte: Abtretung der Niederlande an Don Philipp, der beiden Seehäfen Nieuport und Ostende und einiger anderer wohlgelegenen Grenzdistrikte an Frankreich selbst, und dieser Macht überhaupt die weiteste Aussicht eröffnete. Wie Oesterreich seinen Bundesverträgen mit England, so entsagte Frankreich seiner Verbindung mit Preußen und verstand sich zu einer großen militärischen Aktion, die weit über die Stipulationen des ersten Vertrages hinausging.

Beide Theile versprachen einander, ohne gegenseitige Uebereinstimmung keine Abkunft mit der einen oder der anderen der entgegengesetzten Mächte zu treffen. Die Allianz enthält nicht allein eine Verbindung Frankreichs mit Oesterreich gegen den König von Preußen; diese wurde durch eine Verbindung Oesterreichs mit Frankreich gegen England erweitert. Es war eine Verständigung über die beiden größten Interessen der paciscirenden Staaten, die für jeden der-

selben eine große Machterweiterung in sich schloß und die dem bevorstehenden Kampfe ein allgemeines Interesse für die damalige Welt und die Nachwelt verlieh.

Frankreich schickte sich an, die beiden Kriege zugleich zu führen: den maritimen, der über das Verhältniß der Colonien, das Uebergewicht in Amerika und Ostindien entscheiden, und den continentalen, der gemäß den alten von der Nation noch gebilligten Tendenzen die Autorität Frankreichs im Rheinlande und dem Reiche auf immer befestigen sollte. Es war darauf abgesehen, dem König von Preußen nicht allein Schlesien wieder zu entreißen, sondern auch andere Provinzen, und ihn überhaupt auf ein Maß von Macht zurückzubringen, bei dem er für Niemand mehr gefährlich werden konnte.

Nicht in Allem und Jedem, aber wenigstens in dem Bestreben gegen Preußen fanden die beiden Mächte einen Bundesgenossen, der fast der eifrigste von Allen war, in Rußland. Kaiserin Elisabeth nährte einen tiefen Widerwillen gegen Friedrich, der sich auf die Theilnahme gründete, die man dem König an dem Streite der russischen Faktionen zuschrieb, von dem die Kaiserin einst sehr nahe betroffen worden war. Damals war Friedrich mit Frankreich verbündet. Kaiserin Elisabeth ging zu den Plänen über, die einst Marquis Botta ausgebrütet, durch welche die Mächte der alten Allianz das unabhängig werdende Preußen zu vernichten dachten. Bei Kaiserin Elisabeth wirkte die Ueberzeugung mit, daß Friedrich allein ihr die Herrschaft über den Norden, die sie als das Erbtheil ihres Vaters betrachtete, streitig mache. König Friedrich wurde durch förmliche Staatsbeschlüsse für einen Feind des russischen Reiches erklärt und die engste Allianz zu seinem Verderben mit Oesterreich geschlossen. Elisabeth war der Meinung, daß sie in Verbindung mit den Mächten der alten Allianz Preußen ohne viele Mühe niederwerfen werde; aber sie mußte erleben, daß England, auf das sie hiebei rechnete, vielmehr] Verbindung mit ihrem Feinde traf. Ihre Leidenschaft gegen Friedrich wurde dadurch noch gereizter. Ohne daß sie gerade mit England zu brechen meinte, bot sie zu Allem die Hand, was Maria Theresia ihr gegen denselben vorschlug. Kaunitz glaubte selbst, sie werde den Kampf gegen den preußischen Staat beginnen, und Oesterreich alsdann ihr nur zu Hülfe zu kommen brauchen; mit der russischen Hülfe allein hätte er jedoch den Kampf schwerlich aufgenommen. Er wartete noch, bis er des französischen Beistandes sicher sei, wie er denn eine Annäherung

zwischen Frankreich und Rußland wirklich zu vermitteln wußte. Die Kaiserin Elisabeth nahm an der Invasion Sachsens um so größeren Anstoß, da August III. zugleich König von Polen war und als solcher sich ihrer Oberherrschaft über den Norden fügte. Diese wollte sie nicht allein behaupten, sondern verstärken. In den Regionen, wo die Interessen der nordischen Staaten immer zusammengestoßen waren, verfolgte sie Pläne eines besonderen Ehrgeizes. Sie faßte die Absicht, in der allgemeinen Bewegung Curland und Semgallen, welche noch im polnischen Lehnsnexus standen, für Rußland zu gewinnen. Sehr unerwartet sind die Gedanken, die hierüber in Maria Theresia erwachten. Durch den Traktat von 1746, bemerkt sie, sei Rußland verpflichtet, ihr Schlesien gegen eine ansehnliche Subsidienzahlung zu verschaffen; wenn nun Rußland zugleich auf eine Landerwerbung denke, so werde auch Oesterreich zu Forderungen berechtigt, die über die Erwerbung von Schlesien hinausgehen müßten [1]). Maria Theresia meinte: wenn Polen Curland und Semgallen verliere, so müßte es durch Herstellung seiner alten Lehnsherrschaft über Preußen entschädigt werden, was unschwer auszuführen sein werde. Ihr Sinn war jedoch nicht etwa Polen zu verstärken; vielmehr sollte das Königreich Preußen wieder in ein Herzogthum verwandelt und an ein Mitglied ihres Hauses übertragen werden. Die Urkunden sind vorhanden, in denen man diese Absichten ausgesprochen hat; doch ist es darüber zu keiner Vereinbarung gekommen. Denn im Grunde war doch dem Wiener Hofe an der Erwerbung Curlands durch den russischen Staat nichts gelegen; die Russen konnten nimmermehr wünschen, die Herrschaft an der Ostsee mit Oesterreich zu theilen. Aber gegen den König von Preußen waren sie einverstanden: Rußland trat dem ersten Versailler Traktat bei. Am 22. Januar 1757 [2. Februar n. St.] wurde der Vertrag geschlossen, in welchem sich die beiden Kaiserinnen ver-

1) Aus einer geheimen Depesche an Esterhazy vom 13. November 1756 theilt Arneth I, S. 479 folgende Stelle mit: „Nachdem nun Curland seinen eigenen Herzogen, der die Lehen von Pohlen mit gewißen Prärogativen empfangen, bißhero gehabt hat, und ein gleiches künftighin, und wan Curland unter die Russisch Kaiserliche Botmäßigkeit gerathet, mit Preußen zu beobachten wäre; so gehet Unser Vorschlag mit wenig Worten dahin, daß Unser zweitgebohrener Sohn zum Herzogen von Preußen, mit Anerkennung des Pohlnischen Lehns-Nexus und der Verbindlichkeit, so einem Herzogen von Curland in Ansehung der Krone Pohlen obliegen, gemacht und unserem Erzhauß andurch eine solche Entschädigung verschaffet würde, wobey weder das Russische Reich noch die Krone Pohlen, noch auch sonsten Jemand als das Curhauß Brandenburg etwas verliehre."

pflichteten, Schlesien und Glatz dem Könige von Preußen zu entreißen und ihn auch sonst in genügende Schranken zurückzudrängen, jede von ihnen will 80,000 Mann ins Feld stellen. Die Russen werden in das preußische Gebiet vorrücken, während Maria Theresia, gegen welche die Preußen zu Felde liegen, sie zu beschäftigen wissen wird [1]). Die beiden Mächte versprechen einander, dahin zu wirken, Schweden und Dänemark durch Zusage von Vortheilen, welche dem Grade ihrer Theilnahme am Kriege entsprechen, zu gewinnen. Der Kurfürst von Sachsen soll als Schadloshaltung für erlittene Verluste Magdeburg und den Saalkreis erhalten.

Die Allianz von Frankreich und Rußland mit Oesterreich, die zugleich eine Allianz von Frankreich und Rußland selbst wurde, schloß noch keine vollständige Identität der Interessen ein. Die Franzosen wollten nicht, daß die Pforte durch ihre Verbindung mit den Kaiserhöfen verletzt würde; eine Clausel, welche der französische Emissar Douglas sich hatte abgewinnen lassen, mißfiel dem König von Frankreich, sodaß Douglas von dem Hofe verbannt wurde. Durch einen Zusatz zu dem Artikel suchte man den Anstoß in aller Form zu heben. Auch in Bezug auf die Subsidien, welche der französische Hof an Oesterreich zu zahlen versprach, zwölf Millionen, bildete das Verhältniß zu Rußland eine Schwierigkeit. Denn man sah den Fall voraus, daß der Tod der Kaiserin Elisabeth eine Veränderung in der russischen Politik hervorbringen könne, wodurch dann die Ausführung der antipreußischen Entwürfe nothwendig zweifelhaft werde. Alles aber, was sich auf diesen Fall beziehen konnte, verwarf Oesterreich: denn für den Augenblick könne an der effectiven Hülfe von Rußland kein Zweifel obwalten; in dem definitiven Vertrage war von einer Einschränkung der Subsidien nicht die Rede.

Das Einverständniß zwischen Frankreich und Rußland hatte eine unmittelbare Rückwirkung auf Schweden. Man weiß, daß gerade die Verbindung Friedrichs mit den Schweden, die diesem einen Schutz gegen Rußland gewährte, zu den Motiven der russischen Feindseligkeit gegen Preußen gehörte. Aber durch die vereinigte Einwirkung von Rußland und Frankreich geschah, daß die Schweden

1) Der Artikel (IV) lautet: S. M. J. de toutes les Russies s'engage et promet de faire avancer son armée ou ses armées aussi avant et aussitôt que faire se pourra dans les États du dit roi, S. M. l'J. R., s'engageant de son côté en ce cas à occuper les armées Prussiennes qui lui sont opposées, pour seconder par-là les opérations de l'armée de la Russie, bei Schäfer I, S. 592, dem wir die erste Mittheilung des Vertrages verdanken.

gegen Friedrich Partei nahmen; man versprach ihnen Pommern in seinem ganzen Umfange nach den Bestimmungen, denen sich Brandenburg im Frieden von St. Germain 1679 hatte unterwerfen müssen. Alles, was der große Kurfürst und König Friedrich Wilhelm I. für den brandenburgischen Staat erworben hatten, sollte demselbem so gut wieder entrissen werden, wie die Erwerbung Friedrichs Schlesien. Die noch bei weitem ältere Vereinigung von Brandenburg und Preußen unter einer Dynastie sollte ebenfalls aufhören. Brandenburg würde in den Zustand, wie es unter Joachim II. oder Johann Georg gewesen war, zurückversetzt und dadurch in seiner politischen Stellung nullificirt worden sein. Aber es würde an effectiver Macht noch weniger bedeutet haben, als damals, da es auf das deutsche Reich keinen Einfluß auszuüben im Stande gewesen wäre.

Ein innerer Krieg, gegen Brandenburg-Preußen gerichtet, stand in Deutschland bevor.

Wohl gab es an dem Reichstage eine Stimme dafür, daß das Reich als solches die Mediation zwischen den zum Kampfe sich bereitenden Mächten versuchen solle. Bei der definitiven Deliberation aber sprach sich die Mehrheit in den drei Collegien für den Anschluß an den kaiserlichen Hof aus. Der Reichskrieg gegen Friedrich wurde beschlossen; die verschiedenen Contingente sammelten sich nach einiger Zeit auf der Haide bei Fürth[1]). Wie hätte es auch anders sein können, da die Einwirkungen, welche bisher nach verschiedenen Directionen hin einander widerstrebt hatten, die der Höfe von Versailles und Wien, zusammentrafen? Der König von Frankreich erklärte sich in seiner Eigenschaft als Garant des westphälischen Friedens für Oesterreich gegen Preußen. Frankreich trat dann in engere Verbindung mit einigen der vorwaltenden Fürsten. Von Cöln und Pfalz forderte es die Gestellung der in früheren Verträgen versprochenen Truppenzahl. Neue Conventionen schloß es mit dem Kurfürsten von Baiern und dem Herzog von Würtemberg, welche sich gegen Subsidien verpflichteten, eine Anzahl Regimenter ins Feld zu stellen. Eine in die Verflechtung der großen Angelegenheiten eingreifende Bestimmung bot der Traktat mit der Pfalz dar. Man erinnert sich, daß Friedrich auf die Ansprüche auf Jülich und Berg, welche sein Vater auszuführen im Begriffe gestanden hatte, Verzicht leistete, als er daran ging, Schlesien zu erobern, denn um keinen Preis wollte er in Verwicklungen mit Frankreich gerathen. Indem nun der Kurfürst von der Pfalz

1) Huschberg-Wuttke, Die Kriegsjahre 1756—1758, S. 112 fg.

mit Frankreich in eine Verbindung trat, welche die Rückeroberung Schlesiens für Oesterreich zum Zwecke hatte, fürchtete er, daß Friedrich jene Verzichtleistung zurückzunehmen versucht sein dürfte. Er verlangte eine Garantie der beiden Mächte hiegegen; nur gegen eine Zusage derselben gestattete er den Franzosen die Besetzung seiner Hauptstadt Düsseldorf [1]. Wenn man damals den Ausbruch des allgemeinen Kampfes zwischen Protestanten und Katholiken erwartet hat, so konnte dieser Gegensatz nicht als das entscheidende Moment angesehen werden; man erlebte, daß Fürsten, welche durch Religion und verwandtschaftliche Beziehungen an Preußen gefesselt waren, wie Brandenburg-Ansbach, sich dennoch der kriegerischen Majorität anschlossen. Alles behielt den Charakter einer universalen europäischen Entzweiung. Aber auch hiebei war die Glaubensdifferenz von nicht geringer Bedeutung. Das Bündniß der großen Mächte, dem das Reich accedirte, war gegen die beiden protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und von Hannover gerichtet. Der Nerv der Feindseligkeit ging vor Allem gegen den Kurfürsten von Brandenburg, König von Preußen. Insofern hat der siebenjährige Krieg einen nahen Zusammenhang und eine gewisse Aehnlichkeit mit dem schmalkaldischen im 16. und dem dreißigjährigen im 17. Jahrhundert. In dem ersten war es der vorwiegende protestantische Gedanke, von welchem die Action ausging; dieser erkämpfte sich eine Stelle unter den durch allgemeine Anerkennung gesicherten Potenzen des Reiches. Der dreißigjährige Krieg war die Epoche der Reaction hiegegen; die protestantischen Staaten wären der erneuerten Uebermacht des Hauses Oesterreich erlegen, hätten sie nicht den Beistand der Schweden und die Hilfe der Franzosen für sich gehabt. In dem siebenjährigen Krieg vereinigten sich diese Mächte, beide Garanten des westphälischen Friedens, mit dem Hause Oesterreich, gegen welches sie ihn garantirt hatten. Eine andere, die indeß emporgekommen war, gesellte sich ihnen bei. Was die Feindseligkeiten hervorrief, war nicht sowohl der religiöse Gedanke, der sich jedoch vielfach in Sympathie und Antipathie kundgab; es war vielmehr die Staatsbildung, die auf dem religiösen Gedanken ruhte, mächtig emporkam und nach Gleichstellung mit den übrigen strebte. Es läßt sich nicht sagen, daß die Haltung Friedrichs die Feindseligkeiten verursacht habe; sie waren allgemeiner und tiefer; aber gewiß ist, in diesem Augenblick hatte er sie provocirt; und es fragte sich, ob er sie bestehen werde.

1) Schöll-Koch, Hist. abrégée des traités de paix, III, S. 39.

III.
Angriff auf Böhmen.

Friedrich war nicht mit Allem bekannt, was gegen ihn vorbereitet wurde, aber er wußte genug davon, um die Gefahren, die ihn bedrohten, zu ermessen. Bei jenem kurzen Aufenthalt in Berlin, dessen wir gedachten, traf er Anordnungen für die verschiedenen Eventualitäten, die sich befürchten ließen: eine Niederlage in Sachsen; die Ueberwältigung Hannovers und das Vorrücken der Franzosen bis zur Altmark; das Eindringen der Russen in die Neumark. Er ordnete an, wie und wohin in jedem Falle der Schatz des Staates und die königliche Familie gerettet werden solle. Was aber sollte geschehen, wenn ihn selber ein Unfall in dem Kriege beträfe? Indem die Gegner mit der Theilung seines Staates umgingen, faßte er das Bestehen desselben selbst bei einem solchen Mißgeschick in's Auge. Würde er um das Leben kommen, so sollte dem Nachfolger unverzüglich geschworen werden. Würde er in Gefangenschaft gerathen, so solle man auf keinen Befehl Rücksicht nehmen, den er erlassen könne. Sein Bruder, der ihn vertritt, und die Minister sollen mit ihrem Kopf verantwortlich sein, keine Abtretung oder auch nur ein Lösegeld für ihn zu bewilligen[1]). Die Bestimmung, von Friedrichs eigener Hand geschrieben, von der Niemand erfuhr, als der vertraute Kabinetssecretär und der dirigirende Minister, an den sie gerichtet war, erscheint wie ein letzter Wille, den man abfaßt, ehe man sich in große Gefahr, etwa auf eine Seereise bei ungestümen Wetter, begiebt, um die Zukunft der Angehörigen für alle Fälle sicher zu stellen.

Von der Besorgniß, daß sein Unglück den Ruin des Staates herbeiführen werde, frei geworden faßte Friedrich den Entschluß, den großartigen Kampf, den er begonnen, und der doch eben

1) Instruction secrète pour le Comte de Finck, Berlin, le 16 janvier 1757. Oeuvres XXV, 317.

nur die Sicherheit desselben zum Zwecke hatte, mit dem kühnsten Wagniß wieder aufzunehmen.

Er war auch jetzt nicht gemeint, sich angreifen zu lassen, sondern dem Angriff zuvorzukommen. Sein Gedanke war, wenn er den Oesterreichern nochmals einen entscheidenden Schlag beibringe, so werde Rußland schwerlich sich rühren und Frankreich sich bedenken, in Deutschland vorzudringen.[1]) Wohl waren nun die österreichischen Armeen zahlreich und stark. Aber der König meinte, sie durch einen plötzlichen Anfall mit überlegener Macht zuerst im Einzelnen schlagen und ihnen dann vielleicht eine große, Alles entscheidende Feldschlacht, er hat wohl an Pharsalus gedacht, liefern zu können. In tiefem Geheimniß, in das in seiner ganzen Armee vielleicht nicht mehr als zwei Personen gezogen worden, hat er Alles vorbereitet, wozu denn besonders gehört, daß er der Lebensmittel für die Mannschaft und hinreichender Fourage für die Pferde sicher wurde. Am 18. April war es so weit, daß er dem Vertrauten Mitchell davon sprechen konnte. Der Gesandte erstaunte über die Größe und Kühnheit des Unternehmens; der König hatte ihm gesagt, er denke auf einmal mit vier Armeecorps in Böhmen einzudringen, die an einem bestimmten Punkte, — er meinte Prag, das er jedoch nicht nannte —, zusammentreffen sollten. Mitchell sagte wohl, ein so großartiger Entwurf sei kaum jemals gefaßt worden; bereits am 29. April bezeugt er seine freudige Theilnahme über den glücklichen Fortgang der Unternehmung. Die preußische Armee, 100 bis 120,000 Mann stark, stehe jetzt in Böhmen, und Alles sei über Erwarten gut gegangen.'

Es war im Grunde derselbe Gedanke, mit dem Friedrich den Krieg das Jahr zuvor begonnen hatte. Damals hatte er beabsichtigt, die Elbe bei Melnik zu überschreiten, in der Hoffnung, die Oesterreicher bei Prag zu finden und sie zu zerstreuen; die militärische Aufstellung der Sachsen hatte ihn gehindert, dies Unternehmen auszuführen. Wie unendlich viel schwerer aber war es seitdem geworden! Denn indessen hatte die Kaiserin zahlreiche Heere versammelt. In allen Erblanden waren starke Rekrutirungen ausgeschrieben, die ungarischen Regimenter waren vollzählig gemacht worden; neue Abtheilungen der Grenz-Regimenter wurden in kriegstüchtigen Stand gesetzt und herangezogen. Die Kaiserin

1) Vergl. den Brief Friedrichs an die Prinzessin von Oranien vom 27. März 1757, der oben in den S. W. Bd. XXIV, S. 219 mitgetheilt ist.

konnte ihre übrigen Erblande von Truppen entblößen, weil sie nirgends eine Feindseligkeit zu erwarten hatte; auch aus den Niederlanden, wo man jetzt nicht mehr die Franzosen zu fürchten brauchte, zogen Truppen heran. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, der Thätigkeit des Königs, die Jedermann bewunderte, gegenüber den Eifer wahrzunehmen, mit welchem sich Maria Theresia den militärischen Anordnungen widmete; an den Arbeiten der dazu niedergesetzten Commission nahm sie in jedem Augenblick, in jeder Beziehung den lebendigsten Antheil. Als der König in Böhmen einrückte, fand er eine starke, der seinigen gewachsene Kriegsmacht, die eben gegen ihn selbst vorzugehen im Begriff gewesen war. Feldmarschall Browne wich nur sehr ungern aus der Stellung, die er in dieser Absicht eingenommen hatte. Aber der Oberbefehl war indeß an Herzog Carl von Lothringen, den Bruder des Kaisers übergegangen; und dieser hielt vor Allem für nothwendig, die gesammten Streitkräfte bei Prag, wo die großen Magazine sich befanden, zu vereinigen; auch die Reserve, die sich unter Daun sammelte, wurde dahin beschieden. Aber ehe diese noch angelangt, hatte sich der König mit Schwerin, der aus Schlesien heranzog, vereinigt und schritt unverzüglich, denn jeder Verzug hätte dem Feinde nützen können [1]), zum Angriff auf das Lager, welches die Oesterreicher vor der Stadt in einer zur Vertheidigung sehr wohl geeigneten Position nächst dem Ziskaberge errichtet hatten. Es war am 6. Mai 1757. Der Ernst und die Gefahr des Kampfes, den Friedrich eröffnete, tritt in dem Tod der beiden Feldmarschälle vor die Augen. Der Angriff des Königs ging auf den rechten Flügel der Oesterreicher; die preußischen Bataillone, namentlich die Grenadiere, waren befehligt, nicht zu schießen, sondern mit gefälltem Bajonnett anzugreifen. Die Stärke der Oesterreicher bestand in dem zahlreichen Feldgeschütz vor ihrer Linie und einem sehr wohl unterhaltenen Kleingewehrfeuer; die preußischen Bataillone wurden erschüttert und zurückgedrängt. Aber auch preußischer Seits hatte man nun begonnen zu feuern; eine preußische Kugel traf den österreichischen Feldmarschall Browne, indem er seine Grenadiere zum Angriff anführte. Er erlitt eine Verwundung, die ihn kampfunfähig machte, und der er später erlag.

1) Es ist sonderbar, daß in dem Bericht, den das Generalstabswerk aufgenommen, und in der Erzählung von Retzow (Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenj. Krieges, I. S. 98) nahezu dieselben Worte, die zur Eile vorwärts trieben, in dem einem dem König, in dem andern dem Marschall zugeschrieben werden. Für Kritik im Einzelnen ist hier noch immer Feld übrig.

Auf der andern Seite waren die Preußen bereits im Weichen begriffen. Das Ansehen des Feldmarschalls Schwerin gehörte dazu, um sie zum Stehen und zu neuem Vorrücken zu bringen. Schwerin war wohl der bedeutendste Mann neben Friedrich im Heere. Er hatte noch bei Höchstädt mitgefochten, hatte dann Carl XII. in dessen Exil besucht und viel mit ihm verkehrt. Dem König Friedrich Wilhelm I. hatte er in militärischen und diplomatischen Geschäften gute Dienste geleistet; er war dann von Friedrich II. bei seinem Unternehmen gegen Oesterreich im Jahre 1740 nicht zwar über das „Ob", wohl aber über das „Wie" zu Rathe gezogen worden; ihm hauptsächlich war der entscheidende Sieg bei Mollwitz zu danken. Auch bei den späteren Ereignissen war er von Friedrich, der es liebte, ihn dem alten Fürsten von Anhalt entgegenzusetzen, des intimsten Vertrauens gewürdigt worden. Schwerin war klein von Person, aber zu jeder Beschwerde abgehärtet, bis in sein hohes Alter gewandt in allen ritterlichen Uebungen, — ein gebildeter Mann, sprachkundig, voll von Kenntnissen, in der Unterhaltung lebhaft und witzig, ohne zu beleidigen. Wenn er zu Pferde saß, hatte er etwas Gebieterisches; an der Spitze der Truppen konnte ein Versehen ihn in Jähzorn bringen: denn den Diensteifer, von dem er selbst beseelt war, forderte er von Jedermann. Den gemeinen Soldaten behandelte er mit Rücksicht und Freundschaft; er forderte nichts als Mannszucht. Schwerin war nicht ohne eine Ader von ächter Frömmigkeit. In seinem letzten Briefe spricht er davon, daß er dem Feinde überall, wo derselbe nicht weiche, mit herzhaftem Muthe entgegentreten werde; so hoffe er, sein Leben mit Ehren und seiner Seelen Seligkeit zu beschließen. Jetzt nahm er dem Fahnenjunker die Fahne des Regiments aus der Hand mit den Worten: „Heran, meine Kinder, heran! Ihr seht ja, der Feind weicht schon!" In diesem Augenblicke ward er von fünf Kartätschenkugeln getroffen und auf der Stelle getödtet[1]). Man weiß, daß der Sieg einem glücklichen Manöver des Königs zu danken war, der den Augenblick, den ihm eine in der feindlichen Linie entstandene Lücke darbot, zu benutzten wußte; er wurde von einem Reiterangriff Ziethens in dem Rücken des rechten Flügels aufs Glücklichste unter-

1) Kurze Nachricht von dem Leben und Charakter des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, aus den Papieren eines seiner nahen Anverwandten. Militärische Monatsschrift 1785, Bd. II, S. 542. Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, S. 186.

stützt [1]). Der Blick des Feldherrn, die Geschicklichkeit der eingeübten Mannschaften und der standhafte Muth eines großen Generals, der sich selbst aufopferte, wirkten zusammen. Nachdem die österreichischen Linien gewichen waren, verwandelte sich die Schlacht in einen Sturm [2]) gegen ihre verschiedenen Positionen, die alle mit Geschütz wohl versehen waren und tapfer vertheidigt wurden. Die Oesterreicher zogen sich in die Stadt Prag zurück, die sie nur dann behaupten konnten, wenn die weitläuftigen und schwachen Werke durch eine zahlreiche Armee vertheidigt würden. König Friedrich erwartete jedoch, daß er sie in kurzem bezwingen und alsdann nicht allein Meister in Böhmen, sondern Herr der ganzen Situation werden würde. Der Verlust Schwerins und einer Anzahl anderer Offiziere höhern und niederen Ranges hatte den König tief betroffen. Zugleich verhehlte er sich nicht, wie schwierig seine Lage werden könne, wenn die Blokade von Prag sich in die Länge ziehe und seinen Feinden dadurch Gelegenheit geboten werde, ihre Streitkräfte von allen Seiten gegen ihn anrücken zu lassen [3]). Indem er Prag nicht eigentlich belagerte, denn dazu waren die Mittel, die er herbeischaffte, viel zu unzureichend, aber eingeschlossen hielt, sprach er viel davon, daß er zu einer Pacification mit Oesterreich geneigt sei.

Höchst unerwartet ist der Plan, den er gegen Mitchell äußerte: da die erlittenen Niederlagen wenig Eindruck auf die Oestreicher machten, so sehe er wohl, daß er nochmals mit ihnen schlagen müsse. Er müsse, sagt er, diese Menschen niederwerfen. Aber er denke dann nicht allein Friede mit ihnen zu machen, sondern zugleich seine Truppen mit den ihrigen zu vereinen und die Franzosen, die eben in Deutschland vorrückten, wieder hinauszujagen [4]). Eine große Absicht, deren Ausführung jedoch einer fernen Zukunft vorbehalten blieb. Friedrich bewegte sich zwischen der Gefahr, zu Grunde ge-

1) Mitchell: Ziethen bravely attacked with his hussars the Austrian cavalry an their right wing and put them immediately into confusion though they were much superior in numbers.

2) Escalade. So drückt sich auch Winterfeldt in seiner Relation aus „da wir nun, ohne von solchen Höhen Meister zu sein, die Bataille nicht gewinnen, noch an der Stadt kommen konnten, so mußten wir solche erstlich stürmen, und dies hat uns die besten, mehresten und bravsten Leute gekostet.“

3) Brief Friedrichs an die Prinzessin von Oranien vom 9. Mai 1757, S. W. Bd. XXIV, 220.

4) He would do every thing to bring „ces gens bas“ and wished he could get them afterwards to dissolve their union with France and give their troops to serve against France.

richtet zu werden, und der Hoffnung, das allgemeine Interesse von Deutschland an seine Fahnen zu knüpfen. Unter allen Umständen mußte er sich zu einem Schlachttag mit den Oesterreichern anschicken.

Daun hatte indessen eine stattliche Armee um sich versammelt, die mehr als 50,000 Mann betrug und von der man den Entsatz von Prag erwartete. Der König beschloß, ihr entgegen zu gehen, ungefähr wie vor Kurzem dem Marschall Browne bei Lobositz. Ein ähnlicher Erfolg gegen Daun davon getragen, würde dann Prag, wo die Lebensmittel aufgezehrt waren, in seine Hände geliefert haben. Nicht gemeint, sein Blokadecorps zu sehr zu schwächen, konnte er nur eine Abtheilung seines Heeres mit sich nehmen, die aber nicht hinreichte, um das den Feinden bereits gegenüberstehende Korps annähernd so stark zu machen, wie dieser war. Aber Friedrich meinte, auch in der Minderzahl seien seine Preußen den Feinden überlegen. Auf Seiten der Oesterreicher war man ebenfalls entschlossen, den entscheidenden Kampf aufzunehmen. Man hielt ein Zusammenwirken der Belagerten in Prag und der zum Entsatz heranrückenden Armee des Feldmarschalls Daun für möglich. Der König kam dem zuvor; er suchte den Feind, der bei Kolin eine nicht weniger feste Stellung genommen hatte, als kurz zuvor vor Prag, in derselben auf. Wenn sich die Talente der Offensive und Defensive überhaupt unterscheiden lassen, so war das letztere in dem österreichischen Feldmarschall repräsentirt. Graf Leopold Daun, der einem in Oesterreich seit lange einheimischen Geschlecht, das sich bereits bedeutender Männer rühmte, entsprungen, und mit der Kaiserin auch durch seine Gemahlin verbunden war, hatte sich bei der Organisirung der österreichischen Armee in den Friedensjahren die größten Verdienste erworben; die Einarbeitung der gemeinen Soldaten und die bessere Einheit in dem Commando waren großentheils sein Werk. Er war so recht der Mann für die damalige Lage; er berieth sich gern mit den Generalen, die unter ihm standen, und nahm die Befehle des Hofes mit dem Eifer pflichtgetreuen Gehorsams entgegen, — durch und durch katholisch, ohne den Geist der Verfolgung, wohlhäbig, zaudernd, unentschlossen, aber auch bei der größten Schwäche des Feindes vorsichtig und, wie man gesagt hat, [1]) gleichsam mit dem Bleiloth vorrückend, aber nicht ohne Thatkraft, wenn der Augenblick es forderte. Er galt für den Mann, der ein Lager am besten zu wählen und in Vertheidigungszustand zu setzen wisse. Es kann kein Zweifel sein, daß bei dem

1) Cogniazo, Geständnisse eines österreichischen Veterans, II, 422.

Angriff des Königs gegen die österreichischen Stellungen bei Kolin seine Dispositionen nicht eben genau verstanden, noch befolgt worden sind [1]). Aber die Hauptsache lag doch in dem methodischen Widerstande, den er fand. Die österreichischen Positionen waren enger geschlossen, als bei Prag [2]); der Befehl war ertheilt, daß sie nicht verlassen werden sollten, selbst nicht wenn der Feind bereits zurückweiche. Die Artillerie war überaus zahlreich und mit Einsicht aufgestellt. Die Infanterie hielt mit einer Art von Pedanterie die Ordnung ihrer Friedensübungen fest. So geschah es, daß die Angriffe der Preußen, welche, wie ein österreichischer Berichterstatter sagt, das Unmögliche versuchten, zwar hie und da Erfolg hatten, aber zuletzt doch zurückgewiesen wurden [3]). Der König meinte, hätte er noch vier Bataillone mehr, so würde ihm der Sieg nicht entgehen. Aber eben diese fehlten ihm; die Ueberzahl und die gute Haltung des Feindes trugen dies Mal den Sieg davon. Friedrich mußte sich zum Rückzug entschließen; die Oesterreicher sagten, sie hätten nicht sowohl eine Bataille gewonnen, als einen Angriff abgeschlagen. Aber darin lag der für die Zukunft entscheidende Moment. Der

1) In den Bemerkungen Napoleons über die Kriege Friedrichs II. wird wie mir scheint, dargethan, daß der Erfolg von diesen Momenten nicht abhing; nur werden auch von Napoleon die politischen und persönlichen Motive der Handlungen Friedrichs nicht immer gewürdigt werden, wie es denn damals nicht auf eine Besitznahme von Böhmen ankam, sondern blos auf ein entschiedenes Uebergewicht über die österreichischen Streitkräfte.

2) Mitchell: The posts the Austrians occupied were stronger, because more „resserrés“ than those they occupied at the battle of Prague, their artilry was very numerous and well posted.

3) Cogniazo, II, 354. Der Bericht in den Geständnissen eines österreichischen Veterans ist voll von ruhiger Erwägung und überzeugend. „So oft sie ein Drittheil oder etwa die Hälfte des steilen Berges mit unsäglicher Beschwerlichkeit erklettert hatten, wurden sie mit einem sehr regelmäßigen Feuer von der Infanterie und mit einem fürchterlichen Kartätschenhagel von den nach allen Seiten kreuzenden Batterien empfangen und zurückgeworfen.“ Dem entspricht die Mittheilung über die Schlacht, welche Friedrich zwei Tage nach derselben an König Georg machte: L'ennemi avait trois postes garnis les uns derrière les autres. Après en avoir emporté deux, les bataillons de l'attaque et ceux qu'on y avait envoyés pour les soutenir avaient si fort souffert qu'ils se trouvaient réduits à rien, et que „le combat finit faute de combattants.“ Vergl. Duncker, „die Schlacht von Kolin“ Zeitschrift für Preußische Geschichte 1870, 388. Aus den Zusammenstellungen Duncker's besonders in Bezug auf das Tagebuch Gaudis ergiebt sich die fast unübersteigliche Schwierigkeit, die verschiedenen Notizen über die einzelnen Vorfälle zu combiniren.

Plan, mit welchem Friedrich nach Sachsen gerückt, und mit welchem er jetzt in Böhmen eingedrungen war, war definitiv gescheitert. Es gab doch Leute selbst seiner Umgebung, denen dies nicht unangenehm war. „Phaëton ist gefallen", heißt es in einem mysteriösen Billet, das den Oesterreichern in die Hände fiel; „wir wissen nicht, was aus uns werden soll." [1]) Es ist wie ein gellender Schrei der Schadenfreude und doch der Besorgniß, der durch die Luft fährt. Im Lager von Prag waren die Generale eben bei Feldmarschall Keith versammelt, als die Nachricht von der verlorenen Schlacht eintraf. In der ersten Betroffenheit hielt Jedermann an sich, eine lautlose Stille erfolgte. Sie wurde zuerst von dem Prinzen von Preußen unterbrochen, der seinem gepreßten Selbstgefühl durch laute Klagen über das Verfahren seines Bruders Luft machte [2]); denn die Krone ist ein Fideicommiß; er war der nächste Erbe derselben. „Wissen Sie nicht", sagte Friedrich selbst, von Schmerz und bösen Ahnungen durchdrungen, auf dem Rückweg, den er über Nimburg nahm, zu einem seiner wenigen Begleiter, „daß Jedermann seine Unglücksfälle haben muß, die meinen fangen jetzt an". [3]) In einem Dorfe, das er passirte, saß er, während die Pferde rasteten, vor der Thür eines Bauernhauses, seinen Kopf auf den Arm gestützt. Er war in tiefe Gedanken versunken. Ein Reitersmann, der ihm einen Trunk Wasser brachte, soll ihm gesagt haben: „Die Bataille ist verloren; aber unser Herrgott lebt noch." [4]) Als der König in sein Lager zurückkam, sah man sein sonst glänzendes Auge wie durch einen Schleier verhüllt. Er war bis auf den Tod ermüdet, gab sich aber Mühe, eine gute Haltung zu zeigen. In seinem Quartier angelangt warf er sich auf einen Strohsack nieder; er ließ den Prinzen Heinrich rufen, den er dann, indem er ihn küßte, versicherte, daß er zu sterben wünsche; was er gethan, habe er aus Liebe zu seiner Familie unternommen [5]). Der erste Befehl, den der König nach seiner Rückkehr ertheilte, war die Auflösung der Blokade: denn die Vereinigung der in Prag eingeschlossenen Truppen

1) Arneth I, 502. Es wurde dem Prinzen Heinrich zugeschrieben, von welchem Mitchell sagt „he is vain ant hates his brother, of whose greatness he is jealous.

2) Retzow, Charakteristik I, 142, der in der Versammlung zugegen war.

3) Roedenbeck, Tagebuch aus Friedrich des Großen Regentenleben, I, S. 309.

4) Küster, Die Lebensrettungen Friedrichs II., S. 13.

5) Henckel, Militärischer Nachlaß I, S. 236.

mit dem Heere, vor dem er zurückwich, durfte er nimmermehr erwarten.

Den Absichten und Hoffnungen, welche Friedrich gehegt hatte, tritt es gleichsam wie der andre Pol entgegen, daß die Kaiserin vor Allem dem König von Frankreich von ihrem Siege Nachricht gab: sie danke der göttlichen Vorsehung doppelt, weil sie wisse, daß König Ludwig XV. ihre Freude über den Sieg theile.

Einen Theil des Heeres führte König Friedrich bis nach Sachsen zurück, von den leichten Truppen des Feindes mehr umschwärmt, als angegriffen. Die Hauptarmee wurde dem Prinzen von Preußen, soviel man weiß, auf dessen eignes Verlangen anvertraut; er wurde beauftragt, die Lausitz und dadurch Schlesien gegen die Oesterreicher zu decken. Prinz August Wilhelm von Preußen ist früher von dem König als ein Mann bezeichnet worden, der das Soldatenhandwerk verstehe und sich zu einem Commando eigne; daß er ein solches in diesem kritischen Augenblick erhielt, mag mit jenen Klagen zusammenhängen, in denen er bei der ersten Nachricht von Kolin seinen Besorgnissen Luft machte. Berechnet war es wohl nicht, aber es ergab sich von selbst, daß die Oesterreicher, während sie das königliche Heer hauptsächlich mit leichten Truppen verfolgten, sich mit ihrer Hauptmacht, denn ihre Absicht war immer auf Schlesien gerichtet, gegen den Prinzen von Preußen wandten. Der Prinz commandirte nicht wie der König nach eigener Resolution. Er versammelte die Generale zum Kriegsrath um sich, wie das in andern Heeren der Gebrauch war; aber die Verschiedenheit der Meinungen machte dann seine Bewegungen unsicher. In seiner Umgebung waren einige der ausgezeichnetsten Generale der Armee: Bevern, Schmettau, Winterfeldt. Aber zwischen ihnen gab es kein persönliches Einverständniß. Winterfeldt, dessen Bekanntschaft mit dem König sich von jenem Feldzug unter Prinz Eugen herschrieb, bei dem Friedrich zuerst den Krieg kennen lernte, hatte sich seitdem das unbedingte Vertrauen desselben erworben, so daß man ihm an den Handlungen des Königs selbst einen größeren Antheil zuschrieb, als er nahm. Wahr ist es, er lebte ganz und ausschließend dem Dienste des Königs, mit dem er arbeitete und die mannichfaltigsten Rathschläge wechselte. Er war von heroischer Gestalt und gebieterischer Haltung. Seine Truppen, mit denen er jede Mühseligkeit und jeden Mangel theilte, liebten ihn wie einen Abgott. In seinem Regiment waren stets die wenigsten Deserteure, selbst die Kundschafter waren ihm treu und bedienten ihn gut; man kam aus der Fremde,

um eben unter ihm zu dienen. Er war eine Natur, welche nicht weniger abstieß wie anzog. Sein Verhältniß zu dem König, seine befehlshaberische Energie erweckten ihm unter den hohen Offizieren Neid und Eifersucht. Als er von den Oesterreichern unerwartet angegriffen, die Hülfe nicht erhielt, die er nachgesucht hatte, stürzte er sich, zugleich um seinen einheimischen Nebenbuhlern zu imponiren, mit einer Unerschrockenheit in den Feind, die ihm das Leben kostete. Von Rathgebern, die sich unter einander befehdeten, umgeben, konnte sich der Prinz von Preußen keines Erfolges erfreuen. Den Oesterreichern gelang es den Paß von Gabel zu nehmen, durch welchen die Verbindung des Prinzen mit seinen Hauptmagazinen in Zittau unterhalten wurde. Der Prinz wußte den Platz nicht zu entsetzen, und nach dem Verlust desselben nahm er auf einem erheblichen Umweg seinen Rückzug nach Zittau, wo er noch zur rechten Zeit anlangte, um die darin aufgehäuften Vorräthe zu retten. Die Oesterreicher nahmen die Stadt erst, nachdem sie dieselbe durch ihre Wurfgeschütze in Brand gesteckt hatten [1]). Der Prinz zog dann seine Truppen nach Bautzen zurück. Ueber diese Verluste und die rückgängigen Bewegungen des Prinzen gerieth der König in die größte Aufregung. Er sagte wohl, er, der König, sei nicht Schuld, wenn der Staat und die Familie zu Grunde gehe, sondern der Prinz von Preußen. Seine Tinte verwandelte sich, wie der englische Berichterstatter sich ausdrückt, in Galle [2]). Der Prinz entschuldigte sich mit dem Rathe der Generale, an die er gewiesen war, mit einer Truppenentsendung, die er auf Befehl des Königs habe machen müssen. Aber er fühlte sich durch die erlittenen Unfälle und die Ungnade des Königs, die bei ihrem ersten Zusammentreffen mit einer Art von Verachtung gepaart zu Tage kam, tief betroffen. Er ward dadurch eigentlich in seiner Seele gebrochen und ist nicht lange darauf gestorben.

So endete das große Unternehmen, von dem Friedrich erwartet hatte, es werde ihm die Oberhand verschaffen und alle seine Feinde

1) Lloyd (I, 84) bezeichnet Zittau als one of the most populous and rich cities of Germany.

2) Mitchell: The king of Prussias' ink was turned into gall and the expressions in his letters are indeed too strong. The Prince of Prussia says for himself, that he was too much limited by his brothers orders, that what he did was with the approbation of the other generals, that a detachement he had sent to Tetschen by the king's orders made it improper to march to the relieve of Gabel.

auf Friedensgedanken bringen. Eben das Gegentheil geschah: die Schlacht von Kolin bewirkte vielmehr, daß alle Feindseligkeiten mit verdoppeltem Eifer aufgenommen wurden. Die Tage des öffentlichen Unglücks waren zugleich mit häuslichen Leiden angefüllt. Während des böhmischen Feldzugs starb die Mutter des Königs, welche seine lebendige zärtliche Verehrung genoß; sie war in die stürmischen Ereignisse seiner Jugend persönlich verwickelt gewesen und hatte in denselben viel zu leiden gehabt. Bei der Nachricht von ihrem Tode hielt sich Friedrich von seiner gewöhnlichen Gesellschaft fern; nur dem englischen Gesandten widmete er einige Stunden herzlicher Unterhaltung über die Ereignisse seiner Jugend, die mit den Familienbeziehungen zu dem Hause Hannover in England sehr nahe zusammenhingen.

Im tiefsten Vertrauen besprach Friedrich mit Mitchell noch eine andere Angelegenheit. In seiner Bedrängniß überflog ihn der Gedanke, daß er sich nicht behaupten könne, wenn er von allen andern Seiten mit Ueberlegenheit angegriffen, nicht bei England eine nachhaltige Unterstützung finde. Sein Ideal war vollkommene Unabhängigkeit; er sah sich jetzt genöthigt, Subsidien bei seinen Verbündeten nachzusuchen. „Wenn die Russen Preußen einnehmen, und Franzosen und Oesterreicher in meinem Lande weitere Fortschritte machen, so werde ich einen großen Theil meiner Einkünfte verlieren. Ich wünschte zu erfahren, welche Unterstützung ich von König Georg und eurer Nation erwarten darf. Ich habe noch immer den größten Widerwillen gegen Subsidien. Ich werde keine annehmen, ohne unbedingte Nothwendigkeit, aber ich möchte die Meinung der englischen Minister hierüber erfahren." [1]) Mitchell versicherte, diese würden ihm entgegenkommen und bat um Erlaubniß, die Sache zur Sprache zu bringen, doch nur in seinem eignen Namen, ohne des Königs zu gedenken, was diesem ganz recht war. Mitchell sagt, dies sei die erste Conversation mit dem König gewesen, die demselben schwer und peinlich geworden sei. Nicht, als ob Friedrich den Muth zu seiner Sache verloren hätte; er äußerte eben damals, daß Oesterreich zu einem Frieden genöthigt werden müsse, durch welchen es dahin komme, daß er nicht jeden Augenblick Angriffe zu besorgen habe. Mitchell bemerkte, davon würde sich haben reden lassen, wenn der König bei Kolin den Platz behalten und

1) Die Worte bei Mitchell: I do assure you, that my aversion to subsidies is now as strong as ever and that I shall never accept of any but in the case of absolute necessity.

Prag genommen hätte. Der König erwiderte: die Vereinigung der drei großen Mächte, Oesterreich, Frankreich, Rußland, müsse nothwendig gesprengt werden. Frankreich strebe offenbar die entscheidende Macht in Europa an sich zu bringen. Er erinnerte daran, was England in der Zeit Marlboroughs gegen eine solche Gefahr gethan habe. Dabei selbst mitzuwirken oder vielmehr darin voranzugehen, dazu bot ihm die Verflechtung der Umstände nicht allein den Anlaß, sondern die Nothwendigkeit dar.

IV.

Vertheidigung Sachsens gegen Frankreich und Schlesiens gegen Oesterreich.

Eben in diesem Augenblicke schienen die Franzosen im Begriff zu sein, Deutschland zu überwältigen. Die Aufstellung des durch die Traktate stipulirten Hülfscorps wurde nun ins Werk gesetzt; aber eine noch größere Aufmerksamkeit erregte der Fortgang der französischen Waffen in Niederdeutschland. Dies Heer führte schon damals den Titel der großen Armee. Die Verbindung der österreichischen und französischen Einwirkungen hatte die Holländer abgehalten, dem Marsch der Franzosen Hindernisse in den Weg zu legen. Was ursprünglich als das Object eines Feldzugs betrachtet worden war, die Einnahme von Wesel, wurde ohne alle Mühe ins Werk gesetzt, da König Friedrich, der sich zu schwach fühlte, um nach allen Seiten zu widerstehen, seine Besatzung freiwillig herauszog. Mit dem Kurfürsten von Pfalz und Cöln waren die Franzosen, wie erwähnt, durch alte und neue Tractate verbunden. Dem Landgrafen von Hessen gegenüber traten sie als Executoren der Reichstagsbeschlüsse auf: sie nahmen Cassel und Marburg in Besitz und überschritten dann, unaufgehalten durch die hannoversche Armee, die Weser (Mitte Juli). Der Kampf war ein höchst ungleicher: die französische Armee zweimal, in einigen Beziehungen selbst dreimal so stark als die hannoversche, die sich eben erst aus den Contingenten der benachbarten kleinen Staaten, zum Theil aus Leuten erster Werbung, und den aus England zurückgekommenen Hessen und Hannoveranern zusammensetzte, unter einem englischen Prinzen, dem Herzog von Cumberland, der auf diesem Kriegsschauplatz ein Fremder war und blieb, während der in den Waffen ergraute französische General d'Estrees niemals einen Schritt ohne die umsichtigste Erkundigung und Vorbereitung that. Das Zusammentreffen der beiden Heere bei Hastenbeck war an sich nicht von einem entschiedenen Ausschlag. Dem Herzog von Cumberland wird sogar der Preis der Tapferkeit zuerkannt, und auf das Muthigste fochten seine Trup-

pen. Aber sie sahen sich dennoch zum Rückzug genöthigt. Gerade daß ihre Anstrengungen gegen die Ueberzahl der Feinde ihnen nichts halfen, erfüllte sie mit der Ueberzeugung, daß ihre Sache unhaltbar sei. Der Herzog ging über die Aller und die Wumme zurück. Nirgends fanden dann die Franzosen Widerstand: auch der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel überließ ihnen seine Hauptstadt, zufrieden eine Zuflucht in Blankenburg zu finden; und da nun die Franzosen sich in Besitz von Bremen setzten, wodurch sie reicher Hülfsmittel Meister wurden, und zugleich die Position in Harburg einnahmen, so gerieth der Herzog von Cumberland, auf einen geringen Theil des hannoverschen Gebietes beschränkt, in eine dringende Gefahr. Er hatte den Muth nicht verloren, aber ein Gefühl der erlittenen Verluste lag doch drückend über ihm und seinem Heere; in Dem übernahm an der Stelle Estrees, dessen langsame Bedachtsamkeit dem Hofe von Versailles nicht genügt hatte, der Herzog von Richelieu den Oberbefehl über die Franzosen, der zwar auch nicht der Meinung war, die schon errungenen Siege durch einen neuen Kampf zu gefährden, aber sich doch mit dem Wunsche trug, dem Widerstande Hannovers auf immer ein Ende zu machen. So konnte es unter dänischer Vermittlung zu einer Abkunft kommen, kraft welcher beide Armeen die von ihnen in Besitz genommenen Stellungen zunächst behielten, die hannoversche aber einwilligte, sich aufzulösen. Der Marschall Richelieu genehmigte sie in seinem Hauptquartier zu Zeven (8. und 10. September).

Dergestalt hatten die Franzosen die Oberhand in dem Norden von Deutschland erlangt; sie waren weiter vorgedrungen, als einst vor dem Frieden von Nymwegen, mit Oesterreich und dem Reich verbündet; sie schienen den Nachfolger des großen Kurfürsten, der sich ihnen nicht unterwerfen wollte, aber bereits in Nachtheil gerathen war, erdrücken zu sollen. Der Convention vom Kloster Zeven lag ohne Zweifel die Absicht zu Grunde, die verwendbar gewordene Armee gegen den König von Preußen zu führen. Richelieu richtete seinen Marsch nach dessen halberstädtischem Gebiete. — Indessen waren die Schweden in Pommern, die Russen in Preußen eingerückt; eine Abtheilung leichter österreichischer Truppen ist in dieser Zeit in Berlin erschienen; die Lage des Königs hielt selbst der vertraute Mitchell, der Alles mitansah, für eine fast verzweifelte. Er berichtet, nachdem einmal Niederlagen erlitten worden, nehme die Desertion bei der preußischen Armee überhand. Den größten Eindruck machte die erneuerte Unterhandlung über die hannoversche

Neutralität, die den Einwohnern des Landes sehr am Herzen lag und der auch Georg II. beizustimmen schien.

Mitchell bemerkte jedoch, daß dabei Georg bloß als Kurfürst auftrete, und schloß daraus, daß die englischen Minister unbetheiligt seien. In England waren seine Berichte über die Nothwendigkeit von Subsidien nicht unberücksichtigt geblieben. Aber im Oktober sagte er, alle Hülfe werde zu spät kommen; Franzosen und Oesterreicher würden in Kurzem Meister der Hauptstadt und Meister der Provinzen werden; noch vor dem nächsten Christfeste würde wahrscheinlich Alles zu Ende sein. Er erblickt darin ein allgemeines Unglück: mit Friedrich, äußert er einmal, werde die Freiheit des Menschengeschlechts zu Grunde gehen[1]). Friedrich, der es liebte, seine Politik an die Vergangenheit anzuknüpfen, hat um diese Zeit einmal dem Marschall Richelieu geschrieben: schon dessen Name erinnere ihn an den Cardinal und das System von Frankreich, das seitdem vorgewaltet hatte; er bemerkte dem Marschall, daß auch ihm viel daran liegen müsse, dies nicht untergehen zu lassen. Der Marschall erwiderte höflich und kühl, er habe keinen Auftrag mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Im Gegentheil war Richelieu dazu ausersehen, dem norddeutschen Kriege eine entschiedene Richtung gegen Friedrich selbst zu geben; er sollte nicht allein das Kriegsheer in Norddeutschland commandiren, sondern zugleich die höhere Leitung der zweiten Armee übernehmen, die unter Marschall Soubise mit den Reichstruppen verbunden in Begriff war, nach Sachsen vorzurücken. Die Entfernung Estrees nach einem von ihm erfochtenen Siege leitete man in Paris daher, daß er mit dem General der für Oesterreich bestimmten Hülfstruppen in keinem guten Vernehmen stehe. Charles de Rohan, Prinz von Soubise, der in den früheren Feldzügen von Stelle zu Stelle emporgerückt, war durch die Vermählung seiner Tochter mit einem Prinzen Condé in die allernächste Verbindung mit dem Hause Bourbon getreten. Er erfreute sich der Unterstützung der Frau von Pompadour und selbst der Dauphine. Die Damen hatten gewünscht, daß ihm ein Commando anvertraut würde, und dies soll der Grund gewesen sein, weshalb Richelieu, der auch durch seine Anciennetät den Vorzug hatte, Estrees zu ersetzen bestimmt wurde[2]).

1) I have seen the king of Prussia great in prosperity but greater still in adversity.

2) Mémoires de Luynes 16, 121; Journal de Barbier 4, 230.

Man sieht wohl, wie wenig Richelieu geneigt sein konnte, dem Antrage des Königs Gehör zu geben; Menschen und Zeiten waren verändert, die Namen thun nichts zur Sache.

Eine Denkschrift von Kaunitz vom 7. October 1757 entwickelt, was man in Wien in diesem Moment von den Franzosen erwartete. Schon habe, heißt es darin, der Feldzug die glücklichsten Erfolge gehabt. Der König sei aus Böhmen und aus der Lausitz vertrieben, den größten Theil von Sachsen habe er verloren, in Preußen und Pommern seien die Verbündeten eingedrungen, Andere sehe man bereits an der Elbe und Saale. In Schlesien stehe der Herzog Karl von Lothringen den Preußen gegenüber. Man werde sich bemühen, sich des oberen Laufs der Oder zu versichern; man greife Schweidnitz an. In Sachsen würde bei alledem eine Verbindung des unter Marschall cantonirenden österreichischen Corps und der aus den Franzosen und den Reichsvölkern bestehenden Armee wünschenswerth und zu erreichen sein. Die beiden Corps wären an sich nicht fähig den König von Preußen zu schlagen; aber Richelieu müsse ihnen zu Hilfe kommen. Der Zweck müsse sein, Dresden, vielleicht auch Torgau und Wittenberg einzunehmen. Dann habe man genug erreicht und könne Winterquartiere beziehen. Richelieu selbst fand sich nicht bewogen, wie Kaunitz wünschte, dem König von Preußen entgegenzutreten; aber er schickte der französisch-deutschen Armee ein sehr ansehnliches Truppencorps unter dem Duc de Broglie zu Hilfe. Soubise und die Reichsarmee, die bisher an den Thüringer Wald angelehnt, zwar bedroht, aber nicht angegriffen waren, wurden dadurch stark genug, um aus den Bergen hervorzukommen und nach der Saale und Elbe hin vorzurücken. Sie hielten es für möglich, das preußische Kriegsheer von Torgau und Dessau abzuschneiden. Aber bereits war der König, den sie anderwärts beschäftigt glaubten, selbst in Torgau. In Widerspruch mit seiner Umgebung, die immer Berlin im Auge hatte [1], faßte er den Entschluß, dem heranrückenden Feinde über die Saale entgegenzugehen und ihn zu einer Schlacht zu nöthigen [2]. Bei den Saalübergängen traf er mit den ver-

1) Henckel, Militärischer Nachlaß I, S. 382, der in seinem Tagebuch Alles aufnahm, was in der Umgebung des Prinzen Heinrich gegen den König gesagt wurde. Auch aus Gaudi's Tagebuch werden Einzelheiten wiederholt, die dem Ruhme des Königs Eintrag thun. Berenhorst spricht dem König vollends alles Verdienst ab.

2) Auszüge aus dem Briefwechsel des Königs mit Keith, Bevern und Friedrich, bei (Olleck) Friedrich der Große von Kolin bis Roßbach und Leuthen, S. 50 ff.

einigten Franzosen und Reichstruppen zusammen; sie vermochten dieselben nicht gegen ihn zu behaupten und bezogen ein festes Lager zu Mücheln, in welchem sie der König wegen der Schwierigkeiten des Terrains anzugreifen Bedenken trug. Er bezog ein Lager bei Roßbach und hielt seine Truppen bereit, wie er sagte, der Kurzweil ein Ende zu machen und diesen Feind von sich abzuschütteln, sobald derselbe ihm eine Gelegenheit dazu gebe. Durch seine rückgängige Bewegung waren die Reichstruppen und Franzosen überzeugt worden, daß sie dem König überlegen seien, und kamen auf den Gedanken, ihm den vornehmsten Flußübergang bei Merseburg streitig zu machen, — nicht sowohl ihn anzugreifen, als es darauf ankommen zu lassen, ob er nicht selbst mit ihnen schlagen wolle, der festen Meinung, daß sie ihn bezwingen würden. Bald wurde man im preußischen Hauptquartier inne, daß der Feind in Bewegung sei. Doch war es zweifelhaft, welche Richtung er einschlagen, ob er nicht nach Freiburg gehen und über Buttelstedt und Erfurt nach den Bergen zurückziehen werde. In dem Herrenhause von Roßbach, wo der König wohnte, hatte man durch Wegräumen der Ziegel im Dach eine Aussicht auf das feindliche Heer und dessen Bewegungen eröffnet. Der König selbst stieg mit seinem Fernrohr hinauf und ließ sich von dem Hausbeamten, der ihn begleitete, — denn der Besitzer war nicht zugegen, — die Lokalitäten erklären [1]). Es war bald nach 2 Uhr am 5. November, als man mit Bestimmtheit inne wurde, daß der Feind den Weg nach Merseburg einschlug, der ihn in die Nähe der preußischen Armee brachte, die er jedoch, da sie durch eine kleine Hügelreihe gedeckt war, nicht zu übersehen vermochte. Alles war zum Aufbruch vorbereitet. In demselben Momente, in welchem diese Richtung wahrgenommen wurde, sodaß kein Zweifel daran übrig blieb, waren auch Schloß und Dorf und die Ortschaften umher geräumt, und die Truppen in vollem Anmarsch gegen den Feind, der ohne Besorgniß, voran die Cavalerie, dann die Infanterie, daherzog. Es war der glänzendste Tag in dem Leben des unvergleichlichen Reitergenerals Seydlitz, als er mit seinen in Schlachtordnung formirten Reitergeschwadern auf die Tete der Franzosen stieß, die überrascht und übermannt in vollkommene Verwirrung geriethen. Kaum zwei Brigaden haben sich formiren können [2]).

1) Roedenbeck, Tagebuch aus Friedrichs des Großen Regentenleben, I, S. 326.

2) Toute notre armée était encore en colonnes, lorsque toute la cavalerie Prussienne a débouché en bataille sur la tête de nos co-

Indem dieser Angriff sich entwickelte, hörte man auch schon das Kleingewehrfeuer der preußischen Infanterie. Die französischen Fußvölker wurden unvorbereitet in ihrer Flanke von der preußischen Linie angegriffen und in Unordnung gebracht; ihre Batterien wurden genommen. Die preußische Artillerie auf einer kleinen Anhöhe aufgestellt, trug nicht wenig dazu bei, die Verwirrung vollständig zu machen. Alles war hiebei auf das Beste berechnet, die angeordneten Bewegungen wurden pünktlich ausgeführt[1].

Das vereinigte Heer erlitt eine vollkommene Niederlage. Es ist der ewig denkwürdige Tag bei Roßbach, nicht weniger für den König, der sich selbst und die große Position, die er genommen, dadurch rettete, als für die deutschen und die allgemeinen Angelegenheiten überhaupt. Jene widerwärtige, dem ganzen Lauf der Historie widersprechende Vereinigung zwischen den Franzosen und den Reichstruppen wurde dadurch unwirksam und gewissermaßen bestraft. Denn aus dem Streite zwischen den Generalen war der Angriff entsprungen, der sie ins Verderben gestürzt hatte. Man wird an die Schlacht von Höchstädt erinnert; der Unterschied ist, daß es im Jahre 1704 ein kaiserlicher Feldherr war, der die Franzosen schlug, jetzt aber die Oesterreicher auf der Seite der Franzosen standen. Damals gab es nur Kaiserliche und Brandenburger, diese leisteten an jenem Schlachttag dem Kaiser die besten Dienste. Die Verbindung der einen und der andern mit den Engländern vernichtete die Weltherrschaft Ludwigs XIV. Jetzt aber verschwand der Name der Kaiserlichen, obwohl die Reichskreise auf der Seite des Kaisers standen. König Friedrich, in die äußerste Gefahr gebracht, schlug sie in ihrer Verbindung mit den Franzosen aus dem Felde. „Wir haben soeben, schrieb er noch am Abend der Schlacht an seinen Minister Podewils, die Franzosen und die Reichskreise geschlagen. Der Feind zählte 50,000 Mann, wir 20,000. Der Himmel hat die gerechte Sache gesegnet. Man soll ein Tedeum feiern, mit Lösung der Kanonen und Kleingewehrfeuer in Berlin, Stettin und Magdeburg. Ich stand bei Roßbach, sie wollten mich von Weißenfels her umgehen.“ Zu Mitchell hat er gesagt, er würde die ganze französische Armee vernichtet haben, wenn es 2—3 Stunden länger Tag geblieben

lonnes. A peine les deux premières brigades de cavalerie ont-elles eu le temps de se former, Worte des kriegskundigen Belleisle, bei Filon L'ambassade de Choiseul à Vienne in den Séances et travaux de l'académie des sciences politiques et morales. 1872. p. 770.

1) Lloyd I, 105.

wäre. Die Todten waren indessen gezählt worden, der König sagt, er habe in Allem 373 Mann verloren.

Roßbach war für das Verhältniß der Völker entscheidend. In Paris erweckte die Nachricht davon eine allgemeine Bestürzung, nicht als ob man an Soubise viel Antheil genommen hätte; aber der Glanz und Ruhm der Nation schien dadurch beeinträchtigt [1]).

Wenn Mitchell den König aufforderte, sich nun sogleich mit seinem siegreichen Heere gegen Richelieu zu wenden, so lag das an sich nicht außerhalb seines Gesichtskreises. Er hatte dem Gesandten schon früher gesagt, wäre nur die unglückliche Convention von Zeven nicht geschlossen worden, so würde er sich mit den Hannoveranern verbunden und mit ihnen die Franzosen aus ihren Winterquartieren verjagt haben.

Auf jenen Antrag Mitchell's antwortete der König, jetzt sei es für ihn selbst unmöglich; er müsse nach Schlesien eilen, um Schweidnitz zu entsetzen; später solle Hand angelegt werden, Hannover wieder zu erobern. Wir werden noch darauf zurückkommen, daß er gleich nach der Schlacht dem Prinzen Ferdinand Auftrag dazu gab. Er war in tiefster Seele empört gegen die Franzosen; aber er beherrschte seine Gefühle und wendete sich nur zu dem Unternehmen, das zunächst das nothwendigste war.

In Schlesien, dessen Vertheidigung Friedrich dem Herzog von Bevern anvertraut hatte, waren die Oesterreicher mächtig vorgedrungen. Die Kaiserin hatte ihre Abtretung des Landes in aller Form widerrufen; sie bezeichnete die Einwohner von Ober- und Niederschlesien als ihre Unterthanen. Der König antwortete darauf mit der Behauptung seines Rechtes und mit der Erinnerung an den Schutz, den er den Protestanten gewährt habe. Aber in Schlesien hegten viele die Meinung, daß es denn doch mit der preußischen Herrschaft aus sei; selbst unter den Truppen zeigten sich im Momente der Gefahr Unzuverlässigkeiten. Der Fürstbischof hütete sich wohl bei öffentlichen Functionen den schwarzen Adlerorden zu tragen, den ihm der König verliehen hatte. Genug; die kirchlichen Einwirkungen waren zu Gunsten Oesterreichs, welches eben in diesem Moment militärisch das Uebergewicht hatte. Schweidnitz wurde von den Oesterreichern erobert; selbst Breslau fiel in ihre Hände. Der Herzog von Bevern wurde ihr Gefangener. Aber in diesem Augenblicke langte Friedrich mit seinen siegreichen Schaaren aus Sachsen an.

1) Journal de Barbier IV, 243.

Er hatte seiner Armee längere Märsche zugemuthet, als sonst auch unter ihm gebräuchlich war. Er war überzeugt und sprach es selbst aus, daß er Schlesien wieder erobern müsse, oder es sei auf immer verloren. Die Oesterreicher verhinderten ihn nicht, die Truppen, die bei Breslau geschlagen worden waren, an sich zu ziehen, so daß er ein Heer um sich sammelte, von dem er allenfalls hoffen durfte, daß es die Oesterreicher, die ihre Vortheile doch nur mit ansehnlichen Verlusten erkauft hatten, werde bestehen können. Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen unterscheiden sich insofern von seinem bisherigen Verfahren, als er sich Mühe gab, die Gemüther seiner Soldaten für seine Sache zu erwärmen und zu jeder Anstrengung anzufeuern; in diesem Sinne sprach er in Parchwitz mit seinen Generalen, den Chefs der Bataillone, Escadrons und Compagnien. Er stellte ihnen vor, die Oesterreicher seien bis an die Zähne verschanzt; aber man müsse sie aus diesen Verschanzungen jagen oder zu Grunde gehen. Der Kampf gelte der Religion, dem Vaterlande und der Familie eines jeden. Wer nicht entschlossen sei, Alles zu wagen, der möge seinen Abschied fordern, der ihm sogleich zu Theil werden solle. So war es wohl, daß die Sieger von Roßbach den Besiegten von Breslau ihre zuversichtliche Stimmung mittheilten; die Officiere sprachen im Sinne des Königs mit den Soldaten, auch der König selbst erschien unter ihnen. Er trat zuerst unter die Leibgarden. „Was bringst Du noch so spät?“ fragte man ihn in soldatischer kameradschaftlicher Vertraulichkeit des Feldlagers. „Kinder, gute Nachricht, ihr sollt morgen die Oesterreicher brav zusammenhauen und aus ihren Verschanzungen jagen.“ „Wir wollen sie herauswerfen, selbst wenn der Satan aus der Hölle sie anführt.“ Der König kam sodann zu dem Regiment Manteuffel. „Nun, Kinder, wie wird es morgen aussehen? Der Feind ist beinahe noch einmal so stark, als wir.“ „Das laß nur gut sein“, antwortete man ihm. „Es sind keine Pommern dabei. Du weißt wohl, was die können.“ „Freilich weiß ich das; sonst könnte ich auch morgen die Bataille nicht liefern wollen. Morgen haben wir also den Feind geschlagen oder sind alle todt.“ [1]) Das

1) Ich schöpfe hiebei aus Kaltenborn, Vertraute Briefe eines preußischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend, S. 86, der grade an dieser Stelle gut unterrichtet war, wie seine Nachricht über die Rede des Königs beweist. Für diese entnehme ich einige Worte aus dem Berichte Küster's, Die Lebensrettungen Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege, S. 24, für die namhafte Gewährsmänner angeführt wer-

feste Lager an der Lohe, welches der Prinz von Bevern eingerichtet und die Oesterreicher nunmehr eingenommen hatten, war es jedoch nicht, was die Truppen anzugreifen bestimmt waren. Der Prinz von Lothringen und alle seine Generale hielten für gut, dem König entgegenzugehen, um ihn zu verhindern, sich in Schlesien festzusetzen. Ihrerseits wollten sie Liegnitz behaupten, so gut wie Schweidnitz. Der König würde ihnen, durch die Stellung, die er nahm, die Verbindung mit Böhmen abgeschnitten haben. Auch sie fühlten, daß der Besitz von Schlesien von dem Kampfe, der jetzt bevorstand, abhing. Sie gingen dem König entschlossen entgegen. Der Unterschied zwischen den beiden Heeren lag vornehmlich darin, daß das preußische, enger als jemals vereinigt, von einem starken Willen unbedingt geleitet wurde. Dem österreichischen Heer fehlte die Zucht der unbedingten Unterordnung; überdies hatte es Elemente in sich, die dem König zuneigten. Schon vor Roßbach hatten das die Franzosen bemerkt; in dem Reichsheer manifestirte sich eine auf der Religion beruhender Sympathie für die Preußen. Der ungläubige König war von religiös angeregten Generalen und einer von Herzen gläubigen Heerschaar umgeben. Die alte Sitte, das Tagewerk des Krieges mit religiöser Erbauung zu beginnen, dauerte im Lager fort. Stellen des alten Testamentes, welche Zuversicht auf den göttlichen Schutz athmeten, wurden in den Regimentern verlesen, die Armee stimmte bei dem Marsch geistliche Lieder an; das geistliche Lied, in welchem die Summe der Ueberzeugung des evangelischen Deutschlands sich aussprach, trat gleichsam an die Stelle des alten Bardit, es wurde zum Schlachtgesang. Als die Preußen gegen den Feind anrückten, wurde in einem Regiment das Lied „O Gott, du from-

den, obwohl sie bei Retzow fehlen. Retzow war anwesend. Die Rede, die er dem König in den Mund legt (Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges I, S. 237), stimmt im Wesentlichen mit dem zusammen, was wir bei Tempelhoff und Kaltenborn finden. Doch ist sie zu sehr ausgearbeitet, um völlig authentisch zu sein, — denn wer könnte eine solche Reihe von Sätzen im Gedächtniß behalten? Wie die Worte in den Andenken der Menschen festgehalten wurden, so erscheinen sie am einfachsten in den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten, (Berlin 1786) Bd. I, S. 32. Die bezeichnendste Stelle ist „Wer von euch verzagt ist, Leben und Blut nicht aufopfern will, der trete heraus, ehe er andere verzagt macht! Er trete heraus! Er soll ohne Umstände und Vorwurf gleich auf der Stelle seinen Abschied haben." — Auf die letzten Worte des Königs sagte nach einer kleinen Pause ein Stabsofficier im Namen Aller: „Das thue ein Hundsfott! Wir sind alle bereit, für Ew. Majestät unser Leben aufzuopfern."

mer Gott" angestimmt und von den Colonnen wiederholt [1]). Wenn nun die Preußen unter den Melodieen und dem kräftigen Gesang evangelischer Kirchenlieder heranrückten, so mußten die Würtemberger, die sich im österreichischen Lager befanden, ebenso gute Protestanten, wie die Pommern, inne werden, daß sie für eine Sache fochten, die nicht allein nicht die ihre war, sondern dem entgegenlief, was sie dachten und empfanden. Denn wie gesagt, es war ein Kampf der Religion, nicht ein ausgesprochener, aber ein solcher, der in der Sache lag und den Jedermann durchfühlte.

Es erinnert an die Anmahnung von Parchwitz, wenn der König seinen Truppen sagte, der Feind sei nun in die Ebene herabgekommen. Die größte Schwierigkeit war gehoben. Alles wünschte mit ihm handgemein zu werden. Mit dem Feuer des Schlachtmuthes paarte sich die Ordnung der Feldübung. Der König, der auf diesem Terrain, der Hügelgegend bei Leuthen, zuweilen hatte manövriren lassen, kannte es vollkommen. Er benutzte die erste Hitze der Truppen, um die wichtigsten und stärksten Positionen des Feindes auf dessen linkem Flügel unverzüglich anzugreifen. Es war damals, daß er, als die Colonnen sich in einander zu verwickeln drohten, die Spitzen derselben rechts abschwenken ließ, wodurch der Flügelabmarsch in einen Treffenabmarsch verwandelt wurde [2]).

Die Mannschaften zogen heran, wie zur Revue; sie führten die schwierigsten Manöver mit Präcision und Raschheit aus. Der Ruhm, die Schlacht eingeleitet und zuletzt auch entschieden zu haben, gebührt der preußischen Cavalerie [3]). Doch eiferten alle Waffen mit ihr an Verdienst. In wenigen Stunden war das große Werk vollendet. Als man sah, daß der Sieg errungen war, stimmten die Sieger aus vollem Herzensdrange das deutsche Tedeum „Nun danket alle Gott" an. Der König selbst war erstaunt; „mein Gott", soll er ausgerufen haben, „welche Kraft hat die Religion!" [4]) Er selbst theilte diese Ueberzeugungen nicht, aber er glaubte an eine Vorsehung und die Gerechtigkeit seiner Sache. Auch hier war der

1) Seydel, Nachrichten über vaterländische Festungen, p. 126, bezeichnet den zweiten Vers. Vergl. das Schreiben eines preußischen Generals in Wiltsch, Die Schlacht von Roßbach, S. 105.

2) Geschichte des siebenjährigen Krieges von Officieren des großen Generalstabs I, 442.

3) Tempelhoff I, S. 327.

4) Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges Th. 4, p. 34.

Tag zu kurz, um, was sonst leicht hätte geschehen können, den Feind zu vernichten. Aber ungeheuer waren die Vortheile, die man davon getragen hatte.

Der König gab seinem Geheimschreiber Eichel, der sich in Glogau befand, auf der Stelle von dem Siege Nachricht. Er meldete ihm, er habe mehrere Regimenter gefangen, viele Kanonen und Fahnen erbeutet, der preußische Verlust betrage etwa 2000 Mann. Die Dunkelheit verhindere ihn genauere Nachrichten zu geben. „Alles", fügt er hinzu, „geht wundervoll gut, ich gehe morgen nach Breslau, welches ich in wenigen Tagen wieder zu erobern hoffe." [1]) Die österreichische Armee zog in sehr aufgelöstem Zustande nach Böhmen zurück; am 21. December ergab sich Breslau mit einer Besatzung von 15,000 Mann dem König. Auch Liegnitz ergab sich (28. Decbr.). Ganz Schlesien kam wieder an den König zurück, außer Schweidnitz, daß er sofort umlagerte. „Endlich ist die größte Schwierigkeit überwunden, schreibt Friedrich am 18. December an Prinz Heinrich: Gott sei gelobt, daß ich mir diesen schrecklichen Dorn aus dem Fuße gezogen habe. In meinem Leben habe ich niemals so viele Hindernisse auf meinem Wege zu überwinden gehabt. Gegenwärtig haben wir unsere Revanche: die Reputation der Truppen ist vollkommen hergestellt." Der König befand sich damals nicht wohl. „Aber wenn nur unsre Sachen gut gehen", so schreibt er, „so werde ich dem Himmel danken, wenn ich auch allein leide."

Es war vor Allem die technische Ausbildung der Truppen, ihre Manövrirfähigkeit [2]) und die strategische Ueberlegenheit des Königs-Connetable, was die großen Schlachten entschied. Friedrich behauptete mitten in den größten Gefahren seine alte Eroberung, seine militärische Position überhaupt. So endigte der Feldzug von 1757; in ihm concentrirt sich der Charakter dieses Krieges überhaupt: kühner Anlauf, überwältigendes Unglück, Gefahr der Existenz, aber Rettung durch Entschluß, Disciplin und Waffen.

1) Die beiden Schlachtberichte von Roßbach und Leuthen, die ich ebenfalls aus den Papieren Mitchells entnahm, folgen am Schluß.

2) The Prussians have a facility in manoeuvring beyond any other troops whatever; and their victories must be ascribed to this chiefly; for all the genius of the leader can do nothing without it, and almost every thing with it. Lloyd II. preface XXXVII.

V.

Annahme englischer Subsidien.

Im Spätsommer 1757 glaubte mancher Zeitgenosse wahrzunehmen, daß Frankreich den Gipfel seiner Machtentwicklung zu erreichen im Begriff stehe. Denn in dem maritimen Kriege schien es den Engländern nicht allein gewachsen, sondern selbst überlegen zu sein. Die Zahl der Schiffe, die es nahm, war bei weitem größer, als die, welche es verlor; um Minorca zu behaupten, ergriff es Besitz in Corsica; die Verträge mit Oesterreich überlieferten ihm die niederländischen Küsten und Häfen; in Nordamerika hatte es offenbar die Oberhand über die Engländer und ihre Colonien; das größte Aufsehen machte, daß eine aus Franzosen, Canadiern und Indianern zusammengesetzte Armee das auf französischem Grund und Boden errichtete englische Fort William Henry, welches als der Schlüssel zu Canada betrachtet wurde, zur Capitulation nöthigte. Man fürchtete für die Sicherheit der noch nicht vereinigten amerikanischen Colonien. Und zugleich waren die Franzosen nun in Folge der Capitulation von Kloster Zeven Meister des größten Theiles von Norddeutschland geworden. Sie hielten Halberstadt besetzt und drangen in Thüringen vor. Sie übten gleichsam eine Mitherrschaft in Deutschland aus, die Kaiserin-Königin rissen sie mit sich fort, dem König von Preußen drohten sie den Untergang. Mitchell sagt einmal, welcher von beiden Theilen, Preußen oder Oesterreich, auch den Sieg davontrage, der größte Vortheil sei allzeit auf Seite der Franzosen. In diesem Augenblick erfocht Friedrich den Sieg bei Roßbach, der als ein universales Ereigniß gelten konnte und auf den niederdeutschen Krieg einen unmittelbaren Einfluß ausübte. Georg II. hatte die Capitulation von Kloster Zeven zu ratificiren verweigert; die hannoversche Armee war keineswegs vollständig aufgelöst worden; sie hielt sich in ihren Quartieren zu Stade; auch die Truppen der mit Georg II. verbündeten Fürsten waren nicht vollkommen zerstreut.

Man erwartete einen neuen Waffengang, für welchen es nur an einem geeigneten Befehlshaber mangelte.

Zwei Tage nach der Schlacht bei Roßbach, bei der Rückkehr von der Verfolgung, nahm König Friedrich den Prinzen Ferdinand von Braunschweig bei Seite und forderte ihn auf, den Oberbefehl über die alliirte Armee, die sich wieder an der Elbe zusammenzog, zu übernehmen. Der Herzog hegte manche gegründete Bedenken, fügte sich aber. Noch im November 1757 erschien er, vom Erbprinz von Braunschweig [1]) begleitet, in Stade, um den Krieg gegen den Marschall Richelieu zu erneuen. Friedrich war einmal zweifelhaft gewesen, ob Herzog Ferdinand alle Eigenschaften besitze, die für ein solches Unternehmen erforderlich seien; der Herzog übertraf alle Erwartungen: er wußte die aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Truppen und ihre Offiziere nach dem Bedürfniß zu behandeln, er hatte immer Zeit diese anzuhören. Zugleich aber war er entschlossen und planvoll. Eine alte Homann'sche Karte in der Hand, entwarf er den Kriegsplan, durch welchen er die Communikation der französischen Truppen an der Aller bedrohte, sodaß der Marschall, der dieselbe nicht preisgeben durfte, sich zu einem Rückzug entschloß, bei dem er Stellung hinter der Aller nahm. Seine Lage wurde durch die Mißstimmung der Population schwierig: denn die Gewaltsamkeiten, welche die Franzosen ausübten, riefen die Besorgniß hervor, als sei es hier auf eine Verwüstung abgesehen, wie sie einst die Pfalz erfahren hatte. Die Franzosen wußten noch den Fluß zu behaupten. Im Allgemeinen hatten sie noch eine imponirende Stellung, die sich von Bremen bis Braunschweig erstreckte; die Wummer deckte den linken, die Aller das Centrum und den rechten Flügel. Im Februar 1758 faßte der Herzog Ferdinand den Entschluß, diese starke Stellung anzugreifen, eigentlich gegen die Ansicht der meisten seiner höheren Officiere, aber er rechnete darauf, daß, wenn sein Unternehmen nur einmal in Gang gesetzt sei, ihr Eifer um so größer sein werde. Von vielem Einfluß war die

1) Der Erbprinz ist derselbe Fürst Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der später eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Er trennte sich damals von seinem Vater, der an der Convention von Kloster Zeven festhielt, und schloß sich an seinen Oheim an. Vergl. Adelung, Pragmatische Staats-Geschichte Europa's von dem Ableben Carls VI., Bd. IX, 2, 1. Abth. S. 6 ff. Vortrefflich sind die Nachrichten, welche der Sekretär des Herzogs Ferdinand, Westphalen, in der Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg, über diesen Feldzug hinterlassen hat.

Ankunft einiger Schwadronen preußischer Cavalerie, die nicht gerade zahlreich waren, aber die größte Reputation hatten. Was ist es, was in Fällen dieser Art entscheidet? Die Zuversicht auf der einen, Unsicherheit auf der andern Seite. Dem Herzog gelang es fast leichter, als er gemeint hatte, Verden einzunehmen, wodurch der linke Flügel der Franzosen vom Centrum und dem rechten getrennt wurde, sodaß ein entschlossener Anfall auf diese Alles entscheiden mußte.

Einige Schwierigkeit machten die Ueberschwemmungen der Aller. An einer Stelle, welche benachbarte Forstleute und Schiffer als die einzige angaben, wo der Uebergang möglich sei, wurde derselbe glücklich ausgeführt (24./25. Februar). Wenige Tage darauf capitulirte Nienburg. Bremen wurde von den Franzosen verlassen, und da zugleich Prinz Heinrich von Preußen in dem Hildesheimischen Gebiet erschien, so brach die Ueberzeugung sich bei ihnen Bahn, daß sie sich zwischen Weser und Aller nicht mehr zu behaupten vermöchten. Schon war Richelieu, dessen Heerführung dem französischen Hofe auch deshalb widerwärtig wurde, weil er sich zu sehr in politischen Combinationen ergehe, — denn die Convention von Kloster Zeven hatte auch in Frankreich keinen Beifall gefunden —, von der Armee abberufen worden. Sein Nachfolger, Graf Clermont, der Celle, Hannover und Braunschweig räumte, mußte doch bald inne werden, daß er auch die Weser nicht behaupten könne. Herzog Ferdinand überschritt den Fluß; dann konnte auch die Capitulation von Minden nicht verhindert werden. Nicht wenig trug zu dem Ausschlag das Erscheinen einer englischen Escadre in dem Hafen von Emden bei, der sogleich von den Verbündeten besetzt wurde. Westphalen und Hessen fielen darauf in die Hände des Herzogs; Graf Clermont zog am 11. März über den Rhein und nahm sein Lager bei Wesel. Man kann das Glück und den Erfolg dieses Unternehmens noch als eine Rückwirkung der Schlacht von Roßbach ansehen, die auf die Franzosen einen Eindruck der Entmuthigung, den sie nicht verwinden konnten, gemacht hatte. Ihre Angelegenheiten erfuhren einen allgemeinen Rückgang. Herzog Ferdinand ist durch muthvolle und strategisch unübertrefflich angelegte Ausführung dieses Feldzugs in der deutschen Geschichte unsterblich geworden. Für die Combination der Mächte war derselbe auch dadurch von großer Bedeutung, daß er die Verbindung von England und Preußen durch eine große Kriegshandlung befestigte.

Die Eröffnung des Parlaments war um vierzehn Tage verschoben worden, um den Nachrichten von Roßbach Zeit zu gönnen, eine

Wirkung auf die Nation auszuüben. In seiner Thronrede gedachte König Georg II. dieses Ereignisses, welches eine neue Wendung der Dinge herbeiführe. Er erwähnte flüchtig der letzten Unfälle, sprach aber das Vertrauen aus, daß die Nation, deren Geist früher so große Schwierigkeiten überwunden habe, dadurch nicht entmuthigt sei. Als das Ziel seiner Anstrengungen bezeichnete er die Sicherheit seiner Königreiche, den Schutz seiner Unterthanen, vornehmlich in Nordamerika, die Erhaltung der Freiheit in Europa und der protestantischen Religion, wozu es besonders gehöre, daß dem König von Preußen die Unterstützung gewährt werde, welche seine Hochherzigkeit und sein Eifer für die gemeine Sache verdiene.

Die eintreffende Nachricht von der Schlacht von Leuthen verdoppelte den Enthusiasmus für König Friedrich. Was lasse sich nicht erwarten, schreibt Newcastle an Mitchell, von der unvergleichlichen Geschicklichkeit des Königs von Preußen, seinem Scharfblick und seinem Muth, von dem Eifer und der Tapferkeit seiner Truppen? Der neue gegen die Oesterreicher geführte Schlag beweise, daß keine Truppen der Welt dem König zu widerstehen fähig seien. Schon verwandle sich — denn auch Herzog Ferdinand sei im Feld — der melancholische Anschein des letzten Jahres in die freudige Hoffnung, die Oesterreicher aus Schlesien und die Franzosen aus Deutschland vertrieben zu sehen. Bei dieser Stimmung, welche die der ganzen Nation war, konnte nun die vor Kurzem in Gang gesetzte Verhandlung über die Subsidien mit aller Sicherheit auf guten Erfolg aufgenommen werden. Mitchell wurde mit der Verhandlung beauftragt, erhielt aber fürs erste keine Vollmacht zum Abschluß; auch wurde ihm noch kein Entwurf zu einer neuen Convention, die man doch beabsichtigte, mitgetheilt. Es war ihm nicht ganz wohl zu Muthe, als er sich nun zu König Friedrich begab. Zwar hatte Friedrich nach dem Unglück von Kolin die Nothwendigkeit eines Subsidienvertrages mit England empfunden und eine Verhandlung darüber angeregt. Doch hatte es ihn unangenehm berührt, daß England so wenig für ihn that. Nach der Schlacht von Roßbach lehnte er Anfangs die darauf hinzielenden Anerbietungen Mitchells ab. Einige Tage später — denn noch war seine Lage im höchsten Grade gefährdet — ging er darauf ein. Allein seitdem war die Schlacht von Leuthen erfolgt, und in dem König war das Vertrauen zu seinen eigenen Kräften verdoppelt worden. Mitchell meinte, er denke jetzt auf nichts als auf Frieden. Denn in der Schlacht von Leuthen habe er den Gipfel des militärischen Ruhmes erreicht; Fortsetzung des Krieges

und neue Schlachttage würden ihn eher in Gefahr bringen, denselben einzubüßen statt ihn zu vermehren. Ohne Zweifel lasse sich erwarten, daß seine Gegner dazu die Hand bieten würden. Was solle er, Mitchell, dem König sagen, wenn er wieder bei ihm eintreffe? Friedrich werde ihm erklären, er könne sich länger nicht mit bloßen Worten hinhalten lassen. Er werde fragen, durch welche Mittel man die Russen im Zaume halten, die Holländer beruhigen, die Pforte anregen wolle. Nicht eben alle diese Punkte brachte Friedrich zur Sprache; aber jedes seiner Worte ließ erkennen, daß er seine Lage nach allen Seiten hin überschaute und bei der Annahme der englischen Subsidien seine volle Selbständigkeit zu behaupten entschlossen war. Indem er sich bereit zeigte, seine eigenen Truppen an dem wiederbeginnenden Krieg in Niederdeutschland Theil nehmen zu lassen, forderte er, daß man die Russen hindere, ihn anzugreifen und ihm helfe, Schweden zu pacificiren. In Bezug auf die angetragenen Subsidien machte er zwei vorläufige Bedingungen: die eine, daß eine englische Escadre in die Ostsee einlaufe, um den Russen zu imponiren; die andere, daß ein englisches Truppenkorps über die See komme, um an dem Krieg in Niedersachsen Theil zu nehmen. Sich selbst zu einer bestimmten Leistung in Niedersachsen zu verpflichten, namentlich für den Beginn des nächsten Feldzugs, verweigerte er, was man auch immer ihm anbieten möge, weil er nicht wisse, wie die Sachen alsdann stehen würden. Sich die Hände zu binden, sei er nicht gemeint. Es geschehe oft, daß eine Macht, welche Subsidien zahle, eine Superiorität über die, welche dieselben empfange, in Anspruch nehme. Er aber wolle die volle Autorität über seine Armee ohne alle fremde Controlle. Mitchell versichert und der Augenschein zeigte, daß eben in dieser absoluten Autorität seine Stärke bestand. Auch die Engländer konnten nicht daran denken, sie ihm zu schmälern.

Zwischen den beiden Regierungen erhob sich eine andere Frage, welche aus den inneren Zwistigkeiten in England entsprang. Das damalige englische Ministerium beruhte auf dem Grundsatze, mit den continentalen Angelegenheiten in keinem anderen Verhältniß zu stehen, als in einem solchen, welches durch Geldzahlung zu erledigen sei. Wenn Mitchell auf die Frage des Königs, was denn England mit seinen Truppen, die nun verstärkt wurden, machen wolle, antwortete, es brauche sie in Amerika, so entgegnete der König, um Amerika zu retten, dürfe man Europa nicht in die Hände der Franzosen gerathen lassen. Aber was Mitchell sagte, hatte doch seine

gute Begründung. Die Engländer waren entschlossen, alle ihre nationalen Kräfte in den maritimen Kampf zur Behauptung der Colonien zu werfen; an New-York lag der Nation mehr, als an Hannover. Sie war bereit, dem König Friedrich eine größere Summe Subsidien zu zahlen, als noch je bezahlt worden (570,000 Pfd. St. jährlich, 4 Millionen Thaler), und selbst eine ansehnliche Summe zur Vertheidigung Hannovers beizutragen. Aber einen unmittelbaren Antheil an dem deutschen Kriege zu nehmen, war sie damals nicht gesonnen. Der große Grundsatz kam zu Tage, auf dem das Verhältniß von Hannover zu England fortan beruhen sollte. Georg II. war demselben beigetreten. Der junge Hof, der sich um dessen Enkel und Nachfolger bildete, hielt daran fest; alle persönlichen Beziehungen, durch welche die Majorität im Parlament gesichert wurde, basirten darauf. Das Ministerium konnte nicht davon abweichen, ohne die Mehrheit in dem Parlament zweifelhaft zu machen, d. h. sein eigenes Dasein zu gefährden [1]).

Wenn nun Friedrich II., dem von den Nothwendigkeiten eines parlamentarischen Systems keine deutliche Vorstellung beiwohnte, gegen diesen Grundsatz anstrebte, so war es ein Irrthum, daß er seinem geschickten und wohl unterrichteten Gesandten die Erfolglosigkeit seiner Unterhandlungen zuschrieb. Diese lag in der Sache. Feste Grundsätze sind nun einmal das einzige Mittel, um Majoritäten zusammenzuhalten und den Widerspruch der Minoritäten zu ersticken. Hier war die Verwicklung sehr eigenthümlicher Natur. Das englische Parlament war nur dann geneigt, eine Bewilligung zu Gunsten des niederdeutschen Kriegs zu gewähren, wenn dieselbe als Anhang zu dem preußischen Subsidientraktat oder doch unter der Voraussetzung eines solchen vorgeschlagen werde. Die größte Verlegenheit mußte entstehen, wenn König Friedrich den Subsidientraktat verwarf, zu dem Mitchell nunmehr bestimmte und ausgesprochene Vorschläge erhalten hatte; dieser bildete zugleich den Eckstein des englischen Systems überhaupt; das Ministerium würde sich sonst nicht haben behaupten können. Durch die Weiterungen Friedrichs erschreckt, hatte William Pitt einmal den Gedanken, dem Schmerze der Gicht, an der er eben litt, zum Trotz, sich zu König Georg zu begeben und sein Amt niederzulegen. So viel ihm an der Durchführung des Traktates mit Preußen lag, so konnte er doch die Bedingungen

1) S. die Depesche Mitchells vom 24. Februar 1758; bei Schäfer II, 1, 535 fg.

nicht eingehen, die König Friedrich machte; worauf demselben fast das Meiste angekommen wäre, eine Demonstration in der Ostsee, konnte er ebenfalls nicht bewilligen. Denn einmal bedurfte England seiner ganzen Seemacht gegen Frankreich, aber überdies, da Schweden und Dänemark von dem französischen Einfluß nicht viel weniger abhingen, als Rußland, so würden alle nordischen Mächte gegen die Engländer Partei genommen haben, wenn sie mit einer starken Escadre in den Sund eingelaufen wären. Da die Sache nicht zu ändern war, so gab König Friedrich nach; er leistete Verzicht auf die Herübersendung eines national-englischen Truppenkorps nach Hannover, er bestand nur darauf, daß die dort agirende Armee verstärkt würde. Er hätte freilich gewünscht, daß England in den continentalen Krieg energischer eingegriffen hätte. Er meinte, die Franzosen müßten gehindert werden, sich Brabants und der niederländischen Küsten zu bemeistern, worauf auch die Holländer wieder Muth fassen dürften. So nahe dies den Engländern an sich lag, so gingen sie doch damals nicht darauf ein. Denn ihre Intention war vor allem auf die Rettung ihrer gefährdeten Colonien gerichtet. Man darf hierbei im Allgemeinen bemerken, daß die Nationen in dieser Epoche sich von einander sonderten, England nur eben seine Stellung als das große Inselreich einnahm und die Vertheidigung gegen Frankreich den deutschen Streitkräften überlassen blieb. Auch die andere Forderung, die Sendung einer Eskadre in die Ostsee, gab Friedrich auf, wie er sagte, um dem König von England keine weitere Schwierigkeit in dem Parlament zu veranlassen. [1])

Zwischen Rußland und England bestand an sich kein die populären Interessen berührender Zwiespalt. Die Engländer würden eine Absendung der Flotte nach der Ostsee fast als einen Verrath an dem nationalen Interesse betrachtet haben, welches einzig gegen Frankreich ging.

Für König Friedrich hatte dies Zugeständniß eine hohe Bedeutung, da ihm eben von dort her die größte Gefahr drohte. Aber dahin war es nun einmal gekommen, daß auch er seine Stellung nach allen Seiten hin für sich selbst einnehmen und behaupten mußte, so wie England die seine. Am 11. April 1758 wurde eine neue Convention zwischen Preußen und England geschlossen, in welcher die Stipulationen von Westminster erneuert und nur näher dahin bestimmt

1) Pour tranquilliser S. M. Br. et pour ne mettre plus d'empêchements aux autres affaires.

wurden, daß die beiden Mächte ihre Anstrengungen zu ihrer Vertheidigung und Sicherheit und zur Erhaltung der Freiheiten des deutschen Reiches vereinigen sollten. Sie versprachen einander, weder Friede noch Stillstand, noch ein anderes ähnliches Uebereinkommen zu treffen ohne gegenseitiges Einverständniß. Es leuchtet ein, daß der Krieg noch umfassender und großartiger werden mußte.

Wenn die frühere Kriegsverwicklung darauf beruhte, daß die Franzosen sich für den Ausgang des Kampfes durch die Besitznahme von Hannover zu sichern suchten, so waren die Gesichtspunkte jetzt verändert. Frankreich hatte Hannover und Norddeutschland soeben verloren. Die Verflechtung der maritimen mit der deutschen Angelegenheit suchte England zu vermeiden. Aufgeregt in seinem nationalen Selbstbewußtsein nahm es sich vor allen Dingen vor, seine Häfen und seine Colonien gegen Frankreich zu schützen. Den continentalen Krieg überließ es dem König Friedrich und dem Herzog Ferdinand. Es war eine Allianz zwischen dem parlamentarischen England und dem deutschen Kriegsstaat, in welcher sich das erstere, indem es anderweitige Hülfe versagte, nur zu Subsidienzahlungen anheischig machte und der andere den Widerstand gegen Frankreich zu Lande über sich nahm; in der That doch ein für die beiden Theile nicht ganz gleichartiges Verhältniß. Denn der Kampf gegen Frankreich eröffnete dem Inselreich, das keinen anderen Nebenbuhler der Seeherrschaft hatte, als eben die Franzosen, eine Aussicht auf eine Machterweiterung, welche die Welt umfaßte. Dagegen hatte Preußen nicht so sehr Frankreich, als dessen Verbündete Oesterreich und Rußland, durch die seine politische Stellung bedroht wurde, zu bekämpfen. Für die Kriegführung waren die vier Millionen, welche England dem König zahlte, ungemein erwünscht, vielleicht unentbehrlich. Aber die Geldkräfte waren für die Kämpfe, in denen er begriffen war, nicht das Bedeutendste; sie enthielten eine stete Bedrohung seines Daseins, das, wenn er einmal niedergeworfen wurde, durch keine Hülfeleistung der Welt hergestellt werden konnte.

VI.

Feldzüge von 1758 und 1759.

Eben in denselben Monaten, in welchen sich Friedrich mit England verständigte, vereinigten sich Oesterreich und Rußland. Gerade indem der König die Sendung der englischen Escadre nach der Ostsee aufgab (Ende März 1758), entwickelte sich die Gefahr, die er damit zu beschwören vermeint hatte, stärker und drohender als jemals. Bereits im vorigen Feldzug war sie hervorgetreten. Mit einer starken Armee war Feldmarschall Apraxin in Preußen eingebrochen; er hatte Memel eingenommen und über die preußischen Truppen bei Großjägerndorf die Oberhand behalten, als er plötzlich den Rückzug antrat. Sein Beweggrund hierzu lag in dem inneren Zustande von Rußland. Ueber Allem schwebte dort die Erwartung einer völligen Aenderung des Systems bei dem Tode der Kaiserin Elisabeth: denn kein Mensch konnte bezweifeln, daß ihr präsumtiver Nachfolger, Großfürst Peter, der einer der größten Bewunderer Friedrichs war, auf dessen Seite treten würde. Nach dem Gesundheitszustande der Kaiserin änderten sich die vorwaltenden Tendenzen des russischen Cabinets. Wenn die Hinfälligkeiten der Kaiserin derselben ein nahes Ende anzukündigen schienen, so neigte sich Alles zu einer friedlichen Abkunft mit Friedrich; die Wiederherstellung ihrer Gesundheit brachte dagegen die kriegerischen Tendenzen empor. So geschah es im Jahre 1757. Die Nachricht von einer eminenten Gefahr des Lebens der Kaiserin bewirkte, daß Apraxin es über sich nahm, ohne ihren ausdrücklichen Befehl, Preußen, ausgenommen Memel, zu verlassen. Da aber die Krisis vorüberging, die Kaiserin genas, so verlor auch der General seine Stellung. Ja noch um Vieles weiter erstreckte sich die Rückwirkung. Bestuchew, der die russischen Angelegenheiten schon so lange mit unbedingtem Ansehen geleitet, aber die persönliche Gnade der Kaiserin verloren hatte, konnte sich nicht länger behaupten. Aus dem Prozeß, der über Apraxin verhängt wurde,

hatte sich ergeben, daß der erste Minister selbst mit seinem Rückzug einverstanden gewesen war, und zwar mit der Absicht, nicht etwa den gesetzmäßigen Nachfolger Peter, den sie sei es für unfähig oder für unwürdig hielten, sondern mit Vorbeigehung desselben seine Gemahlin Katharina im Namen ihres Sohnes auf den Thron zu erheben [1]; sie hatten dann beide Parteien, sowohl die der Kaiserin, als die des Großfürsten gegen sich. Die Kaiserin erneuerte ihre Politik mit voller Entschiedenheit; die russischen Truppen kamen hierauf nach Preußen zurück. Der Geburtstag Friedrichs wurde im Jahre 1758 in England mit populären Demonstrationen in London, wie in den Provinzen gefeiert; in seinem Königreich selbst ward er dadurch bezeichnet, daß die Hauptstadt genöthigt wurde, der Czarin zu huldigen: denn Friedrich, dessen ganze Kraft in der Action seiner vereinigten Armee bestand, wollte dieselbe nicht durch einen ernsthaften Kampf jenseits der Weichsel schwächen. Für Maria Theresia war diese Besitznahme sehr erfreulich. Sie bemerkte, daß sich Ostpreußen leicht von den Russen werde behaupten, daß sich Pommern von da aus im Verein mit den Schweden werde occupiren lassen. Aber darin lag für sie doch nur eine indirekte Unterstützung, die ihr noch nicht genügte, da der Krieg dadurch noch nicht entschieden worden wäre. Ihr Sinn war jetzt, die russische Streitmacht zur Vernichtung des Königs von Preußen unmittelbar herbeizuziehen. An der Eroberung der einzelnen Provinzen lag ihr soviel nicht: denn, wie Kaunitz ausdrücklich bemerkt hatte, keineswegs aus denen setze sich die Stärke des Königs von Preußen zusammen; die Hülfsquellen, welche sie darbieten könnten, seien nicht sehr hoch anzuschlagen; die Macht des Königs bestehe in seiner Armee; diese müsse man zertrümmern, wenn man die Ruhe in Europa herstellen wolle. Wie Kaunitz, dachte die Marquise Pompadour: sie zeigte sich mehr als je von Haß gegen Friedrich durchdrungen; sie sprach ein Wort aus, das weniger von ihrem Geist zeugt, als von ihrem Haß; sie sagte, man müsse den modernen Attila pulverisiren. Welche Aehnlichkeit aber hatten wohl Friedrich und Attila? Schon hatte sich gezeigt, daß die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich nicht zur Vernichtung Friedrichs führen werde. Nur durch die effective Mitwirkung von Rußland konnte dies Ziel erreicht werden. Oesterreich bestand

1) Aus dem, was in den Mémoires de l'impératrice Catherine II. pag. 247 erzählt wird, ergiebt sich wenigstens so viel daß die Familie Apraxin sich an Katharina hielt und auf ihre Gnade rechnen konnte.

jetzt nicht mehr auf einen unmittelbaren Zuzug der Russen nach den österreichischen Erblanden, sondern es brachte in Vorschlag: daß eine aus der in Preußen stehenden Armee abzuzweigende und durch die für Oesterreich bestimmten Hülfstruppen zu verstärkende Kriegsmacht nach der Oder vorrücken und an der Warthe und Netze eine durch ein altes schwedisches Feldlager berühmt gewordene Position einnehmen solle, zu einer unmittelbaren Theilnahme nicht nur an der Besitznahme preußischer Landschaften, die doch immer sehr erwünscht war, sondern an der Niederwerfung der militärischen Macht Friedrichs; diese vor Allem sollte gebrochen, das politische und militärische Ansehen, das Friedrich genoß, vernichtet werden. Und auf diesen Plan gingen die Russen ein [1]). Zum Nachfolger Apraxins war Graf Fermor bestimmt worden, einst Generalquartiermeister unter Münnich, damals Intendant der kaiserlichen Bauten. Er verband diese Geschäfte mit einander, wie einst Louvois in Versailles; den Intentionen der Kaiserin schloß er sich mit voller Hingebung an. Er war beauftragt, auf der einen Seite die in Pommern befindlichen preußischen Truppen zu beschäftigen, sodaß sie nicht gegen Oesterreich verwendet werden konnten, auf der anderen die angedeutete Position an Warthe und Netze einzunehmen und den Kern der preußischen Staaten zu bedrohen. Der Befehl, der an Fermor erging, ist fast von demselben Datum wie die Erneuerung der englisch-preußischen Allianz.

Der erste, der im Jahr 1758 im Felde erschien, war doch abermals Friedrich selbst. Sein Heer, das man zertrümmern wollte, war so schlagfertig, wie jemals; er berechnet es auf 98,000 Mann. Nachdem er Schweidnitz wiedergenommen, hielt er es nicht für angemessen, die Feinde in Sachsen und in Schlesien zu erwarten. Er dachte ihnen vielmehr durch einen Angriff von Sachsen her auf Böhmen, den sein Bruder, und vor Allem durch einen Angriff seiner Hauptmacht auf Mähren, den er selbst leiten wollte, zuvorzukommen. Seine Hauptabsicht dabei war, wie er selbst es mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen hat, den Hof von Wien auf friedliche Gedanken zu bringen. Durch eine bloße Abwehr konnte dies nicht geschehen: die Kaiserin mußte die bei der Fortsetzung des Krieges der sich immer erneuernden Gefahr ihrer Erblande inne werden. Friedrich hoffte durch einen unerwarteten Anlauf Olmütz in seine Hände zu bringen, woran sich dann alles Andere geknüpft haben würde. Mit der Raschheit und Sicherheit, die seine Bewegungen charakterisirten,

1) Arneth I, S. 291.

erschien er im Mai 1758 vor der Hauptstadt von Mähren; aber er fand größeren Widerstand, als er erwartet hatte. In seiner Nähe sammelten sich die österreichischen Streitkräfte, nunmehr unter dem Oberbefehl des bedachtsamen Daun, zu einem Versuch, die Stadt zu entsetzen. Friedrich hoffte, durch einen Zuzug neuer Truppen mit der schweren Artillerie stark genug zu werden, um zugleich die Stadt zu belagern und den Oesterreichern zu widerstehen. Allein dem heranziehenden großen Transport stellte sich bei Domstädtl Laudon mit Geschicklichkeit und Ungestüm in den Weg. Es war nur eine Affaire dritten oder vierten Ranges, durch welche das Heranrücken der Preußen verhindert wurde, aber sie war entscheidend. Der König konnte nun nicht zugleich die Stadt angreifen und dem Feind im offenen Felde zu widerstehen wagen; seine Lage wurde sogar gefährlich, da die Oesterreicher die Engpässe, durch die er herangerückt war, in seinem Rücken besetzten. Bei der ersten Nachricht von jenem Unfall war sein Entschluß gefaßt, die Belagerung aufzuheben. Dem vertrauten Mitchell sagte er, man könne nicht immer thun, was man wolle [1]), man müsse thun, was man könne. Es hat immer die Bewunderung der Kriegskundigen erregt, wie er seinen Rückzug nach Schlesien durch Böhmen suchte, gleichsam eskortirt von den österreichischen Truppen in seiner Front, zu beiden Seiten und im Rücken. Trotz der Ueberlegenheit derselben in leichter Reiterei gelangte das preußische Heer mit seinem Gepäck und seinen Geschützen beinahe ohne Verlust nach Schlesien zurück [2]). „Hier sind wir nun wieder, rief Friedrich aus, ich muß mich sogleich auf die Russen werfen.“ Von dem zwischen Oesterreich und Rußland verabredeten Plan hatte er keine Kunde; wenn in Folge desselben die Russen wirklich an die Warthe vordrangen und Küstrin beschossen, sah das mehr wie eine vereinzelte Bewegung aus, der man geschwind und entschlossen entgegengehen müsse, um nicht die Neu=

1) Bei den militärischen Erwägungen hat man die Absicht, den Frieden herbeizuführen, die demselben zu Grunde lag, außer Acht gelassen: aber sie ist nicht zu bezweifeln. Bei Mitchell heißt es: The king of Prussia told me, he was very sorry, his project upon Olmütz had miscarried, because he thougt, if it had succeded, it must have disposed the court of Vienna to peace; but, added he, as one cannot always do what they wish, they must do what they can.

2) Geständnisse eines österreichischen Veterans (III, 21): Ich weiß nicht eine einzige Prise, womit der König wenigstens die Transitogebühren an uns bezahlt hätte.

mark und selbst die Kurmark von ihnen überfluthen zu lassen. In seiner Umgebung herrschte die Meinung, die Russen würden eilen, nach Polen zurückzugehen, aber sie hielten ihm Stand. Was auch Friedrich dann und wann in anderem Sinne gesagt haben mag, er erkannte doch die ganze Gefahr, die ihm aus einer nachdrücklichen Theilnahme der Russen am Kriege entsprang. Damals hat er dem Prinzen Heinrich etwas von der geheimen Instruktion mitgetheilt, die er vor einem Jahre für den Fall aufgesetzt hatte, daß ihm ein Unglück begegne. Es war ihm vor Allem darum zu thun, daß keine Unterbrechung in der Kriegführung entstehe, wenn er etwa vor dem Feinde bleiben sollte, noch weniger in der regelmäßigen Erbfolgeordnung. Abgesehen von dieser eminenten Gefahr gewann aber der Krieg überhaupt einen anderen Charakter; die Angriffe gegen die österreichischen Erblande hörten auf, der Krieg wurde defensiver Natur und zwar gegen wen? gegen die beiden benachbarten großen Mächte, mit denen der preußische Staat in den größten Kämpfen, die ihm bevorstanden, gemeinschaftliche Sache machen sollte, die aber damals einverstanden waren, Preußen aus seiner Stellung herabzudrängen oder gar zu Grunde zu richten.

Am 25. August 1758 traf Friedrich mit den Russen bei Zorndorf zusammen. Er hat gemeint, er würde sie vernichtet haben, wenn seine Anordnungen genau beobachtet worden wären. Aber wahr ist es doch auch, daß ihm in der unerwartet mit lautem Geschrei hervorbrechenden russischen Infanterie ein neues Element entgegentrat, wenig disziplinirt und wenig zu militärischen Evolutionen fähig, das aber auf das Nachhaltigste Stand hielt. Die ganze Ueberlegenheit der preußischen Cavallerie und ein mörderischer Kampf gehörte dazu, um die Russen zum Rückzuge zu zwingen. Zorndorf und alle Dörfer in der Runde waren in Brand gesteckt, wodurch der Anblick des Schlachtfeldes noch gräßlicher hervortrat; ein großer Theil russischer Pulverwagen flog in die Luft. Die Russen wichen vom Schlachtfeld, Fermor ging nach Landsberg zurück. Die Ueberlegenheit des Königs lag in seiner Cavalerie, die unter dem jungen Generallieutenant von Seydlitz, — er zählte 37 Jahre —, plötzlich gegen die russische vorbrach, die dann in die Infanterie eindrang und sie auseinander warf. Seydlitz war, als Page des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, zu dessen Ausgelassenheiten mancherlei Art ein tollkühnes Reiten gehörte, aufgewachsen und dann durch den Dienst- und Wetteifer der Armee geschult, — verwegen und doch besonnen, ausschweifend und tapfer. Bei Roßbach war seine Aus-

führung der königlichen Befehle unübertrefflich; von der Schlacht von Zorndorf sagte ihm der König selbst, er verdanke ihm den Sieg [1]).

Es hängt mit der Bewegung, die Fermor nach langem Zögern, durch die beiden Höfe aufgerufen, gegen Stargard hin unternahm, zusammen, daß endlich auch das österreichische Heer in Sachsen in Bewegung kam. Daun hatte sich bisher begnügt, in einem festen Lager zu Stolpen zu verharren, wo er dem ihm gegenüberstehenden Prinzen Heinrich von Preußen zwar geringen Eintrag that, aber auch von dem König, als derselbe von Zorndorf her zur Unterstützung des Prinzen heranrückte, sich keinen Eintrag thun ließ. Als Daun endlich aus seinem Lager aufbrach, folgte ihm der König: darauf kam es an, für den einen die Belagerung von Neiße, welche die Kaiserin unternehmen ließ, zu unterstützen, für den andern dieselbe zu verhindern. In der unmittelbarsten Nähe wurden die beiden Lager aufgeschlagen. Am 7. October hatten die Oesterreicher die Höhen von Kittlitz, wo drei Landstraßen einander berühren, besetzt; unmittelbar unter ihren Kanonen schlug der König einige Tage hernach sein Lager auf, um mehrere dieser Straßen zu occupiren. Es geschah vor ihren Augen und in einer Gegend, welche durch die leichten Truppen, von denen die Waldungen eingenommen waren, beherrscht und unsicher gemacht wurde. Friedrich meinte, seinen Gegner durch die Stellung, die er nahm, zum Rückzuge nach Böhmen zu nöthigen. Er wurde auf die Gefahr, die er dabei über sich herein ziehe, aufmerksam gemacht; aber er war gewohnt, anzugreifen, nicht angegriffen zu werden. Die Absicht und den Geist einer gegen ihn gerichteten offensiven Bewegung, setzte er bei Daun nicht voraus. Aber dieser verstand doch mehr vom Kriege, als es schien; seine behutsame, ernstliche Zusammenstöße vermeidende, allezeit defensive Haltung diente ihm dazu, die Offensive in dem entscheidenden Moment um so sicherer zu ergreifen. Einen solchen hielt er jetzt für gekommen. Bei der Recognoscirung des preußischen Lagers faßte er selbst den Entschluß, eine Schlacht herbeizuführen, was seine Kaiserin unaufhörlich forderte. Die beiden vornehmsten Generale seiner Umgebung, sonst fast immer verschiedener Meinung, Lascy und Laudon, vereinigten sich mit ihm in dieser Ansicht. Der sonst

1) In der ersten Relation Friedrichs (bei Westphalen II, 460) wird das Verdienst von Seydlitz hervorgehoben, in der Geschichte des Königs tritt es zurück (Oeuvres IV, 204).

so wachsame König, nur mit seinen eigenen strategischen Ideen beschäftigt, vernachlässigte die gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln. In der Nacht vom 13. zum 14. Okt. rückten die Oesterreicher in verschiedenen Kolonnen auf Wegen, die sie sich unter dem Schein von Vertheidigungsanstalten gebahnt hatten, bis in die unmittelbare Nähe des rechten Flügels der Preußen, deren Freikorps von den Croaten sofort über den Haufen geworfen wurden. Wie die Unbeweglichkeit der russischen Infanterie, die sich niemals zerstreuen ließ, so wurde die Beweglichkeit der österreichischen Cavalerie den Preußen verderblich. Die Croaten, zu denen die Grenzregimenter gehörten, die in dem Kampfe gegen die Türken, der auch während des Friedens immer fortging, eingeübt und militärisch gebildet worden, waren des Gebirgskrieges gewohnt und in ihrer nationalen, altherkömmlichen Fechtart den Freibataillonen, die Friedrich aus allerlei Volk eben gebildet hatte, überlegen. Doch pflegte ihr Geplänkel, welches die Nächte und die ersten Morgenstunden beunruhigte, wenig Aufmerksamkeit zu erregen: vor ein paar Kanonenschüssen wichen sie in der Regel zurück [1]. Diesmal aber entwickelte sich aus dem Anfall der Croaten ein ernstes Treffen. Es gelang den Oesterreichern zugleich im Rücken der sich ermannenden preußischen Bataillone ein Feuer gegen sie zu eröffnen [2].

In der allgemeinen Verwirrung, die hierdurch entstand, bewährte sich das Princip der preußischen Armee, daß die Führer der einzelnen Schaaren in dringenden Fällen fähig sein sollten, ihren Entschluß für sich selbst zu fassen. Sie setzten sich der Ueberraschung unverzüglich entgegen; aber sie waren im Nachtheil. Das Dorf Hochkirch, wohin sich der vornehmste Kampf zog, wurde von den Oesterreichern genommen, wieder verloren und endlich behauptet. Dabei büßte Friedrich einen der Männer, auf die er ein unbedingtes Vertrauen setzte, den Schotten Jakob Keith ein, der erst vor einigen Jahren aus russischen Diensten in die preußischen getreten war; einen Mann von Kriegserfahrung, Uneigennützigkeit, hohem militärischen Verdienst, der Sache des Königs von ganzem Herzen ergeben. Keith wurde, indem er sich durch die Feinde, die ihn umringten, mit dem Bayonette den Weg zum Rückzug bahnte, an der Spitze seines Regiments erschossen. Zu einer allgemeinen

1) Tempelhoff III, 318.

2) Geschichte des siebenjährigen Krieges von Officieren des großen Generalstabes, II, S. 306.

Schlacht ist es bei Hochkirch nicht gekommen. Auch die Oesterreicher erlitten die größten Verluste, ihre Grenadiere wurden zu Grunde gerichtet, aber sie behaupteten den Platz: mehr als 100 preußische Geschütze fielen in ihre Gewalt. Man konnte die erwünschte Siegesbotschaft nach Wien schicken, wo sie eben bei einer glänzenden Hoffestlichkeit eintraf, die sich dann in eine Art von Dankfest verwandelte.

Große Erfolge hatte die Schlacht nicht, denn in unmittelbarster Nähe schlug der König ein neues Lager auf; sie kam weder der Belagerung von Neiße zu Statten, noch führte sie zu der beabsichtigten Verbindung mit den Russen. Aber ein sehr bedeutendes Ereigniß war es doch, daß die Oesterreicher einen glücklichen Anfall vollzogen und die Russen nicht ganz und gar von dem brandenburgischen Boden hatten vertrieben werden können.

So standen die großen nordischen Mächte einander im Kampfe gegenüber; die zwei mächtigeren, noch immer gewillt und vielleicht auch im Stande, die minder mächtige zu überwältigen oder zu vertilgen. Die slavische Nationalität hatte daran den größten Antheil; wie die Russen ihr angehörten, so ist der Kaiserin Maria Theresia ausdrücklich versichert worden, ihr Heer bestehe zur Hälfte aus Böhmen. Dagegen war das preußische Heer durchaus deutsch. Es konnte als die eigenthümlichste Hervorbringung der Geschichte und des militärischen Geistes von Norddeutschland betrachtet werden. Der griechischen und der römischen Orthodoxie gegenüber repräsentirte es die Principien des Protestantismus.

Im folgenden Jahr (1759) sollte sich die Gefahr, welche dem König Friedrich, seinem Staate und seinem Heere von seinen beiden nordischen Nachbarn drohte, erst vollständig entwickeln. Gegen die Oesterreicher, die mit einem Angriff auf seine Position in Sachsen umgingen, setzte er sich dadurch zur Wehr, daß er die Magazine in Böhmen und Franken, welche ihrem Heere hätten dienen können, zerstörte. Nicht so gut war es ihm mit den russischen gelungen, die in Posen aufgehäuft wurden; ebensowenig ließen sich die Russen durch die unverhältnißmäßig schwächeren Truppenabtheilungen, die er ihnen entgegensetzte, trennen und wie er gehofft hatte, einzeln schlagen; sie wälzten sich, wie eine ungebändigte Naturgewalt, gegen seine eignen Landschaften heran. Es war vergeblich, daß der König einen General, dem er großes Vertrauen schenkte, Wedell, wie er sagt, mit diktatorialer Gewalt, d. h. ohne Rücksicht auf den höheren Rang der dort befehligenden Offiziere, den Russen entgegenstellte. Wedell

ging wieder zu rasch ins Feuer, ohne die erforderliche Beachtung der ungünstigen Terrainbildung, die dem Feinde zu Gute kam. Er mußte sich zurückziehen, behauptete sich jedoch in einer guten Stellung, in welcher er den König erwarten konnte. Denn dieser fühlte jetzt die Nothwendigkeit, die Führung der Armee gegen die Russen selbst in die Hand zu nehmen. Zuweilen gab er abermals der Hoffnung Raum, mit den Russen bald fertig zu werden, aber aus seinen Briefen ergiebt sich doch, daß er von der großen Gefahr, mit welcher sein Land von ihnen bedroht wurde, ein vollkommenes Bewußtsein hatte. Er gesteht seinem Bruder, daß ihm seine Lage böses Blut mache, aber in alledem handle es sich nicht um seine Person, sondern um den Staat; „ich will ihn retten oder umkommen.“

Die Russen hatten unterdeß Frankfurt a/O. eingenommen und sich mit einem österreichischen Heere, das unter Laudon heranzog, vereinigt. Sie waren 70,000 Mann stark, mit den Oesterreichern zusammen mochten sie 90,000 zählen. Friedrich hatte nur 48,000 Mann. Dennoch schritt er zum Angriff, in denselben Impulsen, die ihn bei Leuthen belebt hatten; wie damals Schlesien gegen die Oesterreicher, so wollte er jetzt Brandenburg gegen die Russen behaupten und retten; bei Leuthen behielt er die Oberhand, bei Frankfurt aber wurde er besiegt.

Am 12. August griff er das russische Lager an, welches in unmittelbarer Nähe Frankfurts in der Gegend von Kunersdorf auf dem linken Oderufer in einer starken Position errichtet und mit Verschanzungen befestigt war, die von einer zahlreichen Artillerie vertheidigt wurden. Unter den größten Anstrengungen nahm er die an sich wohlangelegten Verschanzungen, eine nach der andern. Nur noch die vornehmste war übrig, auf welche die Russen alle ihre Kräfte und ihr wirksamstes Geschütz vereinigt hatten. Man hatte dem König gesagt, er möge sich mit den errungenen Vortheilen begnügen; der König antwortete, die Sache sei in so gutem Gange, daß er sie ganz zu Ende führen wolle [1]). Aber er muthete seinen Truppen auch hier wie bei Kolin das Unmögliche zu, seine Angriffe wurden abgeschlagen. Indem die Preußen hierdurch entmuthigt und in Unordnung gebracht waren, hatte die Verbindung zwischen Oesterreich und Rußland zum ersten Male ihre volle Wirkung. Laudon erschien mit seinen frischen Reiter-

1) Gaudi in der Geschichte des siebenjährigen Krieges von Officieren des großen Generalstabes, III, 100.

regimentern und warf die Preußen vollkommen auseinander. Der König sah seine Infanterie weichen, seine Cavalerie, deren bester Führer Seydlitz verwundet war, von dem Schlachtfelde verschwinden, um sich her nur noch ein paar tausend Mann. Ihm selbst waren zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden; er gerieth in Gefahr, gefangen zu werden. Es war der schwerste Augenblick seines militärischen und politischen Lebens. Wenn die Absicht der Feinde darauf gerichtet gewesen war, die Armee, in der seine Macht bestand, zu vernichten, so schien dieselbe jetzt annähernd erreicht. Was war er aber ohne die Armee? Am Abend hatte er, wie er sagt, nur noch 3000 Mann um sich. Er hielt den Augenblick für gekommen, in welchem jene Instruktion, die er einst für den Fall eines Unglücks gegeben, ausgeführt werden müsse. Dem Grafen Finkenstein schrieb er, das Unglück sei, daß er nicht selbst getödtet worden; aber Alles sei verloren. „Den Untergang meines Vaterlandes werde ich nicht überleben. Adieu für immer."

Finkenstein, der mit der königlichen Familie nach Magdeburg ging, dankte dagegen Gott für die Erhaltung des Königs und setzte seine Hoffnung auf die Hilfsquellen, die das Genie desselben besitze [1].

Aus den Aeußerungen Friedrichs bei dem Anrücken sowohl als nach der Niederlage erkennt man, wie die Idee des Staates und der Macht über Allem schwebte, was er that und thun wollte: sie war ihm wichtiger als sein persönliches Dasein.

Ganz so weit, wie es anfangs geschienen, reichte indessen das Unglück nicht. Um den König sammelte sich doch wieder eine größere Anzahl von Truppen, als er erwartet hatte; dann nahm er eine Stellung bei Fürstenwalde; man glaubte, er werde eher noch ein drittes Treffen wagen, als Berlin in die Hände der Feinde gerathen lassen.

Wenn der König nach der Schlacht von Kunersdorf nicht vernichtet wurde, so bezeichnete er das als ein Mirakel zu Gunsten des Hauses Brandenburg, wie man so viel von Mirakeln zur Erhaltung des Hauses Oesterreich rede [2]). Die Feinde hätten nur heranzurücken und eine neue Schlacht mit ihm zu wagen gebraucht, so würden sie ihn vernichtet haben. Ohne in die Geheimnisse der göttlichen Weltregierung eindringen zu wollen, darf man doch wohl sagen, daß die Verflechtung und das Gewicht der Dinge dahin führte, daß weder Oesterreich noch Brandenburg-Preußen untergehen sollten:

1) Finkensteins Brief an Herzog Ferdinand bei Westphalen III, 753.
1) Lettre à la Duchesse de Gotha. Oeuvres XVIII, 173.

im Gegensatz zwischen beiden hat sich die Welt noch eine große Epoche hindurch weiter entwickelt. Und eigentlich nicht zur Vernichtung von Brandenburg — denn als Kurfürstenthum sollte es immer bestehen — sondern nur zur Schwächung des brandenburg-preußischen Staates, in Wahrheit zur Beseitigung Preußens als europäische Macht, worin eine Gefahr für die Ruhe der Welt liege, waren Rußland und Oesterreich verbunden. Man zweifelte nicht, daß es dem Stolze der Maria Theresia schmeicheln würde, wenn ihre Truppen Berlin einnähmen; aber der umsichtige Daun erinnerte, daß man doch nicht im Stande wäre, Berlin zu behaupten, und daß alsdann die beste Gelegenheit, gegen Schlesien etwas auszurichten, vorüber gegangen sein würde. Schlesien aber bildete, nach wie vor, den vornehmsten Gesichtspunkt der Kaiserin, und was die Russen anbelangt, so hatten sie in den beiden Schlachten, in denen sie den Platz behielten, doch die größten Verluste von Menschen und Kriegswerkzeugen erlitten. Man zog in Betracht, daß die Armee der Kern der gesammten russischen Kriegsmacht sei. Ein drittes Treffen (und wer stand dafür, daß es gewonnen werden würde) hätte nur neue sehr empfindliche Verluste herbeiführen müssen. Die russische Armee bildete ein Nationalheer, worin ihre Unüberwindlichkeit lag, aber doch auch die Unmöglichkeit, sie wie eine leicht bewegliche deutsche Armee einem noch immer furchtbaren Feind auf dem Fuße folgen zu lassen. Ueberdies ließ sich eine gewisse Eifersucht der Enthaltung und der Besorgniß zwischen den beiden Heerführern bemerken; denn der letzten Niederlage zum Trotz behauptete Friedrich noch immer seinen Ruf als der größte Capitän der Welt; keiner von beiden Generalen wollte der erste sein, um nochmals mit Friedrich zu schlagen. Es schien genug, wenn man ihn nur nöthigte, seinen Feinden mehr freie Hand gegen die schlesischen Festungen und den Prinzen Heinrich zu lassen; vornehmlich gegen dessen Armee richteten sich jetzt die Feindseligkeiten; denn es war, wie der König selbst bemerkt, die beste preußische Armee, die noch im Felde stand. Daun hob hervor, daß Alles daran liege, sie zu zertrümmern. Besonders kam damals die Eroberung von Glogau in Frage, dessen Besitz für Oesterreich auch bei dem künftigen Friedensschlusse von dem größten Belang sein werde, und zu welcher die Russen mitwirken sollten. Aber schon hatte der König freien Raum genug gewonnen, um sich dahin zu wenden; er hatte es einst erobert, er meinte, seine Ritterehre fordere, daß er es auch vertheidige und, wenn es nöthig sei, nochmals dafür schlage. Da nun die Russen ebenso-

wenig geneigt waren, in Schlesien mit Friedrich zu fechten, wie in der Mark, so mußte dieser Gedanke aufgegeben werden. Wenn aber Schlesien behauptet wurde, so erlitt dagegen der König in Sachsen die größten Verluste. In der verzweiflungsvollen Aufregung, in welche ihn die Niederlage von Kunersdorf versetzte, von der Gefahr benachrichtigt, mit welcher ein Angriff der Oesterreicher Dresden bedrohe, gab er dem Commandanten dieser Festung, die er an sich so hoch anschlug, Grafen Schmettau, die Erlaubniß, wenn er dieselbe nicht behaupten könne, eine Capitulation mit dem Feinde zu treffen, bei der er aber die gesammte Garnison und die Kriegskasse, sowie Alles, was den Preußen in Dresden gehöre, retten solle. Von jeder Communication nach Außen abgeschnitten, brachte Schmettau diese Ordre in Vollziehung, als die Lage der Dinge sich bereits verändert hatte und das königliche Heer wohl im Stande gewesen wäre, ihm Hilfe zu bringen. Der König mißbilligte dies: denn Schmettau habe nicht einmal den vollen Ernst des Angriffes erwartet; wahrscheinlich würde Dresden von den Oesterreichern nicht beschossen worden sein. Er entsetzte den General seines Dienstes; er hat wohl gesagt, Schmettau hätte verdient, daß ihm dafür der Kopf vor die Füße gelegt worden wäre. Die Rettung der Mannschaften trat vor dem Verlust, der in jener großen militärisch-geographischen Position lag, in den Hintergrund [1]). Doch gab der König nicht auf, sie wiederzugewinnen; aber bei diesem Unternehmen wurde er von einem neuen Unfall betroffen. Nur darauf schien es ihm anzukommen, den Rückzug der Oesterreicher zu bedrohen; denn dann würde sich der Feldmarschall Daun unverzüglich nach Böhmen begeben. In dieser Absicht wurde General Fink bei Maxen aufgestellt. Man nimmt an, daß der Plan von dem Prinzen Heinrich ausgegangen sei. Aber er hatte den unglücklichsten Erfolg. Entfernt davon sich zurückzuziehen, griff Daun mit einer vielleicht dreimal stärkeren Macht, die besonders an Artillerie weit überlegen war, den preußischen General an und zwang ihn — denn alles Widerstreben würde nur zu unnützem Blutvergießen geführt haben — zur Capitulation. Man erlebte das Unerhörte, daß eine preußische Armee von mehr als 12,000 Mann die Waffen zu strecken genöthigt wurde, darunter 9 Generale, 549 Offiziere.

1) Die Correspondenz bei Schöning, Der siebenjährige Krieg, II, 142, weniger vollständig bei Preuß. Die in dem Leben Schmettau's von seinem Sohne vorkommenden Uebersetzungen sind sehr mangelhaft.

Maxen war in Bezug auf die Armee gleichsam die Fortsetzung von Kunersdorf. Die Kriegsmacht des Königs wurde um eine bedeutende Stufe herabgebracht. Nicht allein in dem Kampfe an der Oder zeigte sich die Wirkung der Vereinigung Rußlands und Oesterreichs. Der Haupterfolg derselben war der Verlust von Dresden; denn Friedrich würde, wäre er nicht an der Oder unglücklich gewesen, Dresden unfehlbar entsetzt haben. Von seinem drei großen Positionen an der Elbe hatte er in der That die wichtigste verloren.

VII.

Abwandlung der politischen Verhältnisse in den Jahren 1758 und 1759.

An diesem Kampfe der drei nordischen Mächte unter einander hatte Frankreich doch keinen directen Antheil. Der Mann selbst, welcher das vornehmste Werkzeug gewesen war, um die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande zu bringen, Abbé Bernis, nunmehr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde irre an der Möglichkeit ihrer Durchführung. Den größten Eindruck hatten die Kriegsthaten Friedrichs in der zweiten Hälfte des Jahres 1757 eben auf Bernis gemacht. In seinen Briefen erklärt er ihn für den größten Feldhauptmann des Jahrhunderts; er habe den thatkräftigsten Genius und Unternehmungsgeist. Seine Truppen seien die besten in Europa; mit dem Talente des Krieges verbinde er eine sorgsame Administration, strenge Mannszucht, nie zu ermüdende Wachsamkeit [1]).

Schon im Anfang 1758 hat Bernis die Wiedereroberung von Schlesien als einen Traum bezeichnet, den man aufgeben müsse. Oesterreich sollte nicht den Eingebungen seines Hochmuths folgen, sondern dem, was die gesunde Vernunft vorschreibe. Schon damals ist der Vorschlag aufgetaucht, die Stipulationen der geheimen Allianz außer Kraft zu setzen. —

Man war dadurch in Wien betroffen und erschüttert; die Kaiserin hat wohl gesagt, sie sehe, man wolle sie der Ueberlegenheit des Königs von Preußen, den sie als ein Ungethüm bezeichnete, Preis geben. Allein nähere Erkundigungen bei dem französischen Hofe gaben doch an die Hand, daß dies die Absicht der leitenden Persönlichkeiten nicht war. Die Erklärungen Ludwigs XV. und der Marquise Pompadour hielten immer an der Verbindung der beiden Monarchien fest, die sonst zu Grunde gehen würden, die eine

1) Schreiben an Choiseul vom 6. Jan. 1758, bei Filon L'ambassade de Choiseul à Vienne in den séances et travaux de l'académie des sciences morales et politiques, 1872, p. 703.

sowohl wie die andere. Auf vermittelnde Vorschläge, welche Cardinal Tencin zu einer Verständigung mit Preußen machte, wurde die Antwort gegeben, der König könne ohne seine Alliirten auf nichts eingehen. Bernis selbst sah doch die einzige Möglichkeit eines Erfolges in erneuten massenhaften Anstrengungen und treffenden Combinationen der militärischen Bewegungen.

Der Krieg der Franzosen in Deutschland wurde im Jahre 1758 lebhaft fortgesetzt. Clermont, der durch sein Verhalten nicht bewies, daß das Blut des großen Condé in seinen Adern floß, war bei Krefeld von Herzog Ferdinand überrascht und geschlagen worden. Der General, sagt Bernis, ist geschlagen, nicht die Armee. Man setzte einen anderen Heerführer an seine Stelle, nicht gerade den besten, den es gab, aber den besten, den man bei Hof durchbringen konnte, Contades, der bald darauf wieder den Rhein überschritt und in Westfalen eindrang. Die Absicht war nun nochmals gewesen, ein anderes Truppenkorps unmittelbar nach Böhmen der Kaiserin zu Hilfe zu schicken. Aber man fand, daß dies unthunlich sei, weil die deutschen Fürsten, unter denen vor allen die Kurfürsten von Mainz und Trier und der Bischof von Würzburg als Anhänger von Oesterreich genannt werden, die Rache des Königs von Preußen zu fürchten haben würden, wenn Frankreich sie nicht schütze [1]). Aus diesem Grunde glaubte man die zweite Armee am Main aufstellen zu müssen, abermals unter Soubise, der in Frankreich einen guten Ruf genoß, auch deshalb, weil er das preußische System nachzuahmen suchte, der sich dann sehr bald Hessens bemächtigte. In Frankreich nahm man diesen Succeß mit Genugthuung auf, weil durch die kleinen Waffenthaten ihre militärische Reputation doch wiederhergestellt sei. Der Herzog Ferdinand wußte noch die Vereinigung der beiden Heere zu verhindern. Aber so große Positionen, wie Düsseldorf auf der einen, Frankfurt auf der andern Seite, blieben in ihren Händen; daß sie die Wiedereroberung von Hannover noch immer im Sinne hatten, ist unbezweifelt. Wenn sie sich zuletzt vor dem Herzog zurückzogen, so geschah es weniger, weil sie dazu gezwungen gewesen wären, als um gute Winterquartiere zu erlangen.

Indem die Franzosen aber dergestalt ihre Stellung in Deutschland im Gegensatz gegen England und Preußen nochmals mit Erfolg be-

1) Belle-Isle an Choiseul, 24. Juni 1758, a. a. O. 712.

haupteten, nahmen die maritimen Ereignisse einen ganz anderen Lauf.

Zu wiederholten Malen erfuhren die französischen Häfen und Küsten die Feindseligkeiten der Engländer, welche unter Anderem den Anfang der Befestigung von Cherbourg zerstörten. Sie machten den Franzosen den Besitz von Corsika streitig und waren im Mittelmeer wieder sehr mächtig geworden. Ungeheuer waren im J. 1758 die Verluste der Handelsmarine der Franzosen auf allen Meeren. Ihre Unternehmungen in Ostindien wurden durch den Fortgang der englischen Waffen bei weitem überflügelt, ihre Pflanzung in Senegambien beinahe vertilgt. In Nordamerika nahmen die Engländer, unterstützt von den bereits selbständig werdenden Colonien, einen erfolgreichen Anlauf gegen das dortige Frankreich, d. h. Canada. Louisburg fiel in ihre Hand, sie verjagten die Franzosen aus dem Ohiobecken.

Nicht erst späterhin hat man den Gegensatz dieser Ereignisse und zugleich ihre innere Beziehung zu einander wahrgenommen. Gleich damals zeigte sich in der Nation ein allgemeines Mißvergnügen, weil man Frankreich von Truppen und Hilfsmitteln entblöße und es den Landungen der Engländer Preis gebe; man würde dieser unversöhnlichen Feinde Meister geworden sein, wenn man sich auf den Seekrieg beschränkt hätte. Der leitende Minister, Bernis, ließ sich selbst in diesem Sinne vernehmen. Um der Kaiserin-Königin seine Freundschaft zu beweisen, habe König Ludwig ihr noch eine Campagne versprochen. „Was ist das Resultat davon? Der Verlust des Schlüssels der französischen Colonien in Amerika; die Marine von Frankreich ist zerstört, der Handel vernichtet, die Engländer sind im Begriff, sich der universalen Alleinherrschaft über die See zu bemeistern, was sie in Stand setzen wird, dem Continent Gesetze vorzuschreiben.“ [1]) Man sieht wohl, Bernis faßte die Wendung, welche die allgemeinen Angelegenheiten nahmen, in ihrer vollen Bedeutung auf. Er hatte damals einen Gedanken, der sich später oft geregt hat, eine maritime Alliance mit Dänemark und Rußland auf der einen, Spanien auf der andern Seite gegen England zu schließen, der dann vielleicht auch Holland beitreten werde. Das war fürs erste nicht auszuführen, besonders weil der spanische Hof unter Ferdinand VI.

1) Schreiben Bernis an Choiseul a. a. O., 1872, p. 720.

sich zu England neigte; Dänemark aber erklärte, sich nur mit Frankreich und Spanien zugleich vereinigen zu wollen. Wenn den Engländern Einhalt gethan werden sollte, so war das einzige Mittel dazu, den Frieden in Deutschland zu Stande zu bringen. Bernis hat einmal gesagt, Friedrich sei nicht allein sein eigener erster Minister; er sei auch der erste Minister von England. Er meint, wenn man den Frieden in Deutschland herstelle, so werde der König von Preußen seinen Einfluß anwenden, um England zu annehmbaren Bedingungen in den maritimen Streitigkeiten zu vermögen.

Diese Absicht liegt den Eröffnungen zu Grunde, die er durch den Markgrafen von Baireuth an König Friedrich gelangen ließ [1]). Frankreich wollte den Frieden zwischen Preußen und Oesterreich, Preußen sollte den Frieden zwischen Frankreich und England vermitteln. Sehr annehmbar waren die Bedingungen, die Bernis vorschlug: Erneuerung des Dresdener Friedens, für dessen Behauptung, die gefährdet war, sich Friedrich ja hauptsächlich erhoben hatte. Wenn dadurch Schlesien gesichert war, so sollte er sich dagegen anheischig machen, Sachsen zu verlassen. Bernis zog zugleich in Betracht, daß bei den noch immer zunehmenden Differenzen zwischen Oesterreich, Sachsen und Preußen der Friede gleichwohl unsicher bleiben werde: sein Vorschlag war, ihre Streitigkeiten einem europäischen Schiedsgerichte zu unterwerfen. König Friedrich verwarf das nicht allein für sich selbst; er bemerkte, daß auch Oesterreich sich nicht darauf werde einlassen können: denn ein solches Schiedsgericht laufe dem Begriffe der Souveränetät entgegen. Die Vorschläge wurden mit den bündigsten Zusicherungen einer für Preußen günstigen Absicht erneuert. In dieser Form empfing sie Friedrich, als er von Zorndorf zurückkam. „Ich habe", sagte er, „die Moskowiter aus der Neumark vertrieben und schicke mich an, Daun aus der Lausitz zu verjagen. Ich erkenne die gute Absicht der Vorschläge, die mir gemacht sind, aber ich bin stumm wie ein Fisch. Wenn Frankreich, Oesterreich und Rußland mit mir unterhandeln wollen, so brauchen sie nur zu reden: ich beschränke mich darauf sie zu schlagen und schweige." Ihm entging nicht, daß es den Franzosen hauptsächlich auf die amerikanische Angelegenheit ankam; er gab zu erkennen, daß er sich in derselben von England nicht trennen könne.

Bernis hatte nicht versäumt, mit seinen Friedensgedanken sich

1) Oeuvres de Frédéric II., XXVII, 1, 319.

auch an den Wiener Hof zu wenden; er hatte dem Fürsten Kaunitz die Meinung ausgesprochen, die Kaiserin sollte mit dem König von Preußen Frieden machen und dazu die Vortheile, die ihre Lage noch darbiete, benutzen. Man vernimmt, Kaunitz sei nicht so ganz gegen den Versuch einer friedlichen Abkunft gewesen; aber die Kaiserin Maria Theresia sprach sich mit Entschiedenheit dawider aus. Sie kenne, sagt sie, zu gut die Nachtheile, die ein unter ungünstigen Umständen geschlossener Friede herbeiführe, selbst besser als ihr Minister. Mit dem König von Preußen könne sie keinen Frieden schließen, ohne daß seine Macht geschwächt sei, denn auf viele Jahre hinaus werde sie sonst Krieg mit ihm zu besorgen haben, ein Zustand, den ihre Erblande nicht ertragen könnten. Was das Verhältniß zwischen England und Frankreich anbetrifft, so war es ihre Meinung, Frankreich müsse durch Eroberungen auf dem Festlande die Verluste in Amerika aufwiegen und den Kurfürsten von Hannover mit dem König von England und demzufolge der englischen Nation in Widerspruch bringen. Es war die Idee, welcher der Allianz Oesterreichs mit Frankreich überhaupt zu Grunde lag. Bernis, der früher dieser Idee gehuldigt, und für sie gearbeitet hatte, gab sie jetzt auf. Und nicht so gar wetterwendisch und gesinnungslos ist sein Verhalten, wie man es geschildert hat. In seiner Stellung als Minister sah Bernis die Gefahren, die aus dem Bündniß zwischen England und Preußen entstehen mußten, deutlicher ein, als irgend Jemand und wünschte ihnen vorzubeugen. Besonders beunruhigte ihn das Mißverhältniß der Finanzen. Denn während sich Frankreich durch die Zahlung der Subsidien erschöpfe, verliere es die Hilfsquellen, die ihm durch den Handel und die Colonien sonst dargeboten würden. Aber Bernis war keineswegs ein Minister, der den Intentionen des Hofes gegenüber die Nothwendigkeiten des Staates geltend zu machen vermocht hätte. Er war zu wenig Fachminister, um vollen Credit zu gewinnen; er schien immer von den Eingebungen und Rathschlägen Anderer abzuhängen. Und die Hauptsache: es gelang ihm nicht, die Marquise auf seine Seite zu bringen. Eigentlich diese Rücksicht war es, die ihn bewog, Stainville, den französischen Gesandten in Wien, der eben damals zum Herzog von Choiseul erhoben worden war und zu den Freunden der Marquise gehörte, nach Paris zur Uebernahme des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zurückzurufen, um auf diese im Verein mit ihm einzuwirken. Er hatte den Ehrgeiz dabei, doch selbst die Leitung der Geschäfte überhaupt als

erster Minister in seiner Hand zu behalten. Aber diese Erhebung wurde jetzt von der Marquise nicht begünstigt, da ihr Bernis dadurch zu stark geworden wäre. Und noch eine andere Einwirkung hatte dieser gegen sich, die der Infantin von Parma, welche durch eine Abänderung des geheimen Vertrages, wie sie Bernis vorhatte, der Hoffnungen auf die Erwerbung der Niederlande, welche als Aequivalent für die Wiedererobung von Schlesien dienen sollte, an denen sie eifrigst festhielt, beraubt worden wäre. Sie hat Starhemberg ersucht, ihr immer an die Hand zu geben, was sie in der Sache thun solle. In einer Conseil-Sitzung (8. Oktober 1758) stellte Bernis in aller Form den Antrag, den geheimen Vertrag von 1757 aufzuheben, denn darin seien Versprechungen enthalten, durch welche eine Abkunft mit Preußen unmöglich werde. Wie der deutsche Krieg daher entsprungen war, daß Frankreich seine Hand nach Hannover ausgestreckt hatte, so sollte dem Kriege mit England durch den Frieden in Deutschland ein Ziel gesetzt werden. Aber bei Ludwig XV., dessen Gesinnung durch die beiden Damen bestimmt wurde, scheiterten alle Vorstellungen. Er erklärte, daß er seinen Verbündeten zum Frieden nicht zwingen, daß er zwar auf die ihm selbst in dem geheimen Vertrag zugestandenen Vortheile verzichten könne, aber nicht auf die Ausstattung des Herzogs von Parma. Auf den Entschluß des Königs wirkte die Mittheilung von Starhemberg, daß Kaiserin Elisabeth in den kräftigsten Worten ihre Absicht kundgegeben habe, an der Allianz mit Maria Theresia festzuhalten: sie wolle ihren letzten Soldaten und ihren letzten Rubel verwenden, um den König von Preußen völlig zu demüthigen. Demgemäß ließ auch Ludwig XV., von einem auffallenden Wetteifer für die Beobachtung der Allianz ergriffen, vernehmen, er wolle eher seinen letzten Sou und seinen letzten Mann verwenden, als Maria Theresia verlassen [1]). Wenn man nach den persönlichen Beweggründen fragt, welche Bernis zu der Veränderung seiner Haltung überhaupt bewogen, so lagen sie darin, daß die französische Nation, die Anfangs nicht gegen den deutschen Krieg gewesen war, nach und nach ihre wachsende Mißbilligung desselben unzweifelhaft kund gab. Man hat ihn sogar vor der Aufregung des Volkes gewarnt. Auch in Wien war man der Meinung, er gebe nach, weil er nur dann erster Minister werden könne, wenn er die öffentliche Stimmung für sich habe. Aber Ludwig XV. erklärte auf's Neue, er werde das einmal ergriffene System, welches sein

1) Schäfer II, 1, 559.

eigenes persönliches System sei, nicht verändern; er wolle davon nicht einmal reden hören.

Ich fürchte fast zu weit zu gehen, wenn ich in dieser Hartnäckigkeit Ludwigs XV. einen Moment von weitreichendster Bedeutung für die französische Nation wahrzunehmen glaube. Denn die Stärke der Monarchie besteht in der Identität der Interessen des Monarchen und der Interessen der Nation. Darauf beruhte unter Anderem die Autorität, welche Ludwig XIV. auch in den Jahren des Unglücks behauptete. Ludwig XV., der die Allianz mit Oesterreich ergriffen hatte, weil die Irrungen mit England dahin zu führen schienen, Irrungen, welche in der That die Größe und Zukunft von Frankreich betrafen, hielt an der Allianz fest, auch, nachdem sie eigentlich schon ihren Zweck verfehlt hatte und nur dazu angethan war, die Kräfte der französischen Nation zu zerstreuen. Denn, selbst wenn man es erreichte, eine Eroberung in Deutschland zu machen, die zur Compensation anderweitiger Verluste dienen konnte, so war das doch nur eine territoriale Rücksicht; das maritime Uebergewicht war dadurch nicht herzustellen, wenn es einmal verloren war. Die dynastischen Interessen trennten sich von den nationalen, was die Dynastie nothwendig der Nation entfremdete. Jedoch genug davon. Hier halten wir nur fest, daß jene Verbindung der drei Mächte, in welcher König Friedrich seine eigene, wie die Gefahr von Europa sah, bestehen blieb. Die historische Stellung Friedrichs ist, daß er es den Engländern möglich macht, ihre gesammte Macht auf den Seekrieg zu werfen, zugleich aber sich selbst den Feindseligkeiten von Frankreich aussetzt. Diese Bundestreue wurde ihm noch einmal von den Engländern erwiedert. Von Bernis veranlaßt, haben damals die Dänen dem englischen Hofe die Frage vorgelegt, ob Georg II. geneigt sei, als König und als Kurfürst den Krieg noch in diesem Winter zu beenden. Auch in Wien hatte man den Gedanken, eine Vermittlung zwischen England und Frankreich, die durchaus nicht dem König von Preußen überlassen werden dürfe, in Gang zu setzen. Die Absicht ging dahin, England mit Frankreich zu pacifiziren, aber zugleich von Preußen zu trennen. Aber die mit Preußen geschlossene Union war zu neu und nützlich, als daß das englische Ministerium von derselben hätte abweichen mögen. Es fragte vor Allem an, ob Preußen in den Frieden mitaufgenommen werden solle. Die Antwort war, daß es darauf nicht abgesehen sei, da der Friede mit Preußen nicht von Frankreich abhänge. Hierauf erklärte Georg II., daß er gerne Vorschläge anhören

werde, mit denen die Interessen seines Reiches und seines Verbündeten vereinbar seien; aber unmöglich sei es ihm, über eine besondere Abkunft zu unterhandeln. So hatte König Friedrich bei den ihm, wie berührt, gemachten Vorschlägen geahnt, daß es dabei auf eine Trennung seiner Sache von der englisch-amerikanischen abgesehen sei: er hatte vermieden, darauf einzugehen. Die beiden Verbündeten hielten der eine an dem Interesse des andern fest. Dergestalt scheiterten die Versuche Bernis' nach beiden Seiten hin. Ludwig XV. war sehr aufgebracht, daß man Propositionen gemacht habe, ohne sich darüber vorher mit ihm verständigt zu haben. Bernis fiel in Ungnade, und an die höchste ministerielle Stellung, wie er sie wohl sonst hätte erreichen können, war für ihn nicht mehr zu denken [1]). Man darf wol annehmen, daß ebenso sehr der Nichterfolg seiner Verhandlungen, als der Versuch zu denselben Schuld daran trug. Die Summe aller Verhältnisse liegt darin, daß England sich nicht von Preußen, Frankreich aber nicht von Oesterreich trennen wollte. Zwischen Oesterreich und Preußen aber war kein Verständniß zu Stande zu bringen. Der Austritt des nunmehrigen Cardinal Bernis war für die allgemeinen Angelegenheiten von vieler Bedeutung. Man wird ihm immer zum Vorwurf machen, daß er die französisch-österreichische Allianz zu Stande zu bringen das Meiste beigetragen und dann sein eigenes Werk aufzulösen gesucht hat. Ein Beweggrund dafür lag in den Ereignissen; im Jahr 1756 und Anfang 1757 glaubte man in Frankreich, zugleich den König von Preußen niederwerfen und die englische Seemacht siegreich bestehen zu können. Das Eine wie das Andere hatte sich unmöglich gezeigt. Man konnte nicht mehr glauben, daß der König von Preußen gezwungen werden könne, auf Schlesien Verzicht zu leisten. Von England hatte man die größten Verluste und Gefahren zu befürchten. Bernis war entschlossen, die gegen Preußen genommene Stellung aufzugeben und unter den möglichst günstigen Bedingungen Frieden mit England zu schließen. Eigentlich war dies der Sinn der französischen Nation;

1) Aus dem Journal de Barbier (IV, 295 fg.) sieht man, daß die Ministerial-Veränderung, die man nicht erwartete, zumal nachdem Bernis soeben den Cardinalshut aus den Händen des Königs empfangen hatte, das größte Aufsehen machte, aber ihre Motive unbekannt blieben. Diese waren doch weniger persönlicher Natur, als man voraussetzte. Sie entsprangen mehr aus der Abwandlung, welche die Angelegenheiten nahmen. Unzweifelhafte Kunde gewähren die Auszüge aus Starhemberg's Depeschen bei Schäfer und Arneth.

Bernis, der zugleich die inneren Streitigkeiten der Krone mit den Parlamenten und der Geistlichkeit beizulegen trachtete, war wieder populär geworden. Er hatte Choiseul in das Ministerium aufnehmen wollen, um durch seinen Einfluß den Hof für sein System günstiger zu stimmen. Choiseul aber ergriff den Augenblick, um sich selbst in den Besitz der Autorität zu setzen. Dazu aber gehörte, daß die Marquise in ihrer einmal gefaßten Sympathie für Oesterreich bestärkt wurde. In ihm, einem geborenen Lothringer, repräsentirte sich die Verbindung des Hauses Lothringen-Oesterreich und Bourbon; er war voll von Selbstgefühl und Energie; sich selbst und der Nation traute er zu, den doppelseitigen Kampf in seinem ganzen Umfang durchzuführen. Noch in Wien bewilligte er, was Bernis nicht hatte nachgeben wollen, daß Frankreich noch einen Feldzug hindurch an der Seite der Kaiserin bleiben werde. Nach seiner Ankunft in Versailles und nach seinem ersten Gespräch mit Frau von Pompadour sagte Choiseul dem österreichischen Gesandten, daß Frankreich von allen Friedensgedanken Abstand nehme. Allein unbedingt ward doch auch von ihm das zwischen den beiden Staaten bestehende Verhältniß nicht festgehalten. Schon in Wien hatte er erklärt, daß es bei den Verpflichtungen des geheimen Vertrags sein Bewenden nicht haben könne. Jetzt sprach er dies mit noch größerer Entschiedenheit aus; denn nicht so sehr die Schlacht von Hochkirch an und für sich als die Erfolglosigkeit derselben und die starke Haltung, welche Friedrich ihr zum Trotz behauptete, hatte auf die Franzosen Eindruck gemacht. Choiseul weigerte sich jetzt, die Verpflichtung des geheimen Tractats, das Schwert nicht niederzulegen, bis Schlesien und Glatz abgetreten seien, in dem neuen Tractat zu wiederholen. Diese Verpflichtungen wurden nunmehr kassirt; der geheime Vertrag wurde in aller Form für aufgehoben erklärt, gleich als ob er nie existirt hätte. In einer neuen Uebereinkunft, die man zu schließen für nöthig hielt, wurde die Bestimmung, die Waffen bis zu jener Wiedereroberung nicht niederzulegen, dahin verändert, daß Frankreich bei dem Frieden seine guten Dienste zur Wiederherstellung der Kaiserin in diese Provinzen verspreche. Der Vertrag von 1756 wurde bestätigt; nur trat auch hiebei die Veränderung ein, daß sich die Kaiserin von vornherein mit der Zahlung von Subsidien begnügen und die Stellung eines Hilfskorps nicht mehr fordern werde. Kein Theil soll ohne den andern einen Separatfrieden schließen. Frankreich würde bei einem Abkommen mit England darauf dringen, daß dieses sich anheischig mache, bei dem König von

Preußen dahin zu wirken, daß Ihre kaiserliche Majestäten gerechte und ehrenvolle Bedingungen erhalten. Die Verträge sind vom 30. und 31. December 1758 datirt, aber eigentlich erst im März 1759 unterzeichnet worden. Während der Zeit der Verhandlungen wurde das Verhältniß der beiden Höfe durch den Beschluß bestätigt, daß sich Erzherzog Joseph mit der Prinzessin von Parma, und der andere Erzherzog, dem Toscana als Sekundogenitur bestimmt wurde, mit einer neapolitanischen Prinzessin ebenfalls aus dem Hause Bourbon vermählen solle. Darin lag die engste Verbindung zwischen den Häusern Bourbon und Oesterreich. Choiseul war an und für sich nicht so eifrig für Oesterreich und wider Preußen, als es wohl scheint. Gleich im Anfang seiner Verwaltung hat er unter anderem den spanischen Hof wissen lassen, die österreichische Allianz sei doch nicht mit der Allianz der bourbonischen Höfe unter einander zu vergleichen. Die Kaiserin-Königin habe die einzige Leidenschaft, die Macht des Königs von Preußen zu vernichten; wenn dies aber geschehen sei, so werde sie ihr altes Bündniß mit England erneuern und die bourbonischen Höfe bedrängen. Er urtheilte immer, daß die Feindseligkeit gegen Preußen eine untergeordnete Angelegenheit für Frankreich sei; der wahre Krieg, den Frankreich führe, sei der Krieg gegen England.

In derselben Zeit, in welcher sich die russische Macht gegen Friedrich daher wälzte und ihm im Bunde mit Oesterreich die schwersten Schläge beibrachte, hatte sich Choiseul nochmals zu einem maritimen Anlauf gegen England, wie er wohl sagte, um den Stier bei den Hörnern zu packen, erhoben. Durch eine dreifache Invasion meinte er Herr des Inselreichs zu werden und dadurch die französische Seeherrschaft zu retten. Aber man weiß, wie so ganz diese Unternehmungen mißlangen; die Franzosen wurden allenthalben geschlagen. Auf demselben Blatte der Geschichte, das die heroischen Anstrengungen Friedrichs II., um den seiner Monarchie drohenden Untergang abzuwehren, verzeichnet, stehen auch die Handlungen geschrieben, welche das Uebergewicht der Angloamerikaner in der anderen Hemisphäre und die Eröffnung des Westens von Amerika für die Entwickelung und Thatkraft der germanischen Race begründen. Mit dem Einen und dem Anderen stehen die Ereignisse in dem oberen Deutschland in Zusammenhang.

Wenn Amerika für die Franzosen verloren ging: so behaupteten sie dagegen ihre Stellung in Deutschland mit ziemlichem Glück.

Im Jahre 1759 schwebte dem Herzog Ferdinand die Absicht vor, mit jedem der beiden französischen Heere, die ihm gegenüber standen, besonders zu schlagen. Indessen hatten auch die Franzosen ihre Anstrengungen verdoppelt; als er im April 1759 die Main-Armee, jetzt unter Broglie, bei Bergen angriff, behaupteten sich die Franzosen hauptsächlich durch die Ueberlegenheit ihrer Geschütze. Nicht geschlagen zu sein, hielten sie, wie man damals gesagt hat, für einen Sieg. Der französische Kriegsminister hielt dann für gut, die Main-Armeen unter den Befehl des Marschalls Contades zu stellen, der die Rheinarmee commandirte. Die beiden Armeen vereinigten sich bei Marburg, und rückten dann über die Weser; Minden fiel in ihre Hand. Contades kam in der That noch weiter als früher Estrees. In Hannover erneute sich die alte Besorgniß, namentlich unter einigen der vornehmsten Geschlechter. In der Armee selbst zeigte sich Mißvergnügen und Zwiespalt. Durch eine geschickte Bewegung jedoch, welche der Erbprinz von Braunschweig im Rücken des Marschalls ausführte, gelang es, denselben zu nöthigen, aus seinem unangreifbaren Lager herauszugehen, die Ebene zu suchen und mehr auf seine Sicherheit Bedacht zu nehmen, als auf die Erneuerung der norddeutschen Eroberung. Er wurde bei Minden geschlagen (6. August 1759), doch keineswegs kampfunfähig gemacht[1]. Die beiden Heere standen sich nun an der Lahn gegenüber, bis der Oberbefehl über das französische Broglie übertragen wurde, der die Offensive wieder aufnahm. Die Unternehmungen der Franzosen in Deutschland waren ein Theil ihres Krieges gegen England überhaupt, wie denn jetzt auch in Deutschland englische Bataillone erschienen, nicht gerade zu ihrem Vortheile. Das hing dann Alles wieder mit der Lage Friedrichs zusammen, der nur bedauerte, von den beiden andern großen Feinden so beschäftigt zu sein, daß er dem Herzog Ferdinand keine Hülfe leisten könne. Nach den Verlusten von Kunersdorf und Maxen befand er sich aber vielmehr in der Nothwendigkeit Regimenter aus dem Heere des Herzogs an sich zu ziehen. Es schien nun doch, als würde es möglich werden, den König durch die vereinten Anstrengungen niederzuwerfen. Schon war das nicht mehr so ganz der Wunsch des fran-

1) Bei Westphalen in dem allgemeinen Abrisse, der bei dem Jahre 1759 selbständig wird, indem er sich an die ausführliche Erzählung der Jahre 1757 und 1758 anschließt, findet sich über die Schlacht von Minden, die so manche controverse Punkte darbietet, keine Auskunft.

zösischen Ministers. Die Schlacht von Kunersdorf hatte doch neben so vielen ungünstigen auch die erwünschte Rückwirkung, daß man auf die Gefahr aufmerksam wurde, welche in der völligen Ueberwältigung Preußens durch die beiden Kaiserhöfe gelegen hätte. Unumwunden hat Choiseul Das dem dänischen und dem holländischen Gesandten ausgedrückt. Aber noch ganz andere Betrachtungen erweckten in ihm die maritimen Verluste. Wie einst Bernis, so wurde auch Choiseul überzeugt, daß Frankreich den Frieden nicht entbehren könne. In Mitten der blutigsten Kämpfe des letzten Jahres war auch von Seiten Englands und Preußens fortwährend von Wiederherstellung des Friedens die Rede gewesen. Eine solche Aussicht war nothwendig, um die englische Nation im guten Willen zu ihren Leistungen zu erhalten; sie gehörte zu den Mitteln die vorwaltende ministerielle Combination sicher zu stellen, und da nun auch Preußen nichts mehr wünschte, als die Herstellung des Friedens, so wurde zwischen den beiden Mächten eine Deklaration verabredet, welche den Antrag zu einem Congreß, um einen allgemeinen Frieden herzustellen, enthielt. Es zeigte sich bald, daß die beiden Kaiserinnen dagegen waren. Aber auf Frankreich glaubte man umsomehr rechnen zu dürfen, da bereits zwischen dem König von Preußen und dem Minister Choiseul Verhandlungen angeknüpft waren. Durch einen von der Herzogin von Gotha empfohlenen Vermittler, Edelsheim, den Friedrich nach Versailles schickte, ließ er zugleich im Namen von England Propositionen an Choiseul ergehen. Diese gingen dahin, daß Frankreich ohne Rücksicht auf die beiden Kaiserhöfe einen besonderen Frieden mit England und Preußen schließen möge; es werde dadurch das Gleichgewicht in Europa namentlich auch in Deutschland erhalten und zugleich für sich selbst günstigere Bedingungen erlangen, als es sich sonst versprechen dürfe. Choiseul gab in jedem Wort zu erkennen, daß er nichts mehr wünsche als Frieden mit England, wie denn Frankreich bereit sei, sich ebensogut einige Verluste gefallen zu lassen, wie solche allen anderen auferlegt würden. Auch über Preußen sprach er sich günstig aus, wenn man nur einiges Vertrauen in ihn setze. Und auch König Ludwig XV. äußerte sich im Allgemeinen im Sinne des Ministers. Wenn man sie hörte, so hätte es scheinen sollen, als würden sie auf Unterhandlungen von England und Preußen zugleich eingehen. Das war jedoch in der That nicht der Fall; sie sprachen nicht von einer allgemeinen Abkunft, noch auch von einer Abkunft mit England, in welcher Preußen eingeschlossen sein, und zu deren Annahme man die

übrigen Mächte nöthigen werde, sondern blos von einem Frieden mit England allein. Das war eben die durch den Vertrag vom December 1758, also durch Choiseul selbst, eingeleitete Verwickelung. Die beiden Kaiserinnen genehmigten, wie damals bestimmt worden war, einen besonderen Frieden zwischen England und Frankreich; sie gaben dafür sogar den Franzosen den Rath, die maritimen Verluste nicht so sehr in Anschlag zu bringen, und sich durch Eroberungen in Deutschland zu entschädigen; hier liege Alles so, daß man im nächsten Feldzuge entscheidenden Erfolgen entgegensähe[1]). Sie rechneten darauf, daß England, zur See befriedigt, Deutschland der Combination der drei Höfe überlassen werde. In diesem Sinne nun war die Antwort von Frankreich; eine Verhandlung mit England und Preußen zugleich wurde darin abgelehnt. König Friedrich ließ diese Antwort dem englischen Ministerium zugehen, in dessen Hände er die Sache niederlege. Etwas Besseres hätte er in der That nicht thun können: Pitt wies die französischen Erklärungen schlechthin von der Hand; denn sie seien offenbar nur darauf berechnet, den König Friedrich zu bestimmen in Unterhandlungen zwischen England und Frankreich einzuwilligen, bei denen des deutschen Kriegs unmittelbar nicht gedacht werde, in der Hoffnung, durch vortheilhafte Erbietungen England zu verblenden, so daß es seine Verbündeten verlasse oder in Bezug auf dieselben erkalte. Vor allen Dingen müsse in dem beabsichtigten Vertrag für die Sicherheit des Königs von Preußen gesorgt werden[2]), geschehe das nicht von vornherein, so werde Frankreich später wenig davon hören wollen. Da nun selbst in England ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden könnte, wenn er aus Rücksicht für Preußen den Vortheil von England hintansetze, so sei er nicht im Stande auf eine Verhandlung einzugehen, wenn nicht auch Frankreich selbst Preußen und den deutschen Krieg in dieselbe

1) Les cours de Russie et de Vienne ont fait le 19 de ce mois de nouvelles protestations à la France pour l'engager à entrer de bonne heure en campagne et, en abandonnant tout à fait la marine, à se delédommager amplement en Allemagne, où il paraît que le sort et les forces décideront cette année en faveur des voeux et désirs des Impératrices. Aufzeichnung des Bailli de Froullay aus seiner Unterredung mit dem Duc de Choiseul. Schäfer II, 1, 574.

2) Il lui paraissait indispensable que l'inclusion de J. M. ne fût point traitée comme un accessoire des préliminaires à négocier entre l'Angleterre et la France, mais qu'elle en formât la base et le premier article. Michel und Knyphausen an Friedrich II., 11. April 1760. Schäfer II, 1, 580.

einzubegreifen gesonnen sei. Auch die übrigen englischen Minister waren hiemit einverstanden: ihre bestimmten Erklärungen haben um so mehr auf sich, da man einen französischen Gesandten in London erwartete, mit welchem die Präliminarien verabredet werden sollten. Der Moment ist in jeder Beziehung überaus wichtig: für Frankreich, dem noch einmal die Möglichkeit geboten wurde, eine erträglich gute Abkunft über die Colonien mit England zu schließen, wenn es zugleich die Sicherheit von Preußen und eine angemessene Einrichtung in Deutschland zugestehen wollte; für Preußen und Deutschland selbst, deren Gestaltung davon abhing. Aber Frankreich war, wiewohl die geheime Allianz vom 1. Mai 1757 nicht mehr bestand, doch durch die Verträge, die an deren Stelle getreten waren, gebunden. Es war dadurch verpflichtet, keine Abkunft einzugehen, in welche Oesterreich nicht einwillige. Vollkommen jenseits des Horizonts der französischen Politik lag es, daß Choiseul sich anheischig machen sollte, die beiden anderen Mächte zur Annahme der mit England und mit Preußen abzuschließenden Verträge zu nöthigen. Vielmehr fuhr Oesterreich fort auf die Mitwirkung Frankreichs in Deutschland zu zählen, welches zwar von der ursprünglichen Verpflichtung, den Krieg bis zur Wiedereroberung Schlesiens durch Oesterreich zurückgetreten, aber keineswegs gemeint war, gegen dieselbe einzuschreiten. Für die Fortsetzung des Krieges trat Maria Theresia in noch engere Verbindungen mit Rußland, als die bisherigen; da sie in dem nächsten Feldzug ihr großes Ziel zu erreichen hoffte, so entschloß sie sich zu Concessionen von höchstem Belang.

VIII.

Feldzüge von 1760 und 1761.

Indem Kaiserin Elisabeth alle den Explikationen über die bisherige Kriegsführung, die zuweilen selbst eine gewisse Gereiztheit verriethen, zum Trotz, sich bereit erklärte in dem nächsten Feldzuge auf das Eifrigste mit Oesterreich zur Wiedereroberung von Schlesien zusammenzuwirken, that sie das doch nicht, ohne zugleich mit einer unerwarteten, sehr umfassenden Forderung hervorzutreten. Sie nahm die vollständige Erwerbung der Landschaft, welche sie erobert und deren Huldigung sie eingenommen hatte, in Anspruch; sie verlangte, daß ihr Ostpreußen in dem zu erwartenden Friedensschlusse gesichert werde. Die Behauptung dieses Gebiets für Rußland und die Wiedererwerbung Schlesiens für Oesterreich stellte sie auf eine Linie. Wenn sie nun die Annahme dieses Vorschlags zugleich als Bedingung ihres Beitritts zu dem Vertrag vom December 1758 bezeichnete, so erhellt doch auf den ersten Blick, daß das mit diesem nicht zusammentraf, da die Franzosen darin die Wiedereroberung von Schlesien nicht mehr als den Zweck ihres Krieges anerkannt hatten. Der Wiener Hof erinnerte die Russen, daß Frankreich nicht soweit gehen könne, Ostpreußen, auf welches sich die preußische Königskrone gründe, dem König Friedrich zu entziehen. Ich finde doch nicht, daß man in Frankreich gerade diese und überhaupt eine entscheidende Einwendung gegen die beabsichtigte Abkunft gemacht hätte. Frankreich nahm an diesen Verhandlungen keinen Antheil, allein es ließ sie geschehen: denn daran dachte man doch nicht, die Verbindung der beiden Mächte zu hindern, durch welche der König von Preußen zum Frieden genöthigt werden zu müssen schien. Im Rathe des Königs von Frankreich erkannte man die Motive an, durch welche die Kaiserin-Königin vermocht werde, sich über alle Bedenken hinwegzusetzen und die Forderungen Rußlands zu bewilligen. Dies beharrte mit alle dem Nachdruck, den es aus der Unentbehrlichkeit seiner Hülfeleistung schöpfte, dabei, auf die Einwilligung Oesterreichs in die Erwerbung

Preußens zu bringen. Bereits im März 1760, eben als alle jene Verhandlungen zwischen England und Frankreich, Frankreich und Preußen schwebten, schlug der russische Hof einen Traktat vor, der an die Stelle der früheren treten sollte. Demnach sollte sich Oesterreich anheischig machen, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, als bis Rußland des dauernden Fortbesitzes Preußens versichert sei. Der österreichische Gesandte wies dies nicht von der Hand; er forderte nur die entsprechende Verpflichtung, daß auch Rußland die Waffen nicht niederlegen dürfe, bis Schlesien und Glatz wieder an Oesterreich gelangt wären. Der Erwerbung Preußens gedachte er nicht namentlich, aber er versprach, daß Oesterreich dem russischen Hofe zu einer Schadloshaltung, zu welcher derselbe berechtigt sei, verhelfen werde. In Wien hat man diese Auskunft nicht verworfen, Kaunitz hat sie vielmehr im Allgemeinen gebilligt. Man machte dort nur die Annahme des Operationsplans für den nächsten Feldzug zur Bedingung.

Die Russen erklärten hierauf, den Operationsplan nicht annehmen zu wollen, wenn ihnen nicht in der Entschädigungsfrage Genüge geschehe, wodurch denn der Gesandte Esterhazy, der den Werth kannte, den die russische Cooperation für seinen Hof hatte, bewogen wurde, dem ihm mitgetheilten Vertragsentwurf beizustimmen. Hierauf erfolgte denn auch von russischer Seite die Annahme der mitgetheilten Operationspläne. Esterhazy hatte keine Ermächtigung zur ausdrücklichen Erwähnung des Königreichs Preußen; aber so war es früher und später meistentheils der Fall: was die Gesandten verabredet, ratificirten die Höfe, wie das auch in der Regel ausdrücklich vorbehalten wurde. Wenn dies damals nicht geschehen war, so zeigte sich Maria Theresia ziemlich ungehalten darüber, aber in der Sache selbst erhob sie keinen Widerspruch. Der Unterschied von dem früheren Vertrag von 1746 war freilich ein überaus bedeutender: in dem ersten waren für den Fall, daß Schlesien wieder erobert werde, der Kaiserin Elisabeth 2 Millionen Thaler als Entschädigung verheißen worden. Jetzt nahm sie das Königreich Preußen in Anspruch. Maria Theresia ließ vernehmen, daß ihre Einwilligung in diese „Conquete" an sich gar keinem Zweifel unterliege [1]). Sie wollte dieselbe nur nicht geradezu in dem Vertrage selbst aussprechen, aber sie willigte ein, daß die Worte

1) Rescript Maria Theresias an Esterhazy bei Schäfer II, 1, 576. „Was die Frage betrifft, ob dem Russisch Kays. Hof die Conquête des Königreichs Preußen einzugestehen und zu garantiren seye, so ist solche in Ansehung Unser gar keinem Zweifel unterworfen."

in einem besonderen Artikel aufgenommen wurden, in welchem die russische Eroberung von Preußen in unmittelbare Verbindung mit der österreichischen von Schlesien gesetzt wurde 1). Maria Theresia hatte wohl, wie erwähnt, selbst den Gedanken gehegt, Preußen für das Erzhaus zu erwerben: sie ließ denselben in dem Gedränge der Umstände fallen. Ihr war Alles recht, wenn sie nur wieder in Besitz von Schlesien gelangte und König Friedrich niedergekämpft wurde. Das Eine und das Andere war der Gegenstand gleichsam einer persönlichen Leidenschaft, der einzigen, die sie hegte. Maria Theresia kann als ein Muster weiblicher und landesmütterlicher Tugenden gelten; aber sie lebte nun einmal der Ueberzeugung, daß ihr Oesterreich nicht allein nicht zu seinem alten Range aufsteigen, sondern auch in sich selbst zu keiner ruhigen Entwickelung gedeihen werde, so lange die preußische Krone demselben mächtig gegenüberstehe, zumal wenn ein Friedrich II. sie trage. Politik und Religion, Haß und Ehrgeiz wirkten hiebei zusammen; das Vergangene, welches zur Feindseligkeit berechtigte, und die Zukunft, welche man den Nachfolgern sichern wollte. Was sind das Alles für Zugeständnisse, die sich Maria Theresia in ihrem Hasse gegen Friedrich abgewinnen ließ? Preußen sollte dem deutschen Namen verloren sein und an Rußland übergehen. Es war daran gedacht worden, Preußen an den Thronfolger in Rußland, Peter, zu überlassen, der dafür sein Holstein-Gottorp'sches Erbe, Holstein, an Dänemark abtreten sollte, um diese Macht für die große Allianz zu gewinnen. Der Gedanke war in Rußland gefaßt, aber von Peter abgelehnt worden, Maria Theresia nahm ihn auf. Indeß war den Franzosen das Anerbieten gemacht, dessen wir gedachten, sich für ihre Verluste zur See durch Eroberungen in Deutschland zu entschädigen. Sie waren damals in Oberdeutschland im Uebergewicht. Broglie hatte Cassel wieder eingenommen und behauptete sich in Hessen. Die Franzosen machten Ansprüche auf Mainz. Auch die oberdeutschen Fürsten, die sich zuweilen auf die Seite von England geneigt hatten, fügten sich jetzt in eine erniedrigende Abhängigkeit von Frankreich. Der Kurfürst von der Pfalz hat versprochen, auf dem Reichstage zu stimmen, wie Frankreich es wünsche; es waren Zustände, die an den späteren Rheinbund erinnern. Wie kann man

1) Bien entendu néanmoins que l'engagement que prend, à cet égard, S. M. l'Impératrice-Reine ne serait obligatoire, s'il arrivait que Sa dite Majesté ne parvînt point à obtenir la cession de toute la Silésie et du comté de Glatz.

Concessionen dieser Art nicht allein machen sondern hervorrufen, und doch zugleich das deutsche Kaiserthum verwalten wollen? Eigentlich in dem siebenjährigen Kriege hat Oesterreich sich des deutschen Kaiserthums in seiner Idee entäußert. Unangegriffen, um einen verlorenen Besitz wieder zu erwerben, setzte es alle nationalen Interessen hintan. Noch war Preußen weit entfernt davon, die höchste Gewalt in Deutschland ergreifen zu können oder auch nur zu wollen. Es ist wohl so, daß Friedrich thatsächlich das deutsche Interesse vertrat; doch geschah das nur, indem er das eigene wahrnahm. Beinahe räthselhaft erscheint die Politik Frankreichs, denn es kann kein Zweifel sein, daß es sich der alten Verbindungen mit Preußen erinnerte und in der Ueberwältigung desselben durch die beiden Kaiserhöfe eine europäische Gefahr erblickte. Und dennoch gab es jetzt die engste Verbindung derselben unter unerhörten Bedingungen zu. Einen Schimmer von Licht wirft es auf diese Politik, wenn Choiseul bemerkte, daß fortan der König von Preußen seine Macht mehr gegen Rußland, als gegen Oesterreich selbst wenden werde[1]). Auch darin folgte Choiseul den Spuren seines Vorgängers, daß er der Kaiserin rieth, sich mit der Erwerbung von Glatz zu begnügen, wenn Friedrich sie als Preis des Friedens gewähren wolle. Davon hing großentheils der allgemeine Friede ab. Denn nur, wenn Oesterreich mit Preußen pacificirt ward, ließ sich Pacification zwischen Frankreich und England erwarten. Die Wiedererwerbung von Schlesien hielt Choiseul nicht viel weniger für unmöglich, als Bernis. Aber was gehörte nicht dazu, um Friedrich zur Abtretung auch nur von Glatz zu vermögen? Man billigte in Frankreich die Concessionen der Kaiserin-Königin, inwiefern sie dazu gehörten, um den König von Preußen zu derselben zu zwingen. Oesterreich und Rußland bestanden auf der Eroberung von Schlesien. Choiseul hielt dafür, daß sich Oesterreich mit der Wiedereroberung der Grafschaft Glatz begnügen solle: denn dadurch werde für die Sicherheit von Oesterreich hinreichend gesorgt sein; für Sachsen, meinte er, werde man einige Entschädigungen in der Lausitz ausbedingen können. Wenn Friedrich um sich hersah, so hatte er von keiner Seite Hilfe zu erwarten, als von England. Die Engländer, denen er den größten denkbaren Dienst geleistet hatte, indem er die Macht, mit der sie

1) Aus den Berichten Starhembergs bei Arneth II, 91. Ein großes Bedürfniß für die Geschichte dieser Zeiten wäre eine authentische Darstellung der Verwaltung Choiseuls, wozu ja in Paris alle Mittel vorhanden sein müssen.

über die Seeherrschaft rangen, durch seine Waffen beschäftigte, hatten wohl die Pflicht und auch den guten Willen, sich seiner anzunehmen. Friedrich erwartete eine nachhaltige Unterstützung erst, wenn Frankreich genöthigt sein werde, seinen Frieden mit England zu schließen und sich alsdann von Oesterreich zu trennen. Aber so weit war es noch lange nicht gekommen; die Engländer glaubten genug zu thun, wenn sie dazu beitrügen, daß die hannoversche Armee sich im Felde halten konnte. Uebrigens blieb König Friedrich auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Da die Russen von England nicht bedroht wurden, so erneuerten sie ihre Allianz mit Oesterreich in den eben angegebenen Absichten. Friedrich mußte noch einmal die Russen und zugleich die Oesterreicher, sowie die im Solde Frankreichs stehenden deutschen Fürsten abwehren und bekämpfen.

In den Winterquatieren nach dem Feldzug von 1759 war Friedrichs erste Sorge gewesen, die Armee so viel wie möglich wiederherzustellen. Ein großes Hülfsmittel fand er in den Reconvalescenten von Kunersdorf, sie bildeten den Kern der neuen Formationen, die größtentheils aus Ausländern bestanden. Der Abgang der Offiziere wurde aus den Garnisons-Regimentern ersetzt. Der Nachwuchs aus den Eingebornen zeigte sich von trefflicher Beschaffenheit: viele aus den Cantons ausgehobene pommersche und märkische Bauernsöhne hatten zwar noch keine Feinde gesehen, aber bald belebten sie sich mit kriegerischem Sinne und Muth: sie thaten es bei jeder Gelegenheit den alten Kriegern gleich.

Die innere Landesverwaltung befand sich in der schwierigsten Lage; wohl bot die preußische Administration für einen kurzen Krieg die erforderlichen Hülfsmittel dar, aber für eine Reihe von Feldzügen hatte sie nicht die nothwendige und unentbehrliche Nachhaltigkeit. Der alte Schatz war verbraucht, man schritt zu Münzverschlechterungen, welche aber den inneren Verkehr lähmten; die Pensionen wurden nicht mehr gezahlt; auch die Gehälter hielt man inne; alles Geld floß in die Kriegskasse zusammen. Das ganze Staatsleben war davon abhängig, wie die Würfel des Krieges fallen würden. Mit allen Anstrengungen aber brachte man die Armee doch nur auf 70,000, etwas später auf 90,000 Mann, während die Oesterreicher allein 130,000 Mann und mit ihren Verbündeten zusammen gegen 300,000 Mann ins Feld stellen konnten.

Der Anfang des Feldzugs, der sich bis in den Juni verzog, war mit einem neuen großen Unfall des Königs bezeichnet, der ihm gutentheils ebensowohl zur Last fällt, wie die Ueberlieferung

von Dresden und die Capitulation von Maxen. Es ist die Ueberwältigung der Preußen bei Landshut. Doch trägt dieses Ereigniß am meisten den Charakter der preußischen Disciplin und Waffenführung überhaupt. Der König war in Sachsen festgehalten. General Fouqué in der Besorgniß, daß Laudon, der im Anfang Juni in Schlesien eindrang, Breslau angreifen würde, verließ den Posten von Landshut, um die schlesische Hauptstadt und Schweidnitz zu decken. Aber dadurch bekam nun Laudon freie Hand gegen Glatz, und der König, der auf die Position von Landshut den größten Werth legte, ungehalten, daß Fouqué dieselbe verlassen, befahl ihm in gebieterischen Ausdrücken, den Posten wiedereinzunehmen [1]. General Fouqué wußte recht wohl, welche Gefahr ihm bevorstehe, wenn er nach Landshut zurückgehe. Aber das war nun das Princip, daß der Befehl des Königs ohne alle Weigerung auf der Stelle in Ausführung gebracht werden müsse; die gesammte Staats- und Heeresordnung beruhte darauf. Fouqué gehorchte nicht allein, sondern er gab dem König noch besonders das Wort, den Posten bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Niemals wurde ein Versprechen besser gehalten. Die wieder eingenommene Stellung zu behaupten,

1) Nach einer Tradition, welche in der Lebensbeschreibung Heinrich Augusts de la Motte Fouqué von seinem Enkel Friedrich de la Motte Fouqué (p. 375) enthalten ist, hätte General Fouqué seine Obersten versammelt und ihnen gesagt: wenn es wahr sei, was der König schreibe, hätte er verdient, von ihnen seines Kommandos entsetzt zu werden; sie seien alle in der königlichen Ungnade mitinbegriffen; aber der Befehl des Königs und die Ehre der Truppen fordere das Aeußerste. Wahrscheinlich werde Laudon sie in den Posten wieder einrücken lassen, aber dann einen Anfall auf sie unternehmen; man müsse dann Höhen und Thalgründe so lange wie möglich vertheidigen und an keine Capitulation denken; bei einem Rückzuge werde er der letzte sein. Mein verewigter Freund Stenzel hat diese Erzählung in seine Geschichte des siebenjährigen Krieges, eine der besten seiner Arbeiten überhaupt, aufgenommen (Bd. V, p. 238). Ich wage doch nicht, hierin seinem Beispiel zu folgen. Die Tradition des Enkels, dessen Buch 1824 erschien und sich nur auf ein fernes Hörensagen gründet, trifft zu sehr mit den Ereignissen zusammen, um wahr zu sein; sie trägt nicht mehr den Stempel der Fridericianischen Zeit. Besser lautet es noch bei Retzow (II, 195): Fouqué habe gesagt, der König halte ihn für einen schlechten Kerl; er werde ihm das Gegentheil zeigen, ob er gleich seinen und so vieler anderer tapferer Leute Untergang voraussehe. Das innere Widerstreben des Generals darf man jedoch nicht läugnen; in einem Schreiben desselben an Friedrich (16. Juni) wird es wenigstens angedeutet: J'espère que la fortune nous secondera, quoique le cas soit fort douteux (Mémoires du baron de la Motte Fouqué; tome II, p. 80).

wären 40,000 Mann erforderlich gewesen, Fouqué hatte nur 10,400 Mann, die nun von einer vierfachen Uebermacht und von dem geschicktesten der österreichischen Generale, Laudon selbst, angegriffen wurden. Man kann nicht ohne Bewunderung lesen, mit welcher Tapferkeit eine Höhe nach der andern vertheidigt und dann unter stetem Widerstand geräumt wurde, bis nur noch eine übrig war, auf welcher der General selbst sich befand. Man berichtet, daß auch in diesem bedrängten Moment die Preußen sich mit derselben Sicherheit bewegten, wie bei dem Manöver einer Revue. Der General gehörte noch der Schule des alten Dessauers an, bei dem er als Cadett seine militärische Erziehung genossen hatte. Die fernere Ausbildung verdankte er dem Umgang und dem Beispiel des Königs, der ihn als Freund behandelte und dem er eine unbedingte Ergebenheit widmete. Von Natur war er zurückhaltend, ernst, selbst finster, wegen seiner Strenge gefürchtet und gehaßt; die ritterlichen Tugenden, die man an ihm rühmt, erschienen in soldatischen Formen. Er war von der tiefen Religiosität, welche die menschlichen Handlungen mit dem Ewigen verbindet. Es gelang ihm, seine kleine Schaar über den Bober zu führen. Hier aber erlag er den Angriffen der österreichischen Reiterei und gerieth, nachdem er selbst verwundet worden, in Gefangenschaft. Es liegt etwas heroisch Großartiges in diesem Widerstand. Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß die Armee Friedrichs, wie sie jetzt war, der früheren nicht mehr gleich gewesen sei; der König selbst hat das gesagt; aber bessere Männer als die, welche bei Landshut untergingen, hat er nie gehabt. Die Anforderungen des Königs an seine Truppen wurden auf das Glänzendste erfüllt: Gehorsam, Ordnung und jene Tapferkeit, der auch noch in der größten Bedrängniß kleinmüthiges Zurückweichen als verächtlich erscheint. Die militärische Monarchie der neueren Zeiten wird dadurch zu hohem Range erhoben, daß ihr eisernes Gebot doch zugleich mit der vollen Hingebung an die Sache, die es gilt, verbunden ist. Man wird dabei an die Großthaten des Alterthums erinnert. Die Truppen folgten den Anordnungen des Königs-Connetable mit derselben Aufopferung, wie die Alten den Befehlen ihrer Republik[1]), wenn sie auch ihren Untergang dabei voraussahen. Ihre Gesinnungen sind gleich ehrenwerth.

1) — — — *Τῇ δε κείμεθα,*
Τοῖς κείνου ῥήμασι πειθόμενοι.
Die Erinnerung an Thermopylä stammt von Friedrich selbst.

Für König Friedrich hatte das Ereigniß zunächst die Folge, daß er in Person nach Schlesien gehen mußte, unter Umständen, die ihm selbst sehr bedenklich schienen. Dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig schrieb er am 29. Juni 1760, er dürfe sich nicht wundern, wenn er in Kurzem schlechte Nachrichten von ihm erhalte. Am 17. August aber konnte er demselben die Nachricht geben, daß er „Dank dem Himmel" einen großen Vortheil über den Feind davongetragen habe. Seit seiner Ankunft in Schlesien habe er alles Mögliche gethan, um Schweidnitz oder Breslau zu erreichen, „aber alle Mühe, sagt er, war vergeblich, an der Stellung der Oesterreicher und der Wachsamkeit Lascys und Laudons scheiterten alle meine Pläne. Von den Russen gedrängt, die nicht nach Schlesien vorrücken wollten, wenn die Oesterreicher nicht erst eine Schlacht gewonnen hätten, beschloß Daun mich anzugreifen. Laudon sollte auf den Höhen von Liegnitz zu meiner linken Flanke Stellung nehmen, während mich Daun in der Front angreifen würde. Von dieser Absicht unterrichtet, besetzte ich die Höhen von Pfaffendorf, welche Laudon einnehmen wollte." Wir wiederholen hier einfach die Nachricht, die Friedrich dem befreundeten Herzog gab. Um sich die Vorfälle des Kampfes lebhaft zu vergegenwärtigen, muß man einmal den Kirchthurm von Liegnitz besteigen. Friedrich stieß nun mit Laudon zusammen, der so eben wirklich heranzog; indem der König die erforderlichen Anstalten traf, um Daun an seiner Stelle festzuhalten, schlug er mit Laudon und ward desselben so vollkommen Meister, daß dieser von den 30,000 Mann, die er befehligte, nur 6000 unter den Waffen behielt.

Der König kann die Tapferkeit seiner Truppen nicht genug rühmen, binnen zwei Stunden war die ganze Sache entschieden: „wir haben den zweiten Band von Roßbach geliefert". Die Russen hatten nur auf einen glücklichen Erfolg der Oesterreicher gewartet, um mit denselben gemeinschaftliche Sache zu machen. Nach der Schlacht zogen sie sich über die Oder zurück, und der König konnte seine Verbindung mit Breslau herstellen. Wie sehr aber würde man sich täuschen, wenn man ihm nun die Gefühle eines Siegers, der seiner Sache und ihres Triumphes gewiß ist, zuschreiben wollte. Alle seine Briefe sind voll davon, daß er durch die gewonnenen Bataillen doch in keine bessere Situation gelange. Er hatte auf eine Abkunft zwischen Frankreich und England gerechnet; er wurde inne, daß daran nicht zu denken war. Die Verhältnisse von Frankreich waren mit den österreichischen und den russischen so enge verflochten, daß

ein Friede, der England mit Frankreich, Preußen mit Oesterreich pacificirt hätte, noch zu den Unmöglichkeiten gehörte. Mit vieler Bestimmtheit hat er eine Bewegung der Türken gegen Oesterreich erwartet, die wirklich einmal von einer Allianz mit England und Preußen redeten; allein das Vordringen Laudons in Schlesien belehrte ihn, daß man in Oesterreich von den Bewegungen der Türken nichts mehr fürchte. Und wenn die Dänen einmal die Absicht gezeigt hatten, sich mit England und Preußen zu verbinden, sodaß mit ihrer Hülfe die Schweden aus Pommern, die Russen aus Preußen hätten verjagt werden können, so schwand demnächst auch diese Hoffnung, denn unmöglich konnte sich Dänemark von Frankreich und von Rußland zugleich losreißen. Friedrich sagt, es bleibe ihm nichts übrig, als den Feind anzugreifen, der sich zuerst zeige, ihn zu schlagen und dann nach dem Ort zu eilen, wo die nächste Gefahr drohe. Eigene Pläne zu entwerfen und auszuführen war für ihn unthunlich. Seine Bewegungen hingen allezeit von den Umständen ab. „Man weiß nicht, wohin man sich wenden soll, überall dieselben Hindernisse, dieselben Schwierigkeiten, dieselbe Ueberlegenheit. Der Himmel möge uns unterstützen, denn die menschliche Klugheit reicht nicht aus, in einer so grausamen und verzweifelten Lage, wie die unsere." Indem Friedrich sich gegen Schlesien wendete, fühlte er, wie sehr dadurch seine Position in Sachsen unsicher und seine eigenen alten Gebiete gefährdet wurden. „Ich könnte es nimmermehr verantworten, alle meine Länder den Gewaltsamkeiten der Feinde zu überlassen. Ohne Schlacht werden wir uns in uns selbst aufzehren." Den Prinzen Heinrich, der einige Unentschlossenheit blicken ließ, beschwört er, feste Entschlüsse zu nehmen und nicht zu schwanken; ein schlechter Entschluß sei besser, als gar keiner. Bei aller seiner Thätigkeit und seinem Eifer hatte Prinz Heinrich doch in einem seiner Briefe einfließen lassen, daß er sich zu schwach fühle, um seiner Obliegenheit unter diesen Umständen vollkommen zu genügen. Der König macht ihn in seiner Antwort aufmerksam, daß es leicht sei, dem Staat in glücklichen Tagen zu dienen, ein guter Bürger sei man erst, wenn man dem Gemeinwesen seine Dienste auch in Zeiten des Unglückes weihe. „Wir kämpfen für die Ehre und für unser Vaterland, ungeschreckt durch die Ueberlegenheit unsrer Feinde. Meine Heiterkeit und mein guter Humor sind mit den geliebten und verehrten Personen begraben, an die sich mein Herz angeschlossen hatte. Ich habe eine große Maschine zu regieren und zwar ohne Gehülfen, ich zittre, wenn ich daran

denke. Kein Wunder wenn der Kummer und die Unruhe, die ich seit zwei Jahren erfahre, meine Leibesconstitution untergraben." (Er litt damals an Krampfanfällen). „Mein Wahlspruch ist siegen oder sterben, in andern Fällen lassen sich Mittelwege denken, nicht in meiner Lage."

„Sie legen Werth auf das Leben", schreibt er an d'Argens, „als Sybarit, ich sehe den Tod als Stoiker an. Ich werde mich nie dahin bringen lassen, einen entehrenden Frieden zu unterzeichnen. Unter den Ruinen meines Vaterlandes werde ich begraben werden, oder wenn das Schicksal mich so hart verfolgt, werde ich wissen meinem Unglück, wenn ich es nicht mehr aushalten kann, ein Ziel zu setzen."

Es ist, wie wir wissen, nicht das erste Mal, daß er diesen Gedanken äußert; wenn er ihn nicht ausgeführt hat, so rührt dies daher, daß die Ereignisse doch nicht eine Wendung nahmen, aus der schlechterdings kein anderer Ausweg gewesen wäre. Nur wenn der Staat vollkommen verloren war, konnte er daran denken, seinem persönlichen Dasein ein Ende zu machen. Wir zweifeln nicht: er hätte es gethan.

Es bildet einen eigenthümlichen Contrast gegen diese verzweiflungsvolle Stimmung des Königs, daß indessen die Kaiserin-Königin trotz des Unfalls von Liegnitz mit wachsendem Muth auf eine entscheidende Unternehmung gegen ihn drang. In ihr concentrirte sich — wir berührten es schon — die Direktion der militärischen Geschäfte, der Hofkriegsrath versammelte sich unter ihrem Vorsitz. Daun hat zuweilen die Gutachten seiner Generale ohne ein eignes hinzuzufügen, nach Wien geschickt, um sich eine Entscheidung auszubitten; die Antworten der Kaiserin waren zuletzt maßgebend für die Intentionen, die man im Felde verfolgte. Vor allem hätte sie nochmals eine Unternehmung gegen Glogau gewünscht, bei welcher die Verbindung mit den Russen erst eigentlich vollzogen worden wäre. Auch waren diese nicht abgeneigt, dazu mitzuwirken. Allein der General-Feldzeugmeister Laudon, sonst so unternehmend, erklärte sich dagegen, weil die Herbeischaffung des erforderlichen Belagerungsgeschützes unüberwindliche Schwierigkeit haben würde. Eine effektive Vereinigung der beiden Armeen in Schlesien hätten die Oesterreicher selbst nicht einmal gern gesehen, denn die Russen, sagten sie, seien durch ihren geringen Sold auf Plünderung gleichsam angewiesen und ihre Verpflegung würde große Ungelegenheiten herbeiführen. Ein anderer Gedanke der Kaiserin war auf die nochmalige Eroberung

von Schweidnitz gerichtet, dessen Besitz sie allein vor weiteren Einbrüchen des Königs sichern könne. Sie forderte diese Unternehmung selbst für den Fall, daß es darüber zu einer Schlacht kommen müsse, für deren Ausgang sie selbst die volle Verantwortung übernehme. Daun antwortete hierauf, daß es unmöglich sei, die Belagerung zu vollführen und sich zugleich gegen die Angriffe des Königs zu sichern. Friedrich hatte indessen, mit der Armee des Prinzen Heinrich vereinigt, ein festes Lager bezogen. Maria Theresia meinte, ihre Truppen seien stark genug um ihn daselbst anzugreifen, denn unerträglich sei es doch, daß der Feldzug wieder ohne wesentliche Erfolge enden solle. Und so viel man abnehmen kann, war Daun eines Tages wirklich zu einem solchen Angriff entschlossen, als der König sein festes Lager mit einem noch festeren vertauschte, in welchem er unangreifbar wurde. Da sich nun in Schlesien nichts erreichen ließ, so gab Laudon den Rath, den Kriegsschauplatz nach Sachsen zu verlegen. Lascy faßte den Anschlag, — und er selbst stellte sich dabei an die Spitze, — in Verbindung mit den Russen, in die Kurmark einzubrechen. Auf Besitznahme war es auch jetzt nicht abgesehen, sondern mehr auf Brandschatzungen, die dann vornehmlich den Russen zu Gute kamen. Diese Bewegung sowohl als die bedenkliche Lage der Dinge in Sachsen, bewogen den König, Schlesien zu verlassen, um seinen Feinden anderweit in Person zu begegnen. Für die Mark war es nicht nöthig, sie wurde von den Eingedrungenen ohnehin geräumt. Von der größten Bedeutung aber war es, daß das österreichische Heer dem König auf seinem Wege nach Sachsen folgte ganz im Sinne der Kaiserin, welche ihrem Feldmarschall zur Pflicht machte, besonders Leipzig und Torgau zu behaupten und, wenn es nöthig sei, dafür eine Schlacht zu wagen [1]).

So geschah es. Daun hatte ein festes Lager bezogen auf den Süptitzer Höhen bei Torgau und sie mit zahlreichem Geschütz besetzt. Unverzüglich griff der König ihn an (3. November).

Es war hiebei, daß Ziethen seinen Ruhm erwarb. Ziethen repräsentirte noch den Sinn und Charakter der Zeiten Friedrich Wilhelms I. Seinen Namen verdiente er sich als Führer der Husaren, der den Croaten Nadasdy's sich mit Geschicklichkeit entgegensetzte. Das Glück, das seine Unternehmungen begleitete, sodaß Jedermann unter ihm, dem Vater Ziethen, dienen wollte, bahnte

1) Cabinetsschreiben der Kaiserin vom 23. Oct. 1760 bei Arneth II, 174.

ihm den Weg zu den höchsten militärischen Stellen. Jetzt war ihm die Hälfte des Heeres anvertraut, welches Daun bekämpfen sollte. Man weiß nicht, ob der König zu rasch angriff, oder ob Ziethen länger aufgehalten wurde als man erwarten konnte. Endlich erschien er. Dann war der Sieg der Preußen entschieden. Angriff und Widerstand waren einander werth. Niemals hatte man eine ähnliche Kanonade gehört. Es war, sagt Friedrich, den seine literarische Ader nie verließ, als wenn zwei Gewitter, von entgegengesetzten Winden getrieben, auf einander stießen.

Die Oesterreicher nahmen ihren Rückzug nach Dresden. Der König hatte sie nochmals überwunden, aber eine durchgreifende Aenderung der Situation hatte er damit nicht hervorgebracht. Ich muß, sagt er, die Russen aus der Neumark, Laudon aus Schlesien, Daun aus Sachsen vertreiben. Auch nach der gewonnenen Schlacht werde ich keine bessere Position einnehmen als im verflossenen Jahr[1]. So trat er in das Jahr 1761.

Wenn Maria Theresia auf eine Schlacht gedrungen hatte, so hatte sie das immer in der Voraussetzung gethan, daß der Sieg in einer Schlacht, sehr vortheilhaft, der Verlust einer solchen aber doch nicht sehr nachtheilig für sie werden könne.

Wohl empfand man es in Oesterreich und bekam es während des Winters noch mehr zu empfinden, daß man gegen die preußische Macht, welche in Sachsen die vortheilhafteste Stellungen, in Schlesien den Besitz der Festungen für sich habe, nichts ausrichten könne, aber man wünschte doch die Fortsetzung des Kampfes, da man Rußlands sicher sei. Der russische Hof, der ein eigenes großes Interesse verfocht, erklärte sich gern bereit dazu. Es hatte nicht viel zu bedeuten, daß der Oberbefehl von Soltikoff an Buturlin übergegangen war, denn die Seele der Unternehmung war und blieb Fermor. Die unmittelbare Absicht der Russen war jetzt auf Colberg gerichtet. Aber zugleich wollten sie an dem Feldzug der Oesterreicher in Schlesien theilnehmen. Daun, sagten sie, möge nur den König in Sachsen beschäftigen. Sie versprachen mit Laudon, der beinahe unabhängig von dem Feldmarschall in Schlesien kommandirte, zusammenzuwirken. Davon rührt es dann wieder her, wenn der König die Armee in Sachsen seinem Bruder anvertraute, um der

1) Vergl. die Briefe Friedrichs an Herzog Ferdinand bei Westphalen IV. 510. In dem Briefe Mitchells (Papers II, 213) werden die Schwierigkeiten der Lage anschaulich geschildert.

größeren Gefahr in Schlesien selbst entgegenzugehen [1]). Langsam rückten die Russen heran. Mitte Juli 1761 überschritten sie die Grenze von Schlesien, und schlugen ihr Lager bei Militsch auf. Laudon, aus der Lausitz ansehnlich verstärkt, rüstete sich, ihnen die Hand zu bieten. Wenn es Anfangs gelang, die Vereinigung der Feinde zu hindern, so konnte es doch auf die Länge nicht durchgeführt werden. In der zweiten Hälfte des August traten die beiden Heere in der Gegend von Liegnitz in unmittelbare Verbindung. Friedrich nahm dann ein festes Lager zu Bunzelwitz, welches anzugreifen sie doch den Entschluß nicht fassen konnten. Da sich die beiden Heere dann wieder trennten, so meinte Friedrich durch eine Bedrohung von Mähren Laudon zur Räumung Schlesiens nöthigen zu können. Aber vielmehr benutzte Laudon die erste Entfernung des Königs von Bunzelwitz, um einen Handstreich auf das schlecht befestigte Schweidnitz zu unternehmen und den Platz zu erobern (1. October 1761). Dagegen konnte Friedrich nichts mehr ausrichten; er mußte zulassen, daß die Oesterreicher und das russische Corps, das bei Laudon geblieben war, ihre Winterquartiere in Schlesien nahmen.

In Sachsen behaupteten die Oesterreicher mit der Reichsarmee vereinigt gute Stellungen an der Elbe, im Voigtlande und an der Saale. Von hoher Wichtigkeit war der Feldzug in Niedersachsen. Die Franzosen hatten neue Anstrengungen gemacht, um Hannover zu erobern. Man hat behauptet, eine so große Armee, als sie jetzt ins Feld stellten, sei in diesem Kriege niemals beisammen gewesen. Sie hatten bereits Cassel und Göttingen inne, wenig bedeutende Plätze, die aber durch eine den Franzosen eigenthümliche, rasche fortifikatorische Thätigkeit haltbar gemacht wurden. Herzog Ferdinand wußte ihnen dennoch durch die geschicktesten Manöver zu begegnen, selbst nachdem sie über die Weser gesetzt waren. Durch unaufhörliche kleine Gefechte rettete er Hannover, sie hatten bereits Eimbeck eingenommen, er nöthigte sie diesen Ort wieder zu verlassen. Bei Alledem behaupteten sich die Franzosen in Hessen; von Mühlhausen, das sie inne hatten, boten sie der Reichsarmee, die bis Saalfeld

1) Le Roi se réserva la défense de la Silésie Oeuvres V, 110. Es erhellt aus seiner Erzählung, verglichen mit den später bekannt gewordenen authentischen Mittheilungen (Arneth II, 237 f.), daß er im Ganzen wohl unterrichtet war; seine Angaben über den Plan der Feinde sind selbst noch umfassender. In dem Feldzuge selbst war er doch der Pläne, die man gefaßt hatte, keineswegs sicher. Il était, sagt er, impossible de pénétrer leur dessein.

vorgedrungen war, die Hand. Es war das gemeinschaftliche Schicksal der Armeen in Schlesien, Sachsen und im westlichen Deutschland, daß eine jede von ihnen von einer sehr überlegenen Macht angegriffen wurde, aber sich in immer erneuter Gefahr gegen dieselbe behauptete. Die drei Feldherren an der Spitze dieser Armeen bilden gleichsam ein Triumvirat der Vertheidigung; sie wetteiferten an Talent, Application und Kriegstüchtigkeit. Prinz Heinrich hatte sich für die ihm anvertrauten sächsischen Länder ein System der Defensive gebildet, das er mit Berücksichtigung des kleinsten Vortheils, der ihm die Landesbeschaffenheit darbot, mit Vorsicht und Ausdauer durchführte. Dem Herzog Ferdinand gelang es, das hannoversche Interesse noch mit dem preußischen zu vereinbaren und als ein norddeutsches den Franzosen entgegenzusetzen. Er war ein Schüler Friedrichs, dessen strategische Grundsätze er annahm. Die Defensive, auf die er angewiesen war, vollzog er unter stetem Angriff. Er wußte die unter verschiedenen Feldzeichen vorrückenden Truppenabtheilungen immer zu einem großen Zwecke zu verbinden; durch seine planvollen Combinationen täuschte er den an sich überlegenen Feind und warf ihn zuletzt zurück [1]). Friedrich bewegte sich in einem fortwährenden strategischen Handgemenge, er erschien immer an den Punkten, wo die Gefahr am größten war, allezeit zur Stelle, von keinem Unglück gebeugt, nach jedem Unfall sich wieder ermannend, unerschöpflich in kühnen Anschlägen, gleich geschickt, sich kleiner Vortheile zu bedienen und die großen Momente zu ergreifen. Was seiner Erscheinung ihr eigenthümliches Gepräge giebt, ist die Verbindung der Kriegführung mit der Politik, die sich beide in der großen Absicht vereinigen, nichts aufzugeben, um den Staat, den er inne hat, durch die Armee und ihre Waffen zu behaupten. Das Glück allein bildet keine großen Männer. Schlachten können auch durch Zufall oder ein einseitiges Talent gewonnen werden. In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gefahren bildet sich der Held. Man vergleicht Friedrich gern mit Napoleon. Der vornehmste Unterschied zwischen ihnen möchte sein: Napoleon war gegen alle Welt, alle Welt war gegen Friedrich; Napoleon wollte ein neues Weltreich gründen, Friedrich während des siebenjährigen Krieges nur eben sich selbst vertheidigen. Napoleon setzte ungeheure Kräfte in Bewegung, Friedrich gebot über

1) Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst; neunter Abschnitt; p. 100 ff.

sehr beschränkte Mittel. Napoleon focht für eine den ganzen Continent umfassende Autorität, Friedrich für seine Existenz. Friedrich sehen wir lange Jahre hindurch mit stärkeren Feinden ringen, immer am Rande des Abgrunds, der ihn zu verschlingen droht; auch Napoleon ist eine Reihe von Jahren hindurch in fortwährendem Kampf, immer jedoch in Aussicht eines definitiven Triumphes, bis die überlegenen Weltkräfte den noch weiter Emporstrebenden mit einem Male niederwarfen. Das Erbtheil Napoleons war der militärische Ruhm der Franzosen, das Erbtheil, das Friedrich seinem Staate hinterließ, war die Rettung seines Daseins.

IX.

Wechsel in den politischen Verhältnissen.

Soviel auch von Frieden die Rede war, schien doch der Krieg noch eine größere Ausdehnung zu gewinnen, als nach dem Tode Ferdinands VI. Carl III. den spanischen Thron bestieg und die Männer wieder in die wirksamsten Stellen erhob, die früher die Feindseligkeit gegen England genährt hatten. Carl III. war bei weitem lebendiger von den Ideen der bourbonischen Macht durchdrungen, als sein Vorgänger; er bot die Hand zur Erneuerung des Familienpakts, auf welchen Choiseul den größten Werth legte, und schritt dann, mit Frankreich einverstanden, zu einem Angriff auf Portugal, das unter dem besondern Schutz von England stehend als der natürliche Feind des bourbonischen Systems betrachtet wurde. Noch einmal stellten sich alle Kräfte der Bourbonen den Engländern entgegen, was dann auch auf Deutschland einwirkte, indem die Franzosen einen Theil ihrer Truppen über den Rhein zurückriefen, um auf der pyrenäischen Halbinsel den Spaniern Dienste zu leisten. Sie waren darum nicht gemeint, Norddeutschland aufzugeben; sie glaubten, einer so großen Kraftanstrengung, wie die bisherige, bedürfe es daselbst nicht mehr.

Indem aber Choiseul den Krieg in größerem Umfang fortzuführen entschlossen schien, wiederholte er doch auch seine an friedlichen Demonstrationen. Und in England, wo man auch des Krieges müde war, wurden seine insgeheim dahin übermittelten Anträge nicht gradezu zurückgewiesen. Aber in der Sache lag eine kaum zu überwindende Schwierigkeit: denn die engen Beziehungen, welche noch zwischen Oesterreich und Frankreich bestanden, ließen nicht zu, daß Frankreich, indem es mit England Vertrag schloß, zugleich mit Preußen pacificirt worden wäre. Seinerseits setzte sich König Friedrich nicht gegen eine Pacification der Engländer mit Frankreich, obgleich sein Allianztraktat ihm dazu das Recht gegeben hätte. Er drang nur darauf, daß er für die Nachtheile, die ihm

für seinen Theil daraus erwachsen würden, durch ansehnliche Concessionen von englischer Seite entschädigt werde. Seine Meinung war, daß ihm von dem hannoverschen Heere 30,000 Mann überlassen würden zugleich mit den Mitteln dieselben zu erhalten. Frankreich sollte auf die in dem ersten Vertrag von Versailles für Oesterreich stipulirte Hülfe von 24,000 Mann beschränkt sein. Er würde alsdann den ganzen Krieg gegen Oesterreich, das deutsche Reich und dessen Verbündete allein zu führen gehabt haben. Ein später Lebender könnte auf den Gedanken kommen, das Beste wäre gewesen, daß England dem König seine Forderung bewilligt hätte. Seine maritimen Verhältnisse würde es mit Frankreich ohne weitere Rücksicht auf Deutschland festgestellt haben. Der continentale und der maritime Krieg würden auf immer getrennt worden sein. Die Engländer waren im Allgemeinen nicht gegen eine solche Uebereinkunft: allein die Summe, welche Friedrich, als er endlich nach langem Schweigen sie bezeichnete, nannte — sie betrug 9 Millionen Thaler — überstieg ihre Erwartungen. Der große Commoner William Pitt meinte jedoch, diesen Vorschlag ablehnen zu müssen: denn die Summe der Subsidien sei unerhört in England, ihr hoher Betrag werde die Nation noch mehr verstimmen und bei den nächstens zu erwartenden parlamentarischen Wahlen einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Er fürchtete, seine Stellung, die schon durch den indeß eingetretenen Regierungswechsel — Georg II. war am 27. Oktober 1760 gestorben und Georg III. auf den Thron gelangt — und eine damit verbundene Veränderung in den hohen Aemtern erschüttert war, nicht behaupten zu können. Was den Frieden mit Frankreich anlangt, so war auch er nicht eigentlich dafür. Die Theilnahme Spaniens zu Gunsten Frankreichs war weit entfernt, ihn zu schrecken; sie reizte ihn vielmehr zu neuen Unternehmungen an; er meinte, England könne Spanien und Frankreich zugleich bekämpfen und überwinden. Die französischen Eröffnungen zu einem besonderen Frieden scheiterten auch dies Mal gleich im Anfang der Verhandlungen. Die Absicht William Pitts war dann die gemeinschaftliche Aktion der bourbonischen Höfe nicht abzuwarten, sondern einer solchen durch einen Angriff nun auch auf Spanien, nicht allein auf Frankreich zuvorzukommen; die Zeit sei gekommen, wo man diese Mächte überhaupt demüthigen müsse. Spanien sollte zu einer kategorischen Erklärung über seine Absichten aufgefordert und, dafern diese nicht nach Wunsch ausfalle, von der jetzt nur theilweise beschäftigten englischen Flotte feindlich behandelt werden: denn sonst

könne die spanische Flagge dazu dienen, die commerziellen Verbindungen Frankreichs zu decken, was der Handel in England schwer empfinden werde. Aber zu so umfassenden Plänen konnte er die Tories und seine Widersacher in dem Kabinete nicht fortreißen. Der frühere Lehrer Georgs III., Lord Bute, schlug sich auf die Seite der Gegner von Pitt; er wollte selbst den überwiegenden Einfluß, den Pitt in den letzten Jahren durch seine Direktion der Geschäfte erworben hatte, nicht länger dulden. In verschiedenen Kabinetssitzungen wurden jene Anträge zurückgewiesen. Hierauf ließ Pitt vernehmen, er könne seinen Namen nicht zu Maßregeln hergeben, die sich im Laufe des Krieges verderblich erweisen würden; da er für seine eigenen Ansichten keinen Raum mehr finde, so könne er auch seine Stelle nicht länger behaupten. Am 5. October 1761 gab er die Siegel zurück. Damit wurden nun aber nicht allein die vorgelegten antibourbonischen Kriegspläne zurückgewiesen, sondern auch die ganze Politik ging zu Ende, die bisher England und Preußen, den Kampf des ersten gegen die französische Marine, des letzteren gegen das Uebergewicht von Oesterreich zusammengehalten hatte.

Es konnte nicht lange zweifelhaft bleiben, wiewohl der Krieg mit Spanien nun wirklich ausbrach, oder vielmehr eben darum, daß die neue englische Verwaltung auf Frieden mit Frankreich ernstlich Bedacht nehme. Die ganze Frage für Friedrich war, wie dieselbe hiebei das Verhältniß Englands zu Preußen auffassen werde. Mancherlei Erklärungen wurden gewechselt; die vornehmste Thatsache war, daß die für Preußen bestimmten alten Subsidien von vier Millionen für das nächste Jahr von dem Parlament nicht bewilligt wurden: die Minister hatten sie eben nicht in Antrag gebracht. Sie wollten die Convention nicht mehr, welche ihnen zugleich in Bezug auf den Frieden mit Frankreich die Hände band.[1] Friedrich sah sich der Subsidien, welche für ihn eine kaum entbehrliche Hülfsquelle bildeten, für das Jahr 1762 beraubt. Der Ausbruch des spanischen Krieges war für die Engländer ein Grund mehr, sich der Rücksicht auf Deutschland möglichst zu entschlagen; im Oberhaus ist ein Antrag dazu in aller Form gestellt worden. Der leitende Minister zeigte dem König von Preußen eine immer steigende Abneigung. Grade das vertrauliche Verhältniß, in welchem Friedrich zu Pitt und dessen Administration gestanden, rief in Bute das Gegentheil hervor. Durch den spanischen Krieg nicht gehindert, trat er sehr bald in geheime Verhandlungen mit Frankreich, die zunächst zu keinem Erfolge führten, aber dem König von Preußen doch zeigten, wie gefährdet

seine Stellung sei. Der Ueberlegenheit von Rußland und Oesterreich blieb er fortwährend ausgesetzt, von England ward er verlassen. Friedrichs Briefe aus dieser Zeit verrathen eine trübe Stimmung. Er erwartet Anerbietungen zu einem nachtheiligen Frieden und, da er solche nicht anzunehmen entschlossen ist, so sieht er die Nothwendigkeit der Fortsetzung eines fast hoffnungslosen Krieges vor sich [1]). Plötzlich aber hören wir ihn ausrufen: „Die Wolken fangen an sich zu zerstreuen, wir wollen Muth fassen."

Wenn man die Verhältnisse überlegt: die noch immer unauflösliche Verbindung Frankreichs mit Oesterreich, die unbezwingliche Feindseligkeit Maria Theresias, die Bedeutung der Hülfeleistung, die sie von Rußland auch für den nächsten Feldzug erwartete, so gab es nur ein Ereigniß, durch welches die Lage Friedrichs wesentlich verändert werden konnte, und eben dieses trat ein: Kaiserin Elisabeth starb am 5. Januar 1762. Obgleich sich umfassende politische Pläne in Rußland an den Krieg knüpften, so war doch der Ursprung der Theilnahme Rußlands für die Absichten von Oesterreich sehr persönlicher Natur; der Kaiserin Elisabeth zur Seite stand eine andere Faktion, die nur den Tod dieser Fürstin erwartete, um dem Krieg ein Ende zu machen. Bei der ersten Nachricht zweifelte Friedrich noch, welchen Ausgang die Sache nehmen werde. Aber schon am 5. Februar schrieb er dem Herzog Ferdinand, daß er in wenigen Wochen mit Rußland pacificirt zu sein hoffe. In der Verbindung einer russischen Truppenmacht mit einem österreichischen Corps stellte sich die Summe der Gefahr dar, die er zu bestehen hatte. Am 5. Februar konnte er melden, daß der Führer derselben, Czernitscheff, sich den nächsten Tag von den Oesterreichern trennen werde. Der neue Czar, Peter III., war durch den Ruhm der Waffenthaten Friedrichs enthusiastisch für ihn eingenommen. Alle Nachrichten, die ich von ihm erhalte, schreibt König Friedrich, zeigen mir, daß er gut für mich gesinnt ist; ich hoffe, daß in kurzem die Differenzen, die ich mit Rußland habe, geschlichtet sein und die russischen Truppen nach Hause gehen werden. Eine andere Aussicht, mit der er sich schon lange getragen, tauchte aufs Neue mit größerer Sicherheit auf: er vernahm, daß man in Polen, sowie in den österreichischen Erb=

1) Je crois que nous n'aurons jamais la paix, il faudera se faire Cloir le pot en Tete, et Collér les bottes pour n'avoir pas la penne de les remettre. Friedrich an Herzog Ferdinand, 13. Januar 1762. Westphalen VI, 14.

landen einen Angriff der Türken ernstlich fürchte. Im Divan gab es in der That eine Partei, an deren Spitze der Mufti und der Großwesier standen, welche eine Allianz mit Preußen wünschten. Ihnen setzte sich aber der Einfluß von Oesterreich und Frankreich vereinigt entgegen. Einer Entscheidung zu Gunsten Oesterreichs glaubte der König noch durch seine eigene Verbindung zuvorzukommen; er hatte zugleich einigen Grund auf den Zuzug der Tartaren zu rechnen.

Aber diese Eventualitäten waren doch, wie der Erfolg zeigte, sehr unsicher. Außer allem Vergleich mit ihnen stand die Neugestaltung, welche die russischen Verhältnisse erfuhren. Zwischen Friedrich und Peter III. wurden lebhafte Freundschaftsversicherungen gewechselt: Friedrich nahm es als ein gutes Zeichen auf, daß der Czar ihn um den vornehmsten preußischen Orden bitten ließ. Ein Stillstand wurde geschlossen, und der Friede eifrig unterhandelt. Friedrich, der die Sache zunächst von der militärischen Seite ansah, bemerkte in seinen Briefen an den Prinzen Heinrich, jetzt habe die preußische Armee den Rücken frei.

Wie er bisher in seinen Widerwärtigkeiten eine Verkettung von Umständen, die außer aller Berechnung lagen, gesehen hatte, so erblickte er in der russischen Staatsveränderung gleichsam eine Peripetie, wie sie zur Vollendung eines dramatischen Werkes gehört. Das Unerwartete derselben verglich er mit der Rettung Ludwigs XIV. vor dem Utrechter Frieden durch den Sturz der Partei Marlborough. Ueber die nächste Absicht des Kaisers Peter war er noch nicht im Klaren; sie könne, sagt er, auf eine bewaffnete Mediation, auf ein neues Bündniß mit den Engländern, auf eine Unternehmung gegen Holstein gerichtet sein. Gewiß werde Schweden dem Beispiel Rußlands folgen. In Wien fühle man sich durch die russischen Ereignisse und die türkische Gefahr sehr geängstigt; aber das Wie und das Wann der bevorstehenden Dinge zu bestimmen, dazu würde ein Nostradamus gehören.

Zunächst entwickelte sich das Verhältniß zu Rußland immer enger und freundschaftlicher; mit der Herstellung des Friedens kam man bald zu Stande; dann sollte eine Defensiv-Allianz folgen, durch welche Rußland sich verpflichtete, dem König Friedrich gegen seine Feinde beizustehen. Auf ihn selbst machte es Eindruck, daß er einen Besuch von Czernitscheff bekam. „Welche Veränderung der Scene", ruft er aus. Ein Moment trat ein, in welchem man den großartigsten Wechsel erwarten durfte. Der König warnte den Herzog

Ferdinand vor umfassenden Unternehmungen; „eine Anzahl kleiner Erfolge wird einem großen gleichkommen." Von dem Thronwechsel in Rußland erwartete er einen allgemeinen Umschwung; es komme jetzt nur auf die Engländer an, ein russisches Truppencorps heranzuziehen, in Kurzem würde dies in Mecklenburg erscheinen, vielleicht auch in Hannover. Schon die Möglichkeit eines solchen Ereignisses müsse auf den französisch-deutschen Krieg mächtig zurückwirken.

So vollkommen sollte jedoch der Umschlag der Verhältnisse nicht werden. In der Natur politischer Verbindungen liegt es, daß sie nicht blos das absolute Verhältniß eines Staates zum andern betreffen, sondern durch die inneren Umwandlungen in den verschiedenen Staaten bedingt werden. Friedrich hatte das so eben in England erfahren, wo auf die ihm befreundeten Minister eine Faktion gefolgt war, welche ihm Abneigung zeigte. Was in England die Folge parlamentarischer Parteiung, das geschah in Rußland durch die gewaltsame Revolution, welche Peter III. vom Throne stürzte und dessen Gemahlin an seine Stelle brachte. Was im Jahre 1757 bereits im Werke gewesen, vollzog sich im Sommer 1762. Die Großfürstin hatte schon immer eine Partei für sich gehabt, welche sich weder der Kaiserin Elisabeth, noch auch Peter III. anschloß. Bald nach dessen Thronbesteigung suchten fremde Gesandte Verbindung mit der Großfürstin, welche wohl davon sprach, was sie thun würde, wenn sie nicht ohne allen und jeden Einfluß wäre. Die Unbesonnenheiten ihres Gemahls, welche die russische Kirche und die russische Armee gleichmäßig betrafen, führten die Katastrophe desselben herbei. Catharina stellte sich an die Spitze einer Bewegung, die eine nationale Färbung hatte. Wenn man nun aber in Wien erwartete, daß sie auf das System der Kaiserin Elisabeth zurückkommen werde, so sah man sich darin getäuscht. Catharina erkannte den Frieden an, den ihr Vorgänger und Gemahl mit dem König von Preußen geschlossen hatte. Preußen und Pommern, die noch in ihren Händen waren, gab sie dem König Friedrich zurück, ohne ihm Bedingungen zu Gunsten Oesterreichs zu stellen[1]). Nur von der Hülfsleistung, welche derselbe dem König versprochen hatte, nahm sie Abstand; sie gab ihrer Armee den Befehl, nach Rußland zurückzukehren. Das alte System der

1) Wie bitter das in Wien empfunden wurde, zeigt eine Aeußerung von Kaunitz in einer Denkschrift von Jahre 1768 bei Beer, Die erste Theilung Polens. Urkunden S. 263.

Kaiserin Elisabeth war und blieb aufgegeben. Gleich im ersten Moment ihrer Regierung faßte Kaiserin Catharina den Gedanken, den sie bis an ihr Lebensende verfolgt hat, in der Mitte zwischen Oesterreich und Preußen Position zu nehmen. Auch hiedurch aber wurde das Verhältniß der kriegführenden Mächte wieder geändert. Den letzten Augenblick, in welchem es wenigstens den Anschein hatte, als seien die Russen auf seiner Seite, benutzte Friedrich, den Oesterreichern bei Burkersdorf die Stellung zu entreißen, die ihn gefährden konnte; nach einiger Zeit fiel Schweidnitz in seine Hände zurück (9. October). Wenige Wochen darauf gelang es dem Prinzen Heinrich, die Oesterreicher und die Reichstruppen bei Freiberg zu überraschen und aus ihrer festen Stellung zu verjagen (29. October), sodaß die Preußen in dem Kampfe mit Oesterreich gegen Ende des Jahres 1762 in unzweifelhaftem Uebergewichte waren. Indeß hatte Herzog Ferdinand die Franzosen gegen ihre Erwartung angegriffen; in einem Feldzug voll von Wechselfällen schaffte er sich doch Raum, Cassel, den wichtigsten Platz, den die Franzosen noch inne hatten, zu belagern und zur Capitulation zu zwingen (1. November).

Aber damit war doch der große Streit noch keineswegs entschieden; Oesterreich und Frankreich hielten noch immer die Waffen in der Hand, und es ließ sich nicht absehen, wie ihr Bündniß gegen Preußen aufgelöst werden sollte: Eine unerwartete Wendung der Dinge führte denn doch dahin.

X.

Pacificationen.

Die oft begonnene und immer abgebrochene Friedensunterhandlung zwischen Frankreich und England war ernstlich und förmlich in Gang gekommen. Man kann nicht behaupten, daß England seine Verpflichtungen gegen Preußen geradezu aus den Augen gesetzt habe; mehr als einmal wurde auf die Bestimmungen des Traktates von Westminster Bezug genommen, namentlich bei Verhandlung über die Zurückgabe von Wesel, Geldern und der westfälischen Besitzungen des Königs von Preußen. Georg III. ließ erklären, daß er ohne die Beistimmung des Königs Friedrich darüber nicht abschließen könne [1]). Bei weitem entschiedener war die Rücksicht, welche Frankreich auf seine bisherige Verbindung mit Oesterreich nahm. Choiseul ließ die Kaiserin wissen, er würde die Unterhandlung mit England fallen lassen, wenn Oesterreich sie nicht gutheiße [2]). Ich wage es nicht, die Wahrhaftigkeit dieser Aeußerung zu läugnen. Denn wenn Rußland seine weitere Theilnahme dem Kriege versagte, so ließ sich derselbe von französischer und österreichischer Seite noch immer fortsetzen, wie es ja eben geschah. Aber in dem Augenblick trat eine Krisis ein, welche die Möglichkeit den Krieg fortzusetzen, für beide Mächte höchst zweifelhaft machte.

So eben waren jene Erklärungen des Uebertritts des Kaisers Peter zu den Feinden Oesterreichs erfolgt. Galitzin hatte davon dem Fürsten Kaunitz am 2. Juni offizielle Nachricht gegeben. Es war der Augenblick, in welchem England, wenn der Friede nicht zu

1) Le Roi de la Grande Bretagne ne peut concerter aucun arrangement sur Wezel et Gueldres, sans le consententement et approbation de S. M. Prussienne. Schäfer II, 2, 753.

2) Arneth II, 306: „Ausdrücklich wurde hinzugefügt, daß, wenn Oesterreich in eine Friedensverhandlung nicht eingehen, ja sogar nicht zustimmen wolle, daß sie etwa mit England allein gepflogen werde, man gesonnen sei, sie allsogleich fallen zu lassen.“ Vergl. Schäfer II, 2, 613.

Stande kam, ein russisches Heer nach Deutschland führen und dadurch einen entscheidenden Ausschlag zu Gunsten der preußisch-englischen, zum Nachtheil der französisch-österreichischen Interessen hätte geben können.

Und noch immer schien es möglich, daß Bute gestürzt und der große Commoner wieder an das Ruder von England gebracht würde; eine Eventualität, welche der König von Preußen wünschte, die Franzosen aber, die jetzt mit dem englischen Ministerium vollkommen einverstanden waren, mit Abscheu kommen sahen. Im Momente dieser Alles bedrohenden Krisis hat man in Wien den Gedanken gefaßt, daß vor allen Dingen das gute Verständniß des französischen Ministeriums mit dem englischen benutzt werden müsse, um eine friedliche Abkunft zu Stande zu bringen, was sich jetzt erreichen lasse. Auch die orientalische Verwicklung war so weit gediehen, daß der Krieg in Deutschland ohne die eigene Gefahr von Oesterreich nicht fortgesetzt werden konnte. In dieser Bedrängniß ist es gewesen, daß Maria Theresia die Idee fallen ließ, in der sie den Krieg unternommen und die sie bisher noch immer festgehalten hatte. Gleichsam entschuldigend sagte sie, daß sie davon absehe, den König von Preußen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, obgleich das für die Wohlfahrt des Erzhauses, die katholische Religion und die Verhältnisse des deutschen Reiches an sich nothwendig wäre [1]). Ihren ursprünglichen Gedanken, einen Zustand herbeizuführen, in welchem sie aller Gefahr von preußischer Seite überhoben sei, gab sie jetzt auf. Sie hatte nichts mehr gegen einen Frieden zwischen Frankreich und England, vorausgesetzt, daß ihr die Grafschaft Glatz und dem Kurfürsten von Sachsen eine Entschädigung zu Theil werde. Diese Erklärung ist es, was den Frieden möglich machte. Sie enthielt das Gegentheil der Absichten, in welchen die Allianz mit Frankreich geschlossen worden war. Die Franzosen nahmen sie mit Genugthuung auf, wenn auch nicht mit der Wärme, welche Maria Theresia erwartet hatte; vielmehr knüpften sie an den Vorbehalt von Glatz die Forderung einer Compensation für Frankreich an der niederländischen Grenze [2]), worüber man in Wien erstaunt und entrüstet war. Eine andere Schwierigkeit setzte sich dem Frieden in einem transatlantischen Ereigniß entgegen. Den Unterhandlungen zum Trotz gelang es nicht, dem großen Schlag, der bereits vorbereitet

1) Rescripte an Starhemberg vom 28. Mai und 4. Juni 1762 bei Schäfer II, 2, 616.

2) Berichte Starhembergs vom 8. und 14. Juni 1762 bei Schäfer II, 2, 617.

worden, zuvorzukommen: Havana fiel in die Hände der Engländer. Auch dies Ereigniß, wie der Seekrieg überhaupt, war zum Nachtheil Frankreichs und seiner Verbündeten. Aber der Abschluß des Friedens ward dadurch doch nicht gehindert, Frankreich trug bei den Stipulationen desselben wieder einige Vortheile davon, die es der Nachgiebigkeit der englischen Minister verdankte. Die Präliminarien wurden am 3. November 1762 unterzeichnet.

In der oben erwähnten Erklärung Maria Theresia's und dem Abschluß der Präliminarien zwischen Frankreich und England liegt der Frieden der Welt. Beide zusammen stellen die Bedeutung und das Resultat des siebenjährigen Kampfes vor die Augen. Frankreich verzichtete auf das Vorhaben, der anglo-amerikanischen Entwicklung jenseit des Oceans in den Weg zu treten, und indem England das maritime Uebergewicht in Nordamerika unzweifelhaft an sich brachte, gab es doch auf, was ihm in der Lage des Moments vielleicht hätte gelingen können, die französische und die spanische Colonialmacht zugleich zu Grunde zu richten. So ließ auch Oesterreich die Absicht fallen, seine alte Autorität in Deutschland der Beschränkungen, die ihm die preußische Macht auferlegte, zu entledigen. Es entschloß sich, dem König von Preußen die Sicherheit zu gewähren, deren Gefährdung ihn bewogen hatte, die Waffen zu ergreifen. Wenn Augenblicke eingetreten waren, in denen Friedrich selbst sich zutrauen konnte, der österreichischen Macht Gesetze vorzuschreiben, oder sie niederzuwerfen, so war ein solcher Plan vielleicht nicht einmal gefaßt worden; noch viel weniger wäre er ausführbar gewesen. Oesterreich hatte in den Jahren des Krieges seine eigenen Streitkräfte entwickelt und stand ungebrochen da. Die Länder der Monarchie waren durch die Gefahr und die Anstrengungen des Krieges enger verbunden, als bisher.

Das welthistorische Faktum ist, daß die Unabhängigkeit des nördlichen Amerika von Frankreich und das ungeschmälerte Bestehen des preußischen Staates nicht allein gleichzeitig, sondern in einer sehr engen Beziehung zu einander erkämpft worden waren. Das erste eröffnete eine unermeßliche Zukunft; der Blick der Zeitgenossen haftete am meisten auf dem letzten. Es war ein Erfolg von eminenter historischer Bedeutung. Alles Leben muß sich im Kampfe bewähren. Der preußische Staat, auf uralten Grundlagen, die denen der übrigen Mächte entsprachen, obwohl sie ihnen nicht völlig gleichartig waren, erwachsen, hatte eine Stellung faktischer Unabhängigkeit errungen, die ein eigenthümliches Princip

repräsentirte. Aber er war von übermächtigen Gegnern angegriffen und mit einer Beschränkung bedroht worden, die ihn vernichtet hätte. Denn seine Macht, das war seine Existenz. Diese ungeheure Gefahr war nun von Friedrich siegreich bestanden; die Provinz, durch deren Erwerbung der Rang einer europäischen Macht erlangt worden war, konnte als auf immer behauptet angesehen werden. So gestalteten sich die Dinge im Großen und Ganzen; im Einzelnen gab es noch Fragen, immer von einer gewissen Wichtigkeit, zu entscheiden.

Eine von diesen betraf die westphälisch-rheinischen Provinzen des Hauses Brandenburg, die schon so oft der Gegenstand allgemeiner Differenzen gewesen waren. Die Absicht Frankreichs ging in Folge früherer Transaktionen dahin, sie einstweilen dem Kaiser, der dabei in seiner reichsoberhauptlichen Eigenschaft aufgetreten wäre, einzuräumen. Den Oesterreichern fehlte es nur an Truppen, die sie zur Besitzergreifung hätten verwenden können. Für alle Fälle trug Starhemberg Sorge, daß in den Artikeln der Präliminarien, welche die Räumung der Landschaften betrafen, die beschränkende Clausel „sobald als es möglich ist" aufgenommen wurde. Diese eventuelle Zögerung ließen sich die Engländer gefallen. Uebrigens aber hielten sie die Absicht fest, gleichzeitig eine definitive Pacification zwischen Preußen und Oesterreich ins Werk zu setzen. Jener Streitpunkt, der sonst neue Irrungen hätte hervorrufen können, wurde zuletzt durch eine autonome Erklärung der beiden Hauptmächte erledigt. Man hatte daran gedacht, diese Landschaften und zugleich die österreichischen Niederlande, um sie vor einem Angriff zu schützen, für neutral zu erklären. Aber in einer Conferenz vom 15. Januar 1763 verfügten die Mächte kurz und gut, daß die Landschaften an Preußen zurückgegeben werden sollten. Wir versäumen nicht, anzumerken, daß derselbe Duc de Nivernois, der einst vor dem Ausbruch des Krieges die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Preußen beizulegen bemüht gewesen war, in diesem letzten Akt wieder auftritt. Er war jetzt französischer Botschafter in London, er hat zu der Bestimmung mitgewirkt und ausdrücklich gesagt, sie entspreche besonders seinen Gesinnungen, denn er ward noch immer zu den Freunden von Preußen gezählt. Maria Theresia gab darüber einiges Mißvergnügen kund; denn es schien, als wolle man ihr den Frieden über den Kopf wegnehmen, aber ernstliche Einwendungen machte sie nicht; sie selbst war zum Abschluß desselben entschlossen. Außer allem Anderen lag ein Motiv dafür in ihrem Verhältniß zu den Os=

manen. Obwohl diese auf die Anträge des Königs von Preußen nicht eingegangen waren, so brachten sie doch in Erinnerung, daß der Frieden von Belgrad demnächst ablaufe, und schienen darauf gefaßt zu sein, den Krieg zu erneuern. Die Unsicherheit des Friedens mit den Türken machte den Frieden mit Preußen doppelt nothwendig. Schon hatte Frankreich seine Zustimmung zu einer direkten Verhandlung zwischen Oesterreich und Preußen gegeben. Diese selbst zu eröffnen, trug jedoch der Wiener Hof noch Bedenken, da man den König nicht in der Meinung bestärken dürfe, als sei der Friede eine unerläßliche Nothwendigkeit für Oesterreich; man wollte erst in Erfahrung bringen, ob er selbst dazu geneigt sei. Eben zur rechten Zeit traf ein alter von den früheren Missionen her wohl bekannter, sächsischer Legationsrath, des Namens Saul, in Wien ein; er kam von Paris und ging nach Warschau. In den Conferenzen mit ihm und mit dem sächsischen Gesandten Flemming forderte Kaunitz die Sachsen auf, sich bei dem König von Preußen zu versichern, daß auch er zum Frieden geneigt sei. Der Mediation der Sachsen bediente sich Kaunitz lieber, als jeder andern, da sie dann um so weniger Gegenleistungen fordern konnten, und ihre eigene Lage ihnen selbst den baldigen Abschluß des Friedens zu einem dringenden Bedürfniß machte.

Der König von Polen August III., noch immer in Warschau, ging auf diesen Antrag ein, und durch Dazwischenkunft des Kurprinzen wurde dann in der That ein sächsischer höherer Beamter, der bei Friedrich in einem gewissen Ansehen stand, Geheimrath Fritsch, an denselben abgeordnet. Der König befand sich damals in Meißen; nach einem kurzen Zwiegespräch erklärte er, daß er zu Allem die Hand zu bieten bereit sei, was zu einem dauerhaften und billigen Frieden führen könne (29. November).[1]) Eben dies hatte er ja immer gefordert, daß nämlich der Wiener Hof sich gegen ihn selbst über das erklären solle, was er in Anspruch nehme.

Die ersten Eröffnungen auf beiden Seiten gaben noch wenig Hoffnung zur Verständigung. Maria Theresia verlangte Abtretung von Glatz und Schadloshaltung von Sachsen. Der König erklärte, wenn er nicht alle seine Staaten wieder bekomme, so sei an keinen Frieden zu denken; zur Schadloshaltung von Sachsen wolle er keinen

1) Il déclare qu' il est plus sincèrement porté que cette Cour là à tout ce qui peut acheminer une paix juste, honorable et durable entre les parties belligérantes, Beaulieu-Marconnay, Der Hubertusburger Friede, 20.

Groschen beitragen und kein Dorf hergeben. Doch konnte diese Meinungsverschiedenheit die Conferenzen nicht hindern, die nun fast zufällig nach Hubertusburg verlegt wurden. Wir erfahren, daß der österreichische Bevollmächtigte Collenbach, welcher Bedenken trug, den Frieden im Hauptquartiere des Königs gleichsam nachzusuchen, auf dem Wege nach Leipzig, wo sich dies befand, seine Skrupel dem sächsischen Gesandten eröffnet und die Verlegung der Verhandlungen nach jenem Jagdschloß veranlaßt hat. In Leipzig würde er mit Finckenstein zu verhandeln gehabt haben; nach Hubertusburg sandte ihm der König einen Beamten des Ministeriums, den Geheimen Legationsrath Hertzberg, der erst bei dieser Mission zu einem gewissen Namen gelangte. In Hubertusburg war noch einmal von der Abtretung von Glatz die Rede; Hertzberg machte dagegen geltend, daß es, wie von Daun selbst eingestanden worden sei, in den Händen von Oesterreich für die Offensive, in den Händen von Preußen nur für die Defensive etwas zu bedeuten habe. Von österreichischer Seite forderte man noch die Schleifung der Festung, aber das erwähnte Argument lief dem eigentlich entgegen. Am 2. Februar 1763 erklärte der Wiener Hof seine Einwilligung in die Wiederherstellung von Glatz. Wenn dann von österreichischer Seite für den Fall der nahe bevorstehenden Erledigung der fränkischen Markgrafschaften die Einrichtung einer brandenburgischen Sekundogenitur beantragt wurde, so lief das den dynastischen Ideen Friedrichs durchaus entgegen. Er antwortete, das sei eine Angelegenheit seines Hauses, über die er keinen Pakt schließen könne. Dagegen räumte er ohne Schwierigkeiten ein, was Oesterreich in Bezug auf Modena verlangte; und die Hauptsache: gegen die Erhebung des Erzherzogs Josephs zur römisch-deutschen Krone, machte er keine Einwendung weiter. Die Verhandlungen berührten auch die für Sachsen geforderte Entschädigung. Aber die sächsischen Staatsmänner sprachen ihre Forderungen nicht deutlich und präcis aus; man bemerkte, daß sie überhaupt mit den österreichischen in keinem rechten Einverständniß waren. Der Kurprinz ließ die Sache fallen.

Auch die andern Staaten und Stände des deutschen Reiches, die sich an den Hof zu Wien gehalten, begehrten dringend eine Abkunft. Bei seinen wiederholten Invasionen der reichsständischen Gebiete hatte Friedrich erklärt, daß sein Verfahren doch nur denen gelte, deren Contingente noch bei den Truppen der Kaiserin ständen. Das würde aufhören, sobald sie ihre Truppen zurückzögen. Die Reichsstände fanden jetzt keinen Schutz mehr weder bei Frankreich in

Folge der Präliminarien, noch bei Oesterreich; Kaiser und Kaiserin sprachen die Stände von den ihnen im Jahre 1757 gegebenen Zusagen los. Auf einige Einzelverträge folgte dann am 11. Februar die Neutralitätserklärung auf dem Reichstag zu Regensburg.

Unter mannichfaltigen Streitigkeiten, die jedoch niemals die Hauptsache gefährdeten, kam man in Hubertusburg endlich zu dem Akte der Unterschrift der vereinbarten Artikel, die nicht mehr, wie Anfangs beabsichtigt war, Präliminarien, sondern einen definitiven Traktat ausmachen sollten. Noch einmal ward Collenbach dabei von Aengstlichkeit übernommen, die ebenso wohl aus seiner subalternen Stellung, als seinen persönlichen Eigenschaften entsprungen sein wird; er ging von dem preußischen Bevollmächtigten zum sächsischen, von diesem zu jenem; er fragte selbst seinen Sekretär, was er an seiner Stelle thun würde; endlich unterzeichnete er.

In Wien selbst waltete kein Zweifel ob. Maria Theresia war durch jene Festsetzung der englisch-französischen Conferenz noch mehr bestimmt, den Frieden auf das Dringendste zu wünschen. Von Rußland verlassen, von den Türken bedroht, im Angesicht der momentanen Ueberlegenheit Friedrichs II. hatte sie keinen andern Ausweg übrig. Sie hatte den Krieg vorbereitet, zum Ausbruch gebracht und mit steter fast leidenschaftlicher Thätigkeit die Waffen und die Unterhandlungen dirigirt. Von ihr selbst ging das System der Mächte aus, von dem man die Wiedereroberung Schlesiens mit Sicherheit erwarten zu können glaubte. Alle Entwürfe der Ausgleichung und des Friedens hatte sie zurückgewiesen; aber ihre beiden großen Verbündeten waren jetzt durch ihre eigene Lage dazu gebracht worden, den Frieden ohnedies zu schließen. Es war für ihr politisches Leben, wenn man den ganzen Verlauf desselben erwägt, der bedeutendste Moment, daß sie dem beistimmen und den Frieden eingehen mußte. Die Ereignisse sind auf beiden Seiten zugleich persönlich und die größten Angelegenheiten des Staates: in Maria Theresia repräsentirt sich die Politik von Oesterreich, welche Deutschland dominirte und zuweilen die Welt; in Friedrich II. die Unabhängigkeit und Macht des preußischen Staates, die zu erwerben er doch selbst das Meiste beigetragen hatte.

Die Summe des Friedens liegt darin, daß die Kaiserin den Frieden von Breslau, den sie durch ihre Waffenerhebung hatte vernichten wollen, wiederherstellte; sie räumte die Landschaften, welche bei Ausbruch des Krieges zu Preußen gehört hatten; der König zog dagegen seine Truppen aus Sachsen zurück.

Schon einmal hatte der Friede von Breslau in Folge eines Waffenganges hergestellt werden müssen. Bei weitem gewaltiger aber war der letzte Sturm gewesen. Nicht allein für seine Eroberung, sondern für seine Existenz überhaupt, wenigstens insofern sie eine unabhängige Macht in sich schloß, hatte Friedrich kämpfen müssen. Das ist nun einmal das Gesetz der Welt: Große Umgestaltungen, neue Erwerbungen müssen durch wiederholte Kämpfe befestigt und bestätigt werden. Es ist wahr, daß der Friede keine Territorial-Veränderungen herbeiführte: aber eben darin, daß das nicht geschah noch geschehen konnte, liegt der Charakter des Krieges, durch welchen er eine entscheidende Epoche bildet. In dem Zustande, den er begründete, war der Keim zu anderen großen Weltveränderungen enthalten.

Die Allianz zwischen Frankreich, Rußland und Oesterreich, durch welche der preußische Staat mit seinem Untergange bedroht wurde, war durch den Widerstand, den Friedrich leistete, erschüttert, und alsdann durch die Wechselfälle der Ereignisse aufgelöst worden. Neben Rußland und Oesterreich nahm der preußische Staat eine ebenbürtige Machtstellung ein, ein Verhältniß, das durch die Sorgfalt, welche der König seiner Landesverwaltung zuwandte, zu fortdauernder Geltung und Wirksamkeit gebracht wurde. Daß es dabei sein ungestörtes Verbleiben haben sollte, durfte man jedoch nicht erwarten.

Kaiserin Katharina II., die einst nicht ohne die Beihülfe Friedrichs nach Rußland gekommen und jetzt ohne Erbrecht auf den russischen Thron gelangt war, mußte, um sich zu behaupten, auf große auswärtige Unternehmungen im Sinne ihrer Nation Bedacht nehmen. Zusammenwirken oder Zusammenstoßen war unvermeidlich. Die Geschicke von Deutschland knüpften sich an die Kaiserwahl Josephs, zu deren Genehmigung sich Friedrich entschlossen hatte: sie brauchte freilich noch eine lange Zeit, um eine reelle Bedeutung zu gewinnen, hat eine solche aber dann unerwartet entwickelt. Der Frage über die Erbfolge in Baiern ist schon damals gedacht worden, sowie der Antipathien, welche die Eventualität einer Verbindung der fränkischen Markgrafschaften mit Preußen in Oesterreich hervorrief. Umfassende Conflikte standen nach dieser Seite hin bevor, wiewohl nicht grade ein neuer Kampf auf Leben und Tod. Für die Politik Oesterreichs war es maßgebend, daß es mit dem Hause Bourbon in dem Verhältniß der Freundschaft, das im Jahre 1756 geschlossen worden war, die nächsten Jahrzehnte hindurch verharrte.

In der Reihe der Weltbegebenheiten nahm wie zuvor die Entzweiung, so bei dem Frieden die Verständigung über die maritimen Interessen zwischen England und Frankreich den ersten Platz ein. Aber wie lange konnte sie dauern. Unmöglich konnten sich die bourbonischen Mächte auf immer gefallen lassen, neben England eine untergeordnete Rolle zu spielen. Weltumfassende Kämpfe darüber, die dann wieder eine neue Epoche der allgemeinen Geschichte constituirt haben, waren unvermeidlich. Es wäre verkehrt und beinahe lächerlich, diese ihrem Wesen nach aus dem siebenjährigen Kriege herleiten zu wollen. Aber ein Zusammenhang der Veranlassungen mit demselben läßt sich doch nicht in Abrede stellen. Die Staatsverwaltung des Lord Bute, durch welche sich Friedrich gekränkt und gefährdet fühlte, hatte ohne dessen Zuthun eine Bewegung der Opposition zur Folge, die, da sie im Mutterlande nicht durchdringen konnte, eine um so stärkere Repräsentation in den Colonien fand und die alten Tendenzen der Emancipation, welche durch den Krieg von Canada zurückgehalten worden waren, zum Ausbruch brachte. Und auf der andern Seite läßt sich nicht verkennen, daß die Trennung der Politik Ludwigs XV. von den national-französischen Interessen und die Unmöglichkeit, in welche die französische Regierung großentheils auch in Folge dieses Krieges gerieth, ihre Finanzen auf geregeltem und gesetzlichem Wege mit ihren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, Anlaß zu den antimonarchischen Bestrebungen von Frankreich gaben, die durch den Antheil, welchen die Franzosen an den Kämpfen der Colonien gegen England nahmen, belebt, zur Revolution geführt haben. Die Allianz von 1756 selbst hat dazu beigetragen.

Der siebenjährige Krieg bildet in jeder Beziehung ein Moment der allgemeinen Weltentwickelung, welche die Folgezeit beherrscht hat.

Zwei kurze Schlachtberichte Friedrichs aus dem Jahre 1757.

(Note zu Seite 317).

I. Roßbach.

Frédéric à Podewils, le 6 novembre.

Nous venons de battre totalement les Français et les cercles, nous avons un grand nombre de prisonniers, plus de 50 canons, des drapeaux et étendards. Le Cte de Revel, Lieutenant-Général est prisonnier, beaucoup de généraux et officiers. L'ennemi était 50 m. hommes, nous 20 m. Le ciel a béni la juste cause. Il faut faire le tedeum avec du canon et des décharges d'infanterie à Berlin, Stettin, Magdebourg. Il est nuit close. Demain nous poursuivrons l'ennemi jusqu'à l'Unstrut. J'étais campé à Rossbach, et ils avaient voulu me tourner du côté de Weissenfels. Je les ai poursuivis jusqu'au premier défilé. Mon frère Henry est blessé légèrement, de même que le Gl de Seydlitz. Je crois le Gl Meinecke mort. Si nous avons perdu 400 h. morts ou blessés, c'est le bout du monde.

II. Leuthen.

Frédéric à Eichel, le 6 décembre.

Nous venons de gagner une bataille complète sur les Autrichiens, nous leur avons pris 3 ou 4 régiments d'infanterie prisonniers, grand nombre de canons et de drapeaux. Je ne puis rien spécifier, car je ne saurais détailler les choses à cause de la nuit. Nous n'avons perdu aucun général. Krocher est blessé et prisonnier. Dieu merci, tout va à merveille. Je marche demain à Breslau, que j'espère reprendre entre ci et 8 jours. Nous avons perdu morts et blessés 2,000 hommes à peu près.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Ranke, Leopold von, 1795-1886

Leopold von Ranke's sämmtliche Werke

Bd.: 30

Leipzig 1875